La Pucelle.

La Pucelle.

Roman in drei Büchern

von

Karl Frenzel.



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1871.

Die Hörigkeit des Weibes!

Stuart Mill.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Erstes Capitel.

Unerwartet war die Dienerschaft des Schlosses noch am späten Abend aufgestört worden. Spät am Abend bedeutete freilich für diese ländliche Einsamkeit schon die achte Stunde. Wenn man überdies, wie sie Alle vom Hausverwalter bis zu dem kleinen Küchenjungen herab, seit Monaten in aller Freiheit und Unbeschränktheit gelebt hat, so pflegt man seinen Tag später anzufangen und früher zu beschließen, als es unter den wachsamen Augen einer Herrschaft geschehen darf, welche es liebt, die Nacht zum Tage zu machen. Murrend, lärmend, Einer dem Andern seine Trägheit vorwerfend, ging es im hastigen Durcheinander treppauf, treppab; da waren Zimmer zu heizen, Betten zu bereiten, Lichter anzuzünden und schließlich noch für ein gutes Abendmahl zu sorgen. Es war eine kalte Nacht, glänzend funkelten die Sterne am dunklen Himmel; unter den Füßen Derer, die über den Hof zum Brunnen gingen, knirschte der Schnee. Die Mägde behaupteten, das Wasser gefriere in den Eimern und Gefäßen.

Derjenige, der all dies Unheil und diese Unruhe angestiftet, saß indessen unten in der Küche bei einem guten Feuer, rieb sich die Hände und hielt die Beine, die in großen Reiterstiefeln steckten, lang und behaglich ausgestreckt, so daß der kleine Jacques, der abwechselnd Holz und Töpfe herbeischleppte, halb eingeschlafen wie er war, wiederholt darüber stolperte. Jedesmal lachte Monsieur Longchamp hell auf und that einen tüchtigen Schluck aus dem Weinglase, das neben ihm auf dem Tische stand. „Rüstig, mein Junge", sagte er, „tummle Dich; wenn wir nächstens wieder Comödie spielen, sollst Du einen Pagen der Königin Semiramis von Babylon vorstellen."

„Aber, aber, Monsieur Longchamp", erscholl jetzt eine weibliche Stimme, und mit langsamen, würdevollen Schritten kam eine wohlbeleibte ältere Frau, die Arme schauspielerisch zum Himmel gestreckt, näher.

„Ganz wie Semiramis", murmelte Monsieur Longchamp und sah sich nach seiner Weinflasche um.

„O, Longchamp!" wiederholte sie und stand neben ihm in der röthlichen Gluth des lodernden Herdfeuers, „welch' eine Nachricht haben Sie uns gebracht!"

„Madame", erhob sich Longchamp mit einer Verneigung, — und Jeder, der diese Verneigung gesehen, hätte gewußt, daß Longchamp's Bestimmung in der verfehlten Einrichtung dieser besten Welt der Beruf eines Kammerdieners war, — „Madame, an der Gluth

Ihrer Wangen erkenne ich es, daß die Blüthe Ihrer Gesundheit in unserer Abwesenheit nicht gelitten hat. Noch mehr, ich sehe es, Sie sind überrascht, sind entzückt! Ja, wir sind wieder da, und noch mehr, wir bleiben!"

Das Entzücken über seine Ankunft dichtete Longchamp der guten Frau in seiner boshaften Freigebigkeit an, denn ihr Gesicht drückte eher Aerger, Unzufriedenheit und Bestürzung aus. Ein breites, rothes, gutmüthiges Gesicht, das sich nur selbst durch ein beständiges süßliches Lächeln des Mundes und durch die schmachtenden Blicke der kleinen grauen Augen gen Himmel schadete. Die wackere Frau Mathurine Lafond, die sich mit ihrem Gatten in die Verwaltung des Schlosses und des Haushaltes theilte, hatte in diesen Räumen seit fünfzehn Jahren so viel des Tollen, Wunderlichen und Seltsamen mit durchgemacht, hatte so oft stumme Hofdamen und bäuerische, plumpredende Landfräuleins und Tanten aus der Provinz darstellen müssen, daß ihr von all' diesem phantastischen Unwesen nicht zu ihrem Vortheil ein und der andere Zug geblieben war. Sie schwebte seitdem in allen unbeschäftigten Augenblicken ihres Lebens zwischen Himmel und Erde, und das einzige, aber dafür auch unfehlbare Mittel, sie aus den himmlischen Sphären wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuführen, war ein tüchtiger, regelrechter Zank mit ihrem Gatten, mit Meister Martin

Lafond, der gar kein Talent zum Comödienspielen, desto mehr Neigung jedoch zum Trinken und zu Liebschaften mit den Mägden des Hauses und den Schönen des Dorfes hatte. „Und da nun diese beiden Dämonen, Bacchus und Cythere", pflegte der Besitzer des Schlosses zu sagen, „den guten Lafond täglich peinigen, so können wir uns in allen Wirthschafts-Angelegenheiten getrost auf seine Frau verlassen; sie hat die Augen offen." Deshalb führte sie auch in den oberen Gemächern des Hauses den Spitznamen Frau Argus. Die goldenen Aepfel der Hesperiden aber, welche der alte Drache Argus bewachte, waren nicht halb so viel werth, als das goldreine, treue und mitleidige Gemüth Mathurinens. Ein Bild der Wohlhäbigkeit stand sie da zwischen dem großen Herd aus Backsteinen und dem kleinen weißgestrichenen Holztisch, an dem Longchamp einen kalten Imbiß verzehrte. Trotz des Verdrusses, den ihr seine Ankunft und noch mehr seine Botschaft bereitete, blickten ihre Augen mit dem Ausdruck des Wohlwollens und der theilnehmenden Freude auf den Schmausenden. Des Menschen größter Feind ist der Hunger, schien sie zu sagen, und ihre Wangen und ihr kräftig hervortretendes Doppelkinn lächelten Beifall dazu. Groß war sie nicht; im gewohnten Verlauf der Tage pflegte sie diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß sie ihren Schuhen besonders hohe Absätze gab. Heute nun, zur Unzeit aus ihrer Kammer gerufen, eben als sie in's

Bett steigen wollte, kam sie auf niedergetretenen Pantoffeln daher, in einem Anzuge, der nur in seinem oberen Theile, in dem langen, buntgewirkten Tuche, in das sie Arme, Hals und Schultern eingewickelt hatte, an ihre Würde im Hause und auf dem Theater erinnerte, während der untere, der kurze, rothbraune Friesrock und die Schuhe besser zu ihrem Alter und zu der Küche, als zu ihrer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit paßten. Wenn man den Anblick, den sie darbot, mit ihrer Meinung von sich verglich, welch' einen Gegenstand tiefsinniger Betrachtungen hatte man da! O Eitelkeit der Eitelkeiten! Ach, dachte Longchamp, der von dem Abschreiben der Werke seines Herrn längst den Geist der Philosophie in sich gesogen, und schlürfte zum vierten Male sein Glas behaglich aus, so sind die Geschicke der Menschen! Diese Frau würde die größte Schauspielerin Frankreichs geworden sein, wenn sie nicht zufällig in der ganzen Champagne die besten Aalpasteten zu bereiten verstanden; gerade so, wie ich der erste Philosoph der Welt geworden wäre, wenn ich nicht, wie die Marquise sagt, eine so wunderschöne Hand schriebe. Das ist's, unsere Vorzüge hindern unsere Entwickelung und unser Emporkommen. Diesen Gedanken fand er so erhaben, daß er sein Haupt auf die Hand stützte und die Augen schloß.

Eine solche offenbare Nichtachtung aber erregte den ganzen Zorn Mathurinens. Wie, dieser Mensch wagte

in ihrer Gegenwart einzuschlafen, ohne ihr, der ersten Person im Schlosse, auch nur Rede zu stehen! Alle ihre Lebensgeister, so sehr sie bisher noch halb von Müdigkeit, halb von der Gewalt des ersten Schreckens erstarrt und gebändigt waren, erwachten und sammelten sich kampfbereit.

„Herr Longchamp!" und sie streckte den einen bloßen Arm aus der bergenden Umhüllung ihres Tuches und schüttelte den Schläfer nachdrücklich an der Schulter. „Wollen Sie mir gefälligst sagen, was dies Alles bedeutet? Warum hat man mir nicht vorher geschrieben? Warum kommt man bei Nacht und Nebel? Das ist wieder eine Ihrer Nachlässigkeiten, Herr Longchamp", und sie schüttelte ihn noch einmal. „Die Frau Marquise ist sonst die Ordnung selbst, glatt, sauber und ohne Knoten, wie mein bestes Tafeltischtuch; freilich, daß man Sie hier duldet; so lange schon duldet — nun, es spukt zuweilen in den besten Köpfen! Sie sind ein Nichtsthuer, ein Faselhans, ein eitler Geck."

„Ich danke Ihnen", sagte sich ermunternd Longchamp, „ich danke Ihnen für alle diese Schmeicheleien, ich würde sie nach besten Kräften erwidern, wenn —"

„Wenn? Warum lachen Sie so höhnisch?"

„Wenn Sie angezogen wären, Frau Mathurine Lafond, so aber — Respect vor den Damen im Negligé!"

Die gute Dame stand da, die Arme in die Seiten

gestemmt, zornroth, ihr Tuch flatterte wie ein Kriegsmantel, ihre Augen hatten jede schmachtende Zärtlichkeit verloren, im Gegentheil — Longchamp verglich sie mit den funkelnden Augen einer Katze, die sich zum Sprunge rüstet, und vielleicht wäre das Abenteuer schlimm für ihn verlaufen, wenn sich nicht inzwischen die Küche mit der anderen Dienerschaft gefüllt hätte. Unter diesen Geistern niederer Ordnung fand er das Gefühl seiner eigenen Würde schneller wieder. Er stand von seinem Schemel auf, näherte sich Frau Mathurine und sagte, feierlich die Hand ausstreckend:

„Es sei Frieden zwischen uns, Semiramis!“

Und sich zu den Anderen wendend, fuhr er fort:

„Meine Kinder, die Frau Marquise du Châtelet wünscht Euch Allen einen guten Abend, und der Herr von Voltaire läßt Euch sagen, daß er in Luneville noch größere Spitzbuben getroffen, als unter Euch! Verstanden? In einer halben Stunde sind die Herrschaften hier! Greift zu, tummelt Euch, lustig, lustig! Haltet nicht länger Maulaffen feil!“

„Man kann wohl Maulaffen feilhalten, hat der Herr von Voltaire gesagt“, erhob der Koch, der sich über diese Anrede beleidigt fühlte, die Stimme, „wohl Maulaffen feilhalten“, wiederholte er, denn er stotterte, „wenn die Sternschnuppen im November fallen.“

„Aber nicht, wenn das Wasser überkocht“, erwiderte

pathetisch Longchamp und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Eine Weile verstummte in der Küche jedes weitere Gespräch, Alle waren emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, und Longchamp dachte daran, sich auf seine Kammer zurückzuziehen und des beschwerlichen Reiseanzuges zu entledigen. Unter anderen Gründen mochte ihn auch dieser zu seinem Rückzuge bestimmen, daß die Flasche Burgunder bis auf die Neige geleert und keine Aussicht auf eine zweite vorhanden war. Im Hinausgehen traf er wieder mit Frau Mathurine zusammen. Der Zorn der guten Frau war schon verraucht, sie fühlte sich im Anordnen, im Wirthschaften, im Hausumkehren zu wohl, um nicht in dieser Beschäftigung auch den ärgsten Feind freundschaftlich mit dem Kehrbesen zugleich an ihr Herz zu drücken.

„Auf ein Wort, mein lieber Longchamp!“ zupfte sie ihn an seinem Rock.

„Zu Diensten, Frau Lafond.“

Sie traten in die Nische des hochgewölbten Fensters, wo sie ungestört von den Anderen sich besprechen konnten.

„Ich weiß noch immer nicht, Herr Longchamp“, flüsterte sie, „warum die Herrschaften so unerwartet hieher zurückkehren. Was ist nur geschehen? Es schien ihnen doch so herrlich an dem Hofe des guten Königs Stanislaus zu gefallen? Wenn ich die Frau Marquise

bei ihrer Abreise richtig verstanden, wollten sie bis zum Anfange des Frühlings in Luneville bleiben — und nun! Man will doch Herrn von Voltaire nicht etwa verhaften?"

„Verhaften? Was fällt Ihnen ein? Wir sind unschuldiger als neugeborene Kinder; die Kinder in Bethlehem waren Vatermörder gegen uns!"

„Aber, Herr Longchamp! Ich hätte Sie für klüger gehalten; als ob man nicht oft Leute verhaftet und gefangen gehalten hätte, eben weil sie nichts verbrochen hatten! Haben Sie die haarsträubende Geschichte vergessen, die uns Herr von Voltaire im vergangenen Winter erzählte? Von dem armen jungen Prinzen, den man unter dem vorigen Könige in die Bastille gesteckt hat, und der sein ganzes Leben lang eine schwarze Maske auf dem Gesichte hat tragen müssen?"

„Gewiß erinnere ich mich, Frau Lafond. Und wie schön hat Herr von Voltaire das erzählt, die Thränen traten Einem in die Augen, es war so rührend und so grauslich! Jedoch warum war der Prinz so dumm und ließ sich in die Bastille stecken? Wir Philosophen sind klügere Leute! Ein Philosoph ist wie ein Fuchs, er hat immer ein Loch mit zwei Ausgängen."

Er sagte das mit einem so bedeutenden Ton, daß Mathurine eine Erwiderung darauf vergaß und erst nach einer Pause zu sagen vermochte:

„Sie sprechen wie ein englisches Buch."

Die englischen Bücher, in deren Studium sie ihre Gebieterin so oft vertieft fand, waren für sie der Inbegriff alles höchsten und tiefsten Wissens.

„Ja“, räusperte sich in selbstgefälliger Bescheidenheit Longchamp, „es kommt uns von oben! Nein, Frau Lafond, wenn wir verhaftet werden sollten, wären wir nicht nach der Champagne zurückgekehrt, sondern weit, weit hinaus in die Welt gezogen, zu dem Salomo des Nordens; Sie wissen schon, zu unserem König von Preußen. Wir hatten Briefe von ihm in Luneville, zärtliche Briefe, Sie kennen seinen Styl.“

„Ob ich ihn kenne, es ist ein goldener! Als Herr von Voltaire den ersten Brief von dem König bekam — er war damals noch Kronprinz — hat er mir einen funkelnagelneuen Louisd'or geschenkt. Daraus kann man sich doch einen Schluß machen, was in dem Brief gestanden hat.“

„Einen Louisd'or“, brummte Longchamp gedehnt, „dann hat sich der Styl des Königs seitdem sehr verschlechtert. Wenn's hoch kommt, ist ein Brief aus Potsdam jetzt ein Zwanzigsousstück werth.“

„Ach ja, Herr Longchamp, die Zeiten werden immer schlechter“, sagte Mathurine.

„Und Voltaire immer geiziger!“

„Früher ging es hier viel lustiger und glänzender her, da wurde gebaut, gelärmt, getanzt, Feste gefeiert, die Marquise war jünger und munterer ...“

„Sie kommt allmählig in's alte Register", meinte mit tiefsinnigem Ausdruck Longchamp, „aber beim besten Willen, Frau Lafond, es geht nicht anders auf dieser Erde. Sie dreht sich beständig und rollt und rollt, und Unsereiner wird dabei immer älter und niemals jünger, das nennt man den Weltlauf."

„Nun, nun, wir sind doch noch in den besten Jahren!"

„Wir haben sogar Anbeter, treue, ergebene", und er legte die Hand wie zum Schwure auf's Herz.

Mathurinens Augen blickten schmachtender denn je, schade nur, daß in dem Halbdunkel der Fensternische nicht viel davon zu sehen war.

„Sie sind ein Bösewicht, Herr Longchamp", sagte sie und hob den einen Zipfel ihres Tuches empor, als wollte sie ihr erröthendes Gesicht dahinter verstecken.

„Ich meine es gut mit diesem Hause und natürlich auch mit uns; was sollte aus den Herrschaften werden, wenn die Diener nicht zuerst für sich sorgten? Also aufgepaßt, Frau Lafond."

Er war dicht an sie herangetreten und raunte ihr das Folgende in das Ohr:

„Es ist etwas zwischen ihnen vorgefallen, ein Geheimniß — noch bin ich nicht dahinter gekommen, aber es muß sich um eine ernste Sache handeln. Vor drei Tagen gab es einen Zank zwischen ihnen, einen Zank! Das ganze Schloß zu Luneville zitterte, ich faßte mir

zuletzt ein Herz und ging in das Zimmer; bedenken Sie nur, Frau Lafond, wenn dies Gezänk zwischen Beiden ruchbar geworden wäre! Diese königlichen Diener sind so hochmüthige Gesellen, meine Kammerdienerehre hätte nothwendig unter der Grobheit meines Herrn gegen eine Dame gelitten. Und wie traf ich sie? Sie mit rothgeweinten Augen, mit Augen so dick wie Fäuste — und er, als hätte er englischen Punsch getrunken oder zehntausend Teufel im Leibe, im Gemach umherspringend, hustend, zischend, kreischend, mit zerrissenen Manchetten ..."

„Mit zerrissenen Manchetten!" Mathurine schlug die Hände zusammen. „Dann ist's weit mit ihm gekommen."

„Und was sprachen sie ..."

„Ja, was sprachen Sie?" wiederholte sie in höchster Neugier.

„Englisch sprachen sie!"

Longchamp schlug die Hände über der Brust zusammen und sagte:

„Wie gefällt Ihnen das, Frau Lafond?"

„Wenn sie englisch sprechen, ist die Wuth bei Beiden am größten. Das ist eine Sprache für Bulldoggen, kein ehrlicher Christenmensch versteht sie."

„Als sie mich erblickten, beruhigten sie sich und thaten, als hätten sie sich über Philosophie gestritten. Ueber die Philosophie! Man ist selbst nicht ganz un-

erfahren in der Philosophie, aber so sieht man nicht aus, wenn man sich über die Bewohner des Mondes gestritten: ob sie Schwänze haben oder keine. Nein, hier drehte es sich um irdische Dinge. Er hatte sie bei der Hand gefaßt und ihr, ich glaube, einen Ring abgezogen. Vielleicht hatte die Frau Marquise hoch gespielt und viel verloren, und mein armer Herr sollte die Zeche bezahlen. Das ist nie seine Leidenschaft gewesen, und das Ende vom Liede war, daß es nach drei Stunden hieß: Einpacken, Longchamp, Alles sorgfältig einpacken, keine Manuscripte liegen lassen, keine Papierschnitzel fortwerfen! Und wohin geht die Reise, gnädiger Herr? frage ich. Nach Cirey, fuhr er mich an. Nach Cirey — und da bin ich."

„Das ist eine böse Geschichte", seufzte Mathurine, „und sicherlich kommt das Schlimmste noch nach. Eine solche Bescheerung einen Tag vor dem heiligen Christfest! Da werden die Engel über Cirey wohl nicht singen: Frieden auf Erden! Wenn ich geahnt . . ."

„Wir kommen Ihnen ungelegen, Frau Lafond. Ich merk's schon. Da ich Ihnen nun reinen Wein eingeschenkt habe, könnten Sie ein Gleiches thun. Sie warfen mir vorhin, als wir uns zuerst begrüßten, einen Blick zu — Frau Lafond, ich habe einen solchen Blick des Mißtrauens nicht verdient."

„Seien Sie doch nur gut, lieber Herr Longchamp,

ich will es Ihnen gestehen, ich habe Besuch; ein junges Mädchen . . ."

„Ein junges Mädchen, in dieser Noth! Das ist ja ein wahrer Himmelssegen! Unbesorgt, Frau Lafond! Ich werde morgen bei der Chocolade dem Herrn Alles vorstellen; ein junges hübsches Mädchen mit braunen Augen und kirschrothen Lippen, eine arme Waise, sehr gut erzogen, sie soll noch über Nacht ein Dutzend Verse aus Zaire oder Semiramis auswendig lernen. Wenn man ihm seine Verse hersagt, zerschmilzt er wie Wachs beim Feuer."

„Ach, mit Herrn von Voltaire hätt' es keine Noth, er kennt das Mädchen, Sie kennen sie auch, es ist Marguerite Güntzer, die im Sommer schon einen Monat im Schlosse war."

„Ah, ah! Meine tiefste Reverenz, Fräulein Marguerite Güntzer! Sie sieht aus wie unsere Agnes Sorel . . ."

Aber kaum war dieser Name ihm unbedacht über die voreiligen Lippen geflogen, als er die Hände ärgerlich zusammenschlug und verlegen zu pfeifen, so grimmig zu pfeifen anfing, daß der schwarze Haushund, der bis dahin still und fast unbeweglich, nur schläfrig mit den Augen blinzelnd, unter dem Herde gelegen, mit wildem Geheul in die Höhe fuhr, die Mägde durcheinander schrien: „Was giebt's?" und der Küchenjunge einen Purzelbaum schoß: „Der König kommt, der König kommt!" Longchamp

war seiner Verlegenheit noch nicht Herr geworden, er schüttelte den Kopf. Es ist doch eigen, dachte er, kaum nennt man solchen Teufelsnamen, so ist auch die ganze Hölle losgelassen. Bei strenger Strafe war es nämlich im Schlosse zu Cirey verboten, der Jungfrau von Orleans, der Pucelle, und ihrer Geschichte zu erwähnen. Allein, gingen Longchamp's Gedanken diesmal zu seiner Entschuldigung weiter, kann man sich Fräulein Marguerite leibhaftig vorstellen, ohne an die ebenso schöne und zärtliche als unglückliche Agnes Sorel zu denken? In dem komischen Heldengedicht zu Ehren oder zu Unehren der ritterlichen Pucelle — je nachdem der geneigte Leser desselben die Welt mit weinenden oder mit lachenden Augen betrachtet — in diesem Gedicht, an dem Voltaire schon fünfzehn Jahre arbeitete, spielte Agnes Sorel, die blonde Geliebte König Karl's VII. eine hervorragende Rolle, und der gefühlvolle Longchamp hatte sich beim Abschreiben des zehnten Gesanges, der ihre schmerzlich süßen, tragikomischen Schicksale erzählt, sterblich in sie verliebt. Je verborgener er diese Liebe halten mußte, desto heller loderte sie in seinem Herzen, oft sprühten ihre Funken gegen seinen Willen umher und er seufzte: „O Agnes, warum bin ich nicht dein Page?“ Zum Glück für ihn und seine Leidenschaft wußte die übrige Dienerschaft so wenig von Agnes Sorel wie von der Königin von Saba.

So verhallte denn auch jetzt in dem allgemeinen Wirrwarr der holde, unheilige Name, unverstanden wie alles Schöne, unter den geschwärzten Gewölben der Küche.

Nur der Rauch des Herdfeuers wurde unerträglicher, und das Gekreisch der Mägde ohrenzerreißender.

„Ich rette mich, Frau Lafond“, sagte der Kammerdiener, die Schöße seines langen Rockes zusammennehmend, zu der Hofmeisterin, mit einem philosophischen Blick auf das wüste Durcheinander: „Welch' ein Bild der Welt! Ein allgemeiner Schiffbruch! Rette sich wer kann!“

Dies war aber leichter gesagt als ausgeführt; auf der einen Seite versperrte ihm ein Mädchen, das eben mit zwei Eimern Wasser in den Händen hereingekommen war, den Weg aus der Fensternische, auf der andern hielt ihn Frau Lafond am Arme zurück und lispelte: „Nur noch ein Wort!“

Darüber war es dem Koch gelungen, in der Nähe des Herdes wenigstens Ruhe zu erlangen, und mit lauter Stimme rief er hinüber: „Meister George, ich glaube, Ihr habt uns zum Besten gehalten! Die halbe Stunde ist längst vorüber, und die Herrschaften sind noch nicht da, all' unsere Arbeit wird vergeblich sein. Gebt Acht, sie kommen heute gar nicht mehr an.“

„Wollt Ihr mich Lügen strafen? Um vier Uhr

habe ich sie in Passy vor der Post verlassen, gerade als die Vorspannpferde ankamen, und bin vorausgeritten."

„In Passy?" mischte sich Frau Lafond ein, „da müßten sie längst hier sein, es ist neun Uhr vorüber.„

„Wenn ihnen nur kein Unglück begegnet ist", setzte mit bedenklichem Gesicht die Köchin hinzu.

„Ein Unglück — warum nicht gar!"

„Mir hat den ganzen Tag das rechte Ohr gesummt, das bedeutet immer Unglück", behauptete das Mädchen. „In den Nächten zwischen Weihnacht und Neujahr ist es nicht geheuer, da treiben die Gespenster auf allen Kreuzwegen ihr Unwesen."

„Jeanne, Jeanne!" rief entrüstet Longchamp. „Und Du willst für Herrn von Voltaire die Chocolade kochen!"

Dennoch war er selbst unruhig geworden; er zog eine altmodische silberne Uhr aus der Tasche seiner Lederhosen, prüfte sie sorgsam und stellte im Stillen eine Berechnung der Zeit an, deren Schluß in einem besorgten Kopfschütteln und einem gedehnten „Hm! Hm!" bestand.

„Seht nur, seht", sagte Jeanne, die ihn nicht aus den Augen gelassen, triumphirend zu den anderen Mägden, „nun hat er selbst Angst bekommen."

„Im Ernst?" fragte die Haushofmeisterin.

Longchamp rieb sich sein linkes Ohrläppchen, was bei ihm immer ein Zeichen der Ueberlegung war.

„Es ist eine verwetterte Geschichte", brummte er halblaut. „Der Hohlweg bei Doulevant war stark verschneit und unwegsam. Man kann sich da schon in Sommernächten gemächlich den Hals brechen, ohne zu wissen, wie und warum. Ueberdies war der Wagen schwer beladen. Wie sagt der weise Zadig? Hole der Teufel die Kisten und Schachteln der Frau Marquise!"

„Ja, mein lieber Herr Longchamp", und Frau Lafond stellte sich gebieterisch auf die Zehen, denn sie fühlte, daß sie in diesem bangen Augenblick als Herrscherin im Hause auftreten und einen Entschluß fassen müsse, — „da wird es wohl das Beste sein, daß Sie sich mit einigen Leuten auf den Weg zurück machen, die Herrschaften können doch in der Nacht nicht auf dem freien Felde verweilen."

„Welch' Vergnügen, welche Lust, Vorreiter zu sein!" Und Longchamp rieb sich noch immer das Ohrläppchen. Die Treue und Anhänglichkeit für seinen Herrn, das Bewußtsein der Pflicht bekämpften indessen siegreich das Gefühl der Trägheit in ihm; entschlossen knöpfte er seinen Rock zu und sagte: „Sattelt mir ein Pferd, der Junge kann es mir nach der Dorfschänke nachführen. Ich will dorthin, vielleicht finde ich den

Schmied und seine Gesellen noch wach und nehme sie mit."

Damit hatte er sich den dreieckigen Hut mit dem silbernen Knopf aufgesetzt, schlug noch ärgerlich mit dem Stiel seiner Reitpeitsche an seine Stulpstiefel und ging aus der Küche.

Frau Lafond begleitete ihn.

Ein langer Gang, mit Backsteinen gepflastert, der nur dämmernd von einer trüb brennenden Lampe erhellt war, führte hier zu der Thür nach dem Hofe, dort nach dem Garten; in der Mitte stieg die breite Treppe in Absätzen zu den oberen Gemächern des Hauses empor.

„Sind sie ganz allein?" fragte Frau Lafond.

Longchamp schmunzelte.

„Sie denken an den Marquis von St. Lambert? Nein, der bleibt diesmal ruhig in Luneville sitzen. Es ist Niemand mit ihnen im Wagen als Jungfer Louison, die übrigen Diener kommen morgen oder übermorgen mit den andern Sachen nach."

„Gott und den lieben Heiligen sei es geklagt! Das wird eine traurige Zeit für uns geben. Wenn sie allein und ihren Gedanken überlassen sind, geht der Streit jeden Tag von Neuem los. Sie sind zu reich, zu klug und wissen nicht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen; wenn sie nicht lesen oder schreiben, ziehen sie gegen einander zu Felde. Ihnen macht das

Spaß, Herr Longchamp, Sie sind erst seit Kurzem im Dienst und kennen noch nicht alle ihre Launen. Beelzebub — Gott bewahre uns in Gnaden! — hat nicht so viele! Ach, glauben Sie mir nur, es ist nicht Alles Gold, was glänzt! Man hat sein Päckchen an ihnen zu tragen. Meine arme Marguerite!"

„Richtig, Fräulein Marguerite", sagte Longchamp und hemmte seinen eilenden Schritt, „es ist gut, daß sie mich daran erinnern. Hoffentlich bietet sich mir schon auf dem Wege hieher eine Gelegenheit, meinem Herrn ein Wort von dieser Neuigkeit zuzuflüstern. Was macht denn das schöne Kind zur Winterszeit in diesem traurigen Schloß? Viel Freude ist hier nicht zu holen, wenn die Herrschaften nicht da sind, und der Garten voll Schnee liegt."

„Immer noch mehr als im Hause ihres Vaters; sie hat es bei dem bösen, geizigen, alten Mann . . ."

„Harpagon! Wir kennen das aus Molière", schaltete Longchamp ein, „hat es nicht bei ihm aushalten können und ist davongelaufen."

„Bitte, bitte", entgegnete Frau Lafond, „das ist eine schlechte Redensart: davongelaufen. Marguerite ist keine Landstreicherin, sie hat mir in allen Ehren und Sitten geschrieben, ob sie bei mir eine Zeitlang wohnen könnte, und ich habe geantwortet: ja und mit Vergnügen. Marguerite, müssen Sie wissen, ist mit mir verwandt, ihre Mutter war meine Base aus

dem Elsaß, das war eine brave Frau, und Marguerite . . ."

„Ist ein Engel!" unterbrach er sie und hielt sich die Ohren zu. „Sie haben mir die Verwandtschaft schon dreimal auseinandergesetzt, und sie ist nicht halb so verwickelt, wie die Handlungen der Trauerspiele — weiter darum! Wollte das Fräulein länger hier bleiben?"

„Nein, sie wollte nach Paris."

„Nach Paris?"

Longchamp's Augen funkelten.

„Paris, das ist der schönste Ort der Welt! Da wird sie ihr Glück machen mit ihrem klugen Näschen."

Frau Lafond hatte sich inzwischen eines Besseren besonnen und war nicht mehr geneigt, die Pläne und Absichten ihrer jungen Verwandten dem neugierigen Kammerdiener zu entdecken.

„Ach was, Paris! Das sagt man so! Denken Sie sich nur nichts dabei. Muß Alles einen Sinn haben, was über die Lippen eines neunzehnjährigen Mädchens läuft? Das Unglück ist, daß die Frau Marquise die jungen Mädchen nicht leiden kann."

Longchamp machte eine Bewegung mit den Händen, die für den Verständnißvollen bedeuten sollte: Das begreift sich.

„Und meine Marguerite", fuhr Frau Lafond fort, „hat ihr im Sommer ganz und gar mißfallen. Herr

von Voltaire hatte die Kleine gelobt, weil sie ihr schönes blondes Haar ungepudert trug und ihm auf seine Bemerkungen allerliebste Antworten gegeben. Das nahm die Marquise übel und quälte das arme Ding mit ihren gelehrten Fragen und behauptete dann, daß sie eben so dumm wie häßlich sei. Meine Marguerite dumm! Ich versichere Sie, in ihrem kleinen Finger steckt mehr Weisheit . . ."

„Als in dem Kopf einer Philosophin, wenn sie ihn verloren hat", entgegnete Longchamp. „Der Anfang verheißt uns nichts Gutes, und die Sterne sind nicht für uns. Die Marquise ist in einer Laune, wie die Königin Semiramis, als sie das Gespenst ihres ermordeten Gatten sah. Aber verlieren Sie den Muth nicht, Frau Lafond; die sind oben, und wir sind unten. Es soll Ihrer schönen Marguerite kein Härchen gekrümmt werden, meine Hand darauf!"

Nun schüttelten sich Beide die Hände und zwinkerten verständnißinnig mit den Augen: treue Diener, die wissen, was ihre Pflicht, und noch besser, was ihr Vortheil ist.

„Auf Wiedersehen!"

„Auf baldiges Wiedersehen!"

Longchamp hatte die Thür nach dem Hofe geöffnet und trat hinaus. Am wolkenlosen Himmel zahllose Gestirne im funkelnden Geflimmer.

„Friert euch auch?" fragte er hinauf.

Scharf und kalt strich der Wind über den weiten öden Hof.

„Hui“, sagte er und knöpfte auch den letzten obersten Knopf des Rockes dicht am Halse zu, „es ist bitter kalt! Und statt in's Bett, hinaus in die Nacht! Wo werd' ich sie treffen? Elendes Loos! Longchamp, sagt mein besseres, unsterbliches Theil, Longchamp, du thust mir leid!“

Zweites Capitel.

Vom Wirthshaus „zum goldenen Apfel“ in Bassy war der schwere Reisewagen, gerade als die Uhr des viereckigen Glockenthurmes der Kirche der heiligen Jungfrau mit schnellem, schrillen Schlage die fünfte Stunde verkündigte, davongefahren. Kreischend flog zum letzten Mal an diesem Tage ein dunkler Schwarm von Krähen und Dohlen um das alterthümliche Gemäuer.

„Es ist kein böses Zeichen, Herr von Voltaire“, sagte mit gutgemeintem Troste der Wirth, der die Reisenden dienstfertig zum Wagen geleitet und noch am Schlage stand, „es ist unvernünftiges Vieh da oben in der Luft, und sie thun's eben alle Tage.“

Ein ganz von einer braunen Pelzcapuze umschlossenes Gesicht, in dem nur die Nase und die funkelnden Augen auffielen, fuhr wie ein Blitz aus dem Wagenfenster, und eine scharfe Stimme rief:

„Was, unvernünftiges Vieh? Ihr seid gottlos, Meister Antoine, gottlos! In jenen Krähen stecken die

Seelen aller diebischen Gastwirthe, und die Eurer Frau Mutter, die vor Euch den goldenen Apfel hatte, kreischt am lautesten. Guten Abend, guten Abend!"

Und schnell, wie es gekommen, fuhr das Gesicht wieder zurück, und das Fenster wurde geschlossen, kaum daß der Wirth noch schmunzelnd in den Wagen sagen konnte:

„Immer witzig, Herr von Voltaire, immer der witzigste Mann, so weit die Sonne geht!"

Die Vorspannpferde, welche die Reisenden auf der Post bekommen, waren stark und frisch, der Postillon ein gewandter Kutscher, und die Aussicht auf ein reichliches Trinkgeld, sowie der Wunsch, bei der Kälte des Abends bald unter Dach und Fach zu kommen, ließen ihn seine Thiere zu doppelter Eile antreiben. Im inneren Raum des Wagens wurde bei dem eintönigen, einschläfernden Hinrollen auf der ebenen Fahrstraße eine lange Weile kein Wort gesprochen. Auf dem breiten Hintersitz in ihre Pelze eingehüllt saßen Voltaire und die Marquise; sie, das Haupt an das lederne Kissen gelehnt, die Augen geschlossen, er, vor sich hinmurmelnd, an den Fingern zählend, als ob er Verse scandire, und dann wieder mit einem lauten „Oh!" und „Ach!" das Gesicht an das Wagenfenster drückend, als könnte er der Dunkelheit zum Trotz etwas von der Gegend erkennen; die Zofe, die ihnen gegenüber saß, an diese Eigenthümlichkeiten schon gewöhnt und um all' sein

unruhiges Treiben unbekümmert, hatte die gefalteten Hände in den Schoß gelegt und wiegte mit leisem Seufzen den Kopf hin und her; sie rechnete die Summe ihrer Ersparnisse zusammen.

Eine langjährige, treue, durch keine Eifersucht und keine dauernde Verstimmung unterbrochene, in ihrer Art einzige und bewunderungswürdige Freundschaft verband die Marquise Emilie du Châtelet mit Voltaire. Eine schöne, muntere, liebenswürdige Dame mit dunkeln, glänzenden Augen, deren Geist gern aus den Eitelkeiten und der Leere des geselligen Treibens in die Tiefen der Natur und der Erkenntniß flüchtete, hatte sie weder in der Ehe mit dem Marquis, einem rauhen, einsilbigen Soldaten und Jäger, der eben so wenig Sinn für die Anmuth ihres Wesens, als Theilnahme für ihre gelehrten Liebhabereien besaß, noch im tollen Taumel einer ausgelassenen Gesellschaft, wo Alles erlaubt war, was gefiel, die Befriedigung gefunden, die sie suchte. Eine wechselvolle Vergangenheit, nicht ohne Liebesabenteuer und Stürme, lag hinter ihr, als sie Voltaire genauer kennen lernte. Vor Kurzem aus England zurückgekehrt, der gefeierte Dichter der Henriade, in der Blüthe seines Lebens und seiner schöpferischen Kraft, machte er auf die junge Frau einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Schon früher waren sie sich im Leben begegnet, damals aber erst fühlten sich ihre Herzen mit sanfter Gewalt zu einander hin-

gezogen. Noch war der Ruhm seines Namens nicht durch die Welt gedrungen; noch krönte ihn nicht mit unvergänglichem Lorbeer jene Bewunderung seiner Zeitgenossen, die in ihrem überwältigenden Triumphgeschrei selbst den Tadel der Gegner in eine Stimme des Lobes umwandeln sollte; noch verhieß ihm nicht, wie ein König gesagt, jede fliehende Minute Unsterblichkeit; dafür aber hatte er in jenen Jahren in seiner Erscheinung und in seinem Wesen etwas von dem strahlenden jugendlichen Gotte Apollo. Von mächtigem Wohllaut bald und bald von süßem Scherze klangen die Saiten seiner Leier wieder, und gefährlich für all' seine Feinde klirrte ihm an der Seite der Köcher voll tödtlicher Pfeile. Unermeßlicher Jubel erscholl im Saal der Comédie Française wieder und wieder, so oft Zaire, Orosman und der greise Lusignan auf der Bühne erschienen und die Zuhörer jetzt zu Thränen rührten, jetzt zu stürmischer Begeisterung hinrissen. Seit Racine's Dichtermund sich geschlossen, waren solche Verse nie mehr gehört worden. In dieser Stimmung der Geister waren Beide aufeinander getroffen: sie mit unbefriedigter Seele, mit dem Drang nach Wissen, ein Vogel, der aus goldenem Käfig in die Freiheit des Himmels verlangte; er mit jener Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Herzen, mit jenem Gefühl für Freundschaft, das in allen Wandlungen seines langen Lebens als schützender Genius ihn begleitete.

Aeußere Umstände hatten den geheimen Wunsch der Herzen unterstützt. Voll von englischen Ansichten und Anschauungen, von der Naturphilosophie Newton's auf das Mächtigste ergriffen, war Voltaire nach Frankreich zurückgekehrt, mit der Absicht, diese Meinungen unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Mit Recht erkannte und bewunderte er in den Gesetzen, die Newton über die Bewegungen und die harmonisch waltenden Kräfte des Universums aufgestellt, inmitten der Finsterniß des Aberglaubens und der Thorheit, die Europa noch bedeckten, eine unauslöschliche Leuchte der Welt. Wie wunderbar und beinahe wie holde Zauberei mußte es ihn da berühren, daß die junge Frau, die er liebte, die er scheinbar nur mit ihrem Putz, mit dem Spiel und dem Getändel der Geselligkeit beschäftigt glaubte, die Begeisterung für den großen Philosophen mit ihm theilte; ja noch mehr, daß sie in Allem, was die mathematische Seite der Newton'schen Lehre betraf, ihm selbst an Kenntnissen und eindringendem Scharfsinn überlegen war! Mochten doch die boshaften Damen des Versailler Hofes über die lange, hagere, gelehrte Marquise, die vor lauter Mathematik selbst zu einem mathematischen Problem geworden sei, ihre Spöttereien spielen lassen! Voltaire kannte sie besser. Wohl war dies eine seltsame, wunderliche Liebe, deren zartes Rosenband hier zierliche Verse, von den Musen und Grazien umflattert, und dort die starren Formeln des

Euklid und jene halb mystischen Zahlenreihen gewoben hatten, in denen die Astronomie das Weltgeheimniß gefunden zu haben wähnt. Eine Liebe und Freundschaft, so bunt und glänzend, lustig und toll, wie der schönste Schmetterling, und zugleich wie ein Adler, der seine Schwingen im Aether und im Sonnenlicht badet — das Ganze ein Rococcotraum, aber ein Traum, an dessen Himmel auf einem Regenbogen alle Ideale der Menschheit, Duldung, Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, vorüberwandeln.

Aus der Unruhe und dem Lärm von Paris hatten sich die Liebenden nach dem einsamen Schlosse Cirey in der Champagne geflüchtet. Der Marquis lebte in seiner Garnison und störte sie selten; nur zuweilen kam er auf eine Einladung seiner Gattin im Herbst hinüber, um in den anmuthigen, waldigen Thälern und im dicken Röhricht an den Ufern der Blaise zu jagen. In dieser Stille, unter freundlichen Gestirnen, verflossen Beiden glückliche Jahre. Nicht ganz ohne Stürme; brauste doch auch zuweilen in dem gesegneten Griechenland der rauhe Ost durch den heiligen Hain der Nymphen; nicht immer lächelte Venus-Emilie, und es gab Tage, wo Voltaire in zorniger Laune ganz dem alten Gotte Vulcanus glich, wenn er ärgerlich auf seinem Amboß dem Allvater die mächtigsten Donnerkeile schmiedete — ganz, bis auf das Hinken, denn umgekehrt wie Vulcanus war Voltaire in seinem Grimme

von einer erschrecklichen Leichtfüßigkeit und Behendigkeit. Aber die Wolken zogen vorüber, und der Grundton des Gemäldes blieb sonnige Heiterkeit. Wie scharf sich auch mit den Jahren und mit den Schwächen, die von dem zunehmenden Alter unzertrennlich sind, die Verschiedenheit ihrer Naturen ausbildete, außer der Gewohnheit des Beisammenseins war in ihnen eine tiefere Harmonie mächtig: in ihren Geistern der Drang nach Wahrheit, in ihren Herzen die Ahnung ihrer Zusammengehörigkeit.

Allmählig hatte sich ihre Liebe in Freundschaft verwandelt; um so schmerzloser, da von jenem Unbewußten und Dunklen, was die Liebe zur sinnberückendsten Leidenschaft macht, wenig in ihnen war. Im gegenseitigen Umgang fühlte sich ihr Geist angenehm beschäftigt, ihre Phantasie erheitert und ihr Empfinden geläutert; diese Liebe war immer mehr eine Laune ihres Geschmacks, ein Wunsch der Sehnsucht, der sich erfüllt, als die unbezwingliche Forderung eines Naturtriebs gewesen.

Zu viel ähnliche Verhältnisse in allen Ständen, vom Königsschlosse bis zur Hütte, hatte die französische Gesellschaft schon gesehen, sah und duldete sie täglich, um dieses zwischen dem größten Schriftsteller und der gelehrtesten Frau nicht mit freundlicher Nachsicht zu betrachten. Anfangs hatte es nicht an Neidern und Spöttern und noch weniger an eifersüchtigen Spötterinnen gefehlt, welche der Marquise ihre Eroberung

mißgönnten, zuletzt waren sie verstummt; die Dauerhaftigkeit dieser Freundschaft war stärker, als die Mißgunst. Fern von Paris lebend, boten Beide überdies der Klatschsucht und der Verleumdung nur eine geringe Zielscheibe. Nicht unmittelbar und beständig nahmen sie an den Leiden und Freuden der Hauptstadt Theil; ihr Glück beeinträchtigte das keines Andern. Wenn sie zuweilen in Paris uud Versailles erschienen, glichen sie vorüberziehenden Meteoren mit all' deren Launen und Wunderlichkeiten. Voltaire's Reichthum, verbunden mit seinem Ruhm, hatte ihn längst über die Gewöhnlichkeit erhoben; im Verkehr mit Königen und Fürsten stand er über dem Volke, den Mächtigsten der Erde ebenbürtig da; man konnte im Geheimen über seine Thorheiten und Schwächen lachen, seine Handlungen verleumden und seinen Charakter angreifen; trat er aber auf die Bühne des Lebens, vor das Angesicht des Volkes, so umfloß ihn ein Schimmer des Genius, von dem geblendet Haß und Feindschaft die Augen niederschlugen.

Und weiter rollte der Wagen, und immer tiefer wurden die Schatten des Abends.

„Alles schwarz!" sagte Voltaire und sank mit dem Kopf vom Wagenfenster in die Ecke zurück. „Jungfer Louison, wissen Sie, wo es noch schwärzer ist?"

Die Zofe fuhr zusammen, unangenehm aus ihren

Rechnungen und ihrem Halbschlummer aufgeweckt und stammelte:

„Gnädiger Herr ...“

„In der Unterwelt! Dieser alte Rumpelkasten kömmt mir vor wie die Barke des Charon, wenn er sie schwer beladen über den Styx fährt.“

„Ja, gnädiger Herr“, sagte das Mädchen; sie wußte gar nicht, worüber die Rede ging.

„Merkwürdig“, sprach Voltaire weiter, „daß der alte Kahn niemals umgeschlagen ist! Tausende von Jahren hat er ausgehalten, und bisweilen wurden doch hundert Schufte auf einmal hinübergesetzt. Aus welch' festem Stoff ist das Weltall gezimmert!“

Die Marquise machte eine Bewegung.

„Stören wir Sie? Schliefen Sie?“

„Ich träumte.“

„Hoffentlich war es ein schöner Traum! Holde Träume sind wie eine unsichtbare Musik, wir schaukeln uns in ihren Harmonien, ohne zu ahnen, woher sie kommen. Träumen Sie vom Morgenroth, meine Freundin!“

Alles wurde wieder still, nur das gleichmäßige Geräusch der Räder und der Hufschlag der Pferde auf dem hartgefrorenen steinigen Wege blieben vernehmbar. Einmal, vor dem Wirthshaus von Dommartin, hatte der Kutscher angehalten, um die Pferde sich verschnaufen zu lassen und sich selbst mit einem Schluck gebrannten

Wassers den Magen zu wärmen und das Herz wieder aufzufrischen. Von Vassy nach dem Schlosse und dem Dorfe Cirey zog sich die Fahrstraße in mäßigen Biegungen am rechten Ufer des kleinen Flusses Blaise entlang, der gen Nordwesten der Marne zuströmt. Auf der ersten Hälfte des Weges blieben die Hügel, die waldbedeckt sich durch diesen Theil der Champagne ziehen und ihm ein gefälliges, zwischen Thal und Höhen malerisch wechselndes Aussehen geben, in einiger Entfernung von der Straße. Je mehr sich aber der Wanderer von Dommartin aus dem Schlosse Doulevant nähert, desto felsiger und wilder wird die Gegend. Die Anhöhen sind näher an die Straße herangetreten, der Fluß entschwindet oft hinter den mit Buschwerk bestandenen Hügeln, die Abhänge der höheren Berge werden steiler, schroffer und kahler, nackt zeigt sich der kreidige Fels. In dieser Winternacht, wo alle Höhen umher von Schnee bedeckt waren, die Bäume unter seiner Last ächzten, der Wind in den Gründen zwischen den Hügeln den Schnee viele Fuß hoch zusammengeweht hatte, konnte man sich fast in eine Hochgebirgslandschaft versetzt glauben. Der Kutscher brauchte seine ganze Erfahrung, Gewandtheit und Aufmerksamkeit, um den Wagen auf der sich bald hebenden, bald senkenden Straße, an den Gräben und Abstürzen rechts und links sicher vorbeizuführen. Aber er konnte es nicht hindern, daß sich zunächst auf dem Verdeck des Wagens ein

verdächtiges Schollern, Stoßen und Knarren bemerklich machte; die dort befindlichen großen und kleinen Kisten, Koffer und Schachteln, die bei der Abfahrt von Vassy, gut befestigt, wie sie waren, sich still und ruhig verhalten hatten, waren bei dem beständigen Schwanken des Fuhrwerks und dem Aufstoßen der Räder unruhig und rebellisch geworden. In bedenklicher Weise hatten sich die Stricke, welche sie festhalten sollten, zu lösen angefangen, und das eiserne Geländer, das rings um das Verdeck lief, drohte aus den Fugen zu gehen.

„Hören Sie, Louison, wie es über uns rumort?“ fragte drinnen Voltaire lustig. „Das sind die Kobolde, die in den Weiberkleidern stecken, Kobolde der Eitelkeit, der Lüsternheit, der Putzsucht; in jeder Busenschleife, die Sie genäht haben, sitzt ein Dutzend solcher kleinen Knirpse. O Louison, Sie sind eine arge Sünderin! Welch' Gezücht haben Sie zur Welt gebracht!“

Dem Kutscher auf dem Bock dagegen kam die Sache durchaus nicht scherzhaft vor, er fürchtete, daß der Wagen bei einer gefährlichen Stelle das Gleichgewicht verlieren möchte. Und wie denn das Schicksal in seiner ironischen Weise häufiger die Befürchtungen, als die Hoffnungen der Menschen erfüllt; wie unser Wille trotz seiner Unfreiheit eine dämonische Macht besitzt, die Gefahr, vor der er bangt, herbeizuführen; so hatte der wackere Geoffroy noch nicht lange seinen sorgenvollen Gedanken nachgehangen, als eines seiner Pferde strau-

chelte, das linke Hinterrad hart auf einen Stein aufstieß und zusammenbrach. Mit wildem Gepolter rollten vom Deck einige Kisten kopfüber in den Schnee; in seinen Grundvesten erschüttert, neigte sich der Wagen auf die Seite; beinahe wäre Geoffroy selber bei diesem Erdbeben von seinem hohen Sitze herabgeschleudert worden. Zum Glück — die Phantasie kann sich jedes Unglück noch schrecklicher und verderblicher ausmalen, als es in Wirklichkeit ist — standen die Pferde, als wäre ein Blitz vor ihnen niedergefahren, still.

„Sodom und Gomorrha!" schrie Voltaire, riß die Wagenthür auf und sprang behend hinaus.

Drinnen kreischten die beiden Frauen.

„Getrost! Wir sind noch auf fester Erde!" sagte er, sich umschauend, und stampfte, wie zum Beweise, daß er noch Boden unter seinen Füßen fühle, den hartgefrorenen Schnee. „Komm herunter, Geoffroy, den Damen beizustehen."

Eilig kletterte der Kutscher vom Bock, und mit einiger Mühsal gelang es Beiden, die Marquise und Louison aus dem Innern des Wagens zu befreien. Die Schachteln mit den Schmucksachen, den Hüten und kostbaren Spitzentüchern Emiliens hatten hier der Sicherheit wegen auf der Bank neben Louison ihren Platz erhalten und waren bei dem Sturz übereinander gefallen, eine kleine Barricade, die erst weggeräumt

werden mußte, um den Eingeschlossenen den Ausgang zu ermöglichen.

Mit erschreckten, verschlafenen und verdrießlichen Gesichtern standen sie auf der Straße bei dem verunglückten Wagen, von dessen Verdeck ein Kasten nach dem andern herunterpolterte; er würde ganz umgeschlagen sein, wenn nicht der Kutscher, der noch die meiste Geistesgegenwart bewahrte, rasch einige Kisten an die Stelle des gebrochenen Rades geschoben und das Fuhrwerk so nothdürftig aufrecht erhalten hätte. Louison schluchzte und weinte mit gerungenen Händen, als ob alle ihre Sparpfennige, mit denen sie in ihrer Einbildung so lustig geliebäugelt, bei diesem fürchterlichen Zusammensturz auf immer in einen Abgrund gesunken wären. Die Marquise war bleich, vielleicht vor Schreck, vielleicht aus Zorn; die Hände ineinander schlagend, ließ sie im abgebrochenen Ton heftige Worte fallen, die Voltaire sogleich auffing, um dem armen Geoffroy seinerseits den Kopf zu waschen. In solchen Augenblicken gewann die ihm angeborene Beredsamkeit höheren Schwung und leidenschaftlichere Färbung, der unbedeutende Zufall, der sein Blut in Wallung gebracht, wuchs dann vor ihm zu einer welterschütternden Begebenheit auf und in seiner phantastischen Weise verglich er ihn mit diesem oder jenem historischen Ereigniß, das ihm durch den Sinn fuhr. So rief er jetzt:

„Du bist schlimmer als der Bösewicht Catilina, der wollte doch nur Rom umstürzen, Du aber hast unsern Wagen umgestürzt und hättest um ein Haar die Marquise und mich, Deinen Wohlthäter, Deinen zweiten Vater, getödtet!“

Von den Wohlthaten Voltaire's, die nur in den nicht immer hoch bemessenen Trinkgeldern bestanden, hatte Geoffroy eine geringe Meinung, aber der Ton, in dem der Herr gesprochen, wie er mit den Armen bald durch seine Perrücke, bald durch die Luft gefahren, schüchterte den armen Burschen ein; stotternd brachte er seine Entschuldigung vor, daß er den Unfall nicht verschüldet und in größerer Lebensgefahr geschwebt habe, als die Herrschaften. Voltaire's Zorn war schon verraucht; es war leicht einzusehen, daß hier ein blindes, böses Ungefähr gewaltet. Dabei schmeichelte ihm der Eindruck, den seine Beredsamkeit auf Geoffroy gemacht, und diese Stimmung hob ihn über die Unbehaglichkeit ihrer Lage hinweg.

„Er bereut, Marquise“, sagte er darum, „vergeben Sie ihm! Lassen wir die Postillone und die elenden Straßen hinter uns, blicken wir in die Höhe! Welch' eine Nacht! Diese Fülle, dies Uebermaß der Sterne zu unsern Häuptern! Dies Gefunkel unzähliger Welten! Eigentlich sind wir dem Geoffroy Dank schuldig, daß er uns unter freien Himmel gesetzt hat.“

Im Grunde ihres Herzens mochte die Marquise

wenig Neigung zu diesem Danke finden, aber war es nicht das Beste, dem Schicksal zum Trotz zu lächeln und von dem Jammer der Erde den Blick in die lichtzitternde Unendlichkeit zu erheben? Auf offener Straße — rechts stiegen die schneeigen Hügel in schroffen Absätzen auf, von ihrem Gipfel waren Felsstücke bis fast in die Mitte des Weges herabgerollt; links standen eine Reihe niedriger knorriger Weiden, dahinter in der Senkung floß die Blaise. Horchte man länger und aufmerksam nach jener Richtung, so vernahm man das Gemurmel und Gurgeln ihrer Wasser in dem engen Felsbette. Vom jenseitigen Ufer — eine steinerne Brücke führte weiter unterhalb über das Flüßchen — schimmerten gelbliche Lichtfunken über den Schnee, sie kamen aus den Häusern von Doulevant, das mit seinem grauen alterthümlichen Schlosse, eine dunkle Masse auf dem schneebedeckten Hügel, emporstieg. Von dort her allein konnten sie Beistand und Unterstützung hoffen, um dem Wagen aufzuhelfen und das Rad wieder herzustellen; es fragte sich nur, wer von ihnen hinüber sollte, Arbeiter zu holen. Die Marquise, der Louison von Kissen und Decken auf einem der Steine einen Sitz bereitet, wollte nicht gestatten, daß Voltaire sie verließe, und er wieder fürchtete, wenn der Postillon gegangen, mit den Pferden allein zu bleiben.

„Heute", sagte er, „geschieht noch mehr als ein Unglück; ist der Geoffroy fort, so wird das schwarze

Roß scheu und geht mit all' unseren Habseligkeiten durch; ich hab' mich immer gut auf Verse, niemals aber auf Pferde verstanden."

Umsonst versicherte Geoffroy bei allen Heiligen, daß seine Pferde die lammfrommsten Thiere unter der Sonne seien.

„Ja", entgegnete Voltaire, „wenn die Sonne scheint! Aber auch bei Sternenlicht?"

„Horch, horch!" sagte plötzlich Louison. „Es kommt die Straße herauf!"

Aus der Ferne klang der scharfe, gleichmäßige Hufschlag eines Pferdes.

„Ein Reiter", rief der Postillon, „und er reitet Trab."

„Ich wollte, er ritte Galopp!" antwortete Voltaire. „Um so schneller würde er hier sein. O, ihr unsterblichen Götter, warum schufet ihr den Menschen so langsam zu guten Thaten!"

Hatte sein Wunsch eine in die Ferne wirkende Kraft, oder war das Geräusch der Redenden vom Winde zu ihm getragen worden, der noch immer unsichtbare Reiter setzte sein Pferd in einen schnelleren Gang. Die vier Unglücksgefährten, so weit sie auch durch Geburt und Stellung, durch Bildung und Eigenart von einander getrennt waren, fühlten in dieser Minute ihre Herzen von derselben Empfindung, von Erwartung und Neugier mächtig bewegt. Die Marquise hatte sich von

ihrem Sitz erhoben und ging, auf Voltaire's Arm gestützt, dem so sehnlich Erwarteten einige Schritte entgegen; mit der ganzen Kraft seiner Stimme schrie Geoffroy:

„Holla, holla!"

Seine Pferde wieherten dazu, und Louison hielt es für schicklich, ihr weißes Taschentuch hervorzuziehen und es grüßend hin und her zu schwenken.

Aus der Senkung, die hier die Straße nach Dommartin zu machte, tauchte zuerst der Kopf des Reiters, dann der seines Pferdes, dann Beide in voller Leibesgröße auf: ein schlanker stattlicher Reiter auf weißem schäumenden Roß. Bei dem Anblicke, der sich ihm darbot, vor dem umgesunkenen Wagen, der den Weg sperrte, sprang er leicht und kräftig vom Pferde und fragte, es fest am Zügel haltend:

„Kann ich den Herrschaften irgendwie behülflich sein?"

Ein junger Mann, in der Mitte der zwanziger Jahre, eine blaue, viereckige, mit grauem Pelz besetzte Mütze, an der eine weiße Feder schwankte, auf dem leichtgepuderten Haar, in einen grauen Mantel gehüllt, der, wenn er im Winde aufflog, den kurzen, kleidsamen, polnischen Pelzrock sehen ließ, näherte sich ihnen, mit freundlich blickenden Augen und einer Stimme, deren sanfter Wohlklang, trotz ihrer fremdartigen Betonung des Französischen, angenehm berührte

und unwillkürlich für sich einnahm. Voltaire hatte die Hand der Marquise losgelassen und kam ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Unser Lebensretter", fing er an, „unser . . ."

Aber es erging ihm diesmal wie so vielen Rednern, wenn sie ungeduldigen Fürsten eine Lobrede halten wollen. Kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, als der junge Mann die Mütze vom Kopfe nahm und ausrief:

„Herr von Voltaire, Sie sind es! Wirklich, ich fange an, mich für ein Glückskind zu halten."

Warum war es nicht Tag? Warum beleuchtete die Sonne nicht mit ihren hellsten Strahlen diese Begegnung? Auf einer vergessenen Straße Frankreichs, in nächtlicher Dämmerung so begrüßt zu werden — Voltaire's Antlitz schimmerte in befriedigter Eitelkeit.

„Sie kennen mich?"

„Ich kenne, ich verehre, ich bewundere Sie seit lange aus Ihren Schriften. Neulich waren Se. königliche Majestät von Polen so gnädig, mich Ihnen vorzustellen."

„Oh, oh", sagte Voltaire und schlug sich vor die Stirne, „welch' schändliche Erfindung ist die Finsterniß! Erst jetzt erkenne ich Sie wieder; Sie waren es, der im Schloß zu Luneville uns eine Stelle aus meiner Merope declamirte. Vortrefflich, junger Mann, vortrefflich, wenn man bedenkt, daß Sie ein

Deutscher sind. Wären Sie nicht der Sohn eines reichen Senators, welch' ein Schauspieler wären Sie unter meiner Leitung geworden! An mein Herz, junger Richard, denn Sie heißen Richard?"

„Richard Rosenberg", antwortete der junge Mann.

„Der König erzählte uns die rührende Geschichte, wie er im Hause Ihres Vaters zu Danzig gewohnt; wie Sie, damals noch ein kleiner Bursche, den Russen ewigen Haß geschworen, wie Hannibal den Römern! Vor den Mauern lagen die Russen", — setzte er, sich zur Marquise wendend, erläuternd hinzu, — „Danzig ist eine treue tapfere Stadt, damals hat ein Danziger den König Stanislaus gerettet, jetzt rettet ein anderer Danziger Voltaire!"

Trotz ihres Verdrusses mußte die Marquise lächeln; sie reichte dem Ankömmling die Hand:

„Ich heiße Sie willkommen, mein Herr, doppelt willkommen, wir sind in einer üblen Lage, und Entschlossenheit ist uns nöthig."

Mit ritterlichem Anstand verneigte sich der junge Mann und verständigte sich schnell mit dem Kutscher. Der Mantelsack, der auf seinem Pferde lag, wurde zu den übrigen Sachen in den Wagen gethan, Geoffroy schwang sich auf das Roß und jagte spornstreichs den Seitenweg nach Doulevant hinab.

Wenige Minuten nachher hörten sie ihn über die

Brücke der Blaise reiten und sahen ihn, einen dunklen Schatten, sich den Hügel zum Schloß hinaufarbeiten.

„Eine halbe Stunde und länger werden wir uns wohl gedulden müssen, gnädige Frau“, sagte Richard zur Marquise, „ehe uns Hülfe kommt.“

„Wenn Sie uns Gesellschaft leisten . . .“ erwiderte die Dame in verbindlicher Weise.

„Warum soll er uns nicht Gesellschaft leisten?“ unterbrach sie Voltaire ungestüm, und mit der Linken Richard's Hand ergreifend, zeigte er mit der Rechten nach dem gestirnten Himmel empor. „Wenn sie doch eine ganze Stunde zögern wollten! Wo könnten wir je ein so erhabenes Schauspiel genießen, wie heute hier auf freiem Felde! Nichts hindert unsern Blick in die Unermeßlichkeit des Raumes. Wahrlich, so dumm waren die drei Könige aus dem Morgenlande doch nicht, daß sie in solcher Nacht einem goldenen Sterne nachzogen, weiter und immer weiter. Vielleicht war es ein Komet mit Flammenschweif, vielleicht ein Fixstern, der plötzlich in seiner Herrlichkeit auftauchte! An einer Stelle, wo bisher Alles dunkel gewesen! Wie jener Stern im Orion dort röthlich funkelt! Ist es nicht, als ob er mit besonderer Kraft seine Strahlen zur Erde schickte? Und wenn Ihr nun bedenkt, daß jenseits der Milchstraße in unergründlichen Tiefen tausend Sterne funkeln, deren Strahlen erst in Jahrhunderten zu uns kommen, und die dennoch so wie wir

und alle Seraphim und alle Würmer dem Mittelpunkt des Universums zustreben, erfaßt Euch da nicht ein Schauer vor der Majestät dieses Baues? Man könnte den Verstand darüber verlieren; gottlob, meine Kinder, für die Dummen und für die Betrunkenen sind die Sterne nichts als die mitleidigen kleinen Lichter, die ihnen den Weg weisen, so oft sie aus dem Wirthshause kommen. Welch' eine Nacht! Wenn wir feinere Ohren hätten, würden wir in dieser Stille den Gesang der Sphären hören, die in feierlich ernsten Schwingungen um die Sonne wandeln. Wir aber stehen vor Kälte zitternd um unsern zerbrochenen Wagen, und das faule Volk liegt in seinen Betten und denkt weder an die Planeten, noch an uns."

Er mußte innehalten, um Athem zu schöpfen, und Richard, der ihn voll Staunen über die Beweglichkeit seiner Zunge und den raschen Flug seiner Gedanken zugehört, konnte in der eingetretenen Pause sagen:

„Die tiefe Ruhe in den Dörfern ist mir seit meinem Fortritte von Vassy beinahe schwer auf's Herz gefallen. In meiner Heimath ist heute nämlich eine lustige freie Nacht, in allen Häusern funkeln Lichter, überall sind fröhliche Menschen beisammen, als Englein und Hirten und die heiligen drei Könige vermummt, ziehen die Kinder singend durch die Straßen; sie treten in die Häuser, sprechen ihren Vers, und man schenkt

ihnen Aepfel, Nüsse und Gewürzkuchen — wir nennen das den Weihnachtsabend."

„Welch' anmuthige Sitte!" bemerkte die Marquise. „Sie sind dort oben im Norden frömmer und einfacher und halten treuer an den alten Gebräuchen, als wir in Frankreich."

„In Danzig, gnädige Frau, ist die Mehrzahl der Einwohner protestantisch; allein, ob Katholik oder Lutheraner, das macht bei diesem Feste keinen Unterschied. Es ist ein uralter Gebrauch, der noch aus der Heidenzeit stammt. Damals, in der Zeit des kürzesten Tages, gingen die Götter unserer Vorfahren in Regenmänteln über die Erde."

„In Regenmänteln!" rief Voltaire. „Ueberall wußten sich die Götter in Zeit und Land zu schicken! Bei den Griechen hüllten sie sich in Wolken, den Juden zog ihr Jehova als Meteor voran — sie reisten immer incognito, wie jetzt die Fürsten. Wer will behaupten, daß sie jemals in Wahrheit dagewesen wären?"

„Unsere Götter", fuhr Richard, durch den Blick der Marquise ermuntert, fort, „zeigten sich in jener Jahreszeit den Menschen besonders gnädig, sie fachten das halb erloschene Feuer der Sonne wieder an und hüllten die erfrorene Erde in eine warme Schneedecke. So wurde das Ende des Jahres als ein großes Fest von den Deutschen gefeiert. Ein Rest davon ist uns

die Christbescheerung geblieben. Wir sind Alle Geschöpfe der Gewohnheit, und der Kummer beschlich mein Herz, daß ich heute den Tannenbaum mit seinen Lichtern, die Festfreude und die kleinen Gaben, die man empfängt und gibt, entbehren mußte. Ein Nichts, gnädige Frau, aber das Gemüth hängt daran wie an Erinnerungen und Luftschlössern. Ich kann es nicht ausdrücken, wie beglückend in dieser schwermüthigen Stimmung das Zusammentreffen mit Ihnen und mit Herrn von Voltaire für mich ist. Von allen Christbescheerungen meines Lebens wird mir diese die unvergeßlichste sein. Ist es nicht ein herrliches Geschenk des Himmels, auf seinen Lebenswegen guten und großen Menschen, der Weisheit und der Schönheit, zu begegnen?"

„Ach", entgegnete sie darauf, „der reißende Strom der Dinge spült so leicht solche Erinnerungen fort; es ist gut, ein festes Zeichen ihres Daseins zu haben, das sie uns wenigstens in Umrissen in's Gedächtniß zurückzurufen vermag."

Und ihren Pelzmantel zurückschlagend, zog sie aus ihrem Busentuch eine goldene Nadel, die ein kleiner geschnittener Opal zierte:

„Lassen Sie dies Ihre heutige Christbescheerung sein!"

Halb vor Freude, halb aus einer gewissen Beschämung erröthete Richard. In seiner Verlegenheit fand

er keine Worte, seinen Dank auszusprechen, und dies Verstummen kleidete ihn in den Augen Emiliens noch besser als die feurigste Rede.

Voltaire hatte sich inzwischen auf den Felsblock, der vorhin der Marquise zum Sitz gedient, gestellt und betrachtete durch ein Handfernrohr, das er auf Reisen immer bei sich zu tragen pflegte, die Sterne und die leise am Himmelsgewölbe dahinziehenden Wolken.

„Was aber“, nahm die Dame das Gespräch wieder auf, „führte Sie uns zur günstigen Stunde entgegen? Die Straße nach Cirey pflegt um diese Zeit wie ausgestorben zu sein, die Post fährt schon in den Nachmittagsstunden an unserem Dorfe vorüber.“

„Sie selbst, gnädige Frau! Vergebung! Es ist unverantwortlich, daß ich so lange das Wichtigste vergessen konnte, aber das Glück macht nicht nur stumm, es raubt uns auch die Besinnung. Ich bin von Luneville aus Ihnen nachgereist; bis Commercy fuhr ich in einem königlichen Wagen mit einem Beamten Sr. Majestät, der dort ein Geschäft hatte. Mir ging die Fahrt zu langsam, und da ich in dem kleinen Orte kein passendes Fuhrwerk fand, nahm ich ein Pferd, um Cirey schneller zu erreichen. Ich habe ein wichtiges Geschäft an Herrn von Voltaire.“

„Herr von Voltaire“, rief die Marquise, „lassen Sie einmal die himmlischen Welten und kommen Sie zu uns herab. Herr Richard hat mit Ihnen zu reden.“

„Eben war ich im Ringe des Saturnus“, sagte Voltaire darauf, „neunzig Ellen hoch, meine Augen hatten die Größe des Vollmonds und die Erde war so klein wie eine Linse. Was wollt Ihr von mir?“

Während er von dem Stein herunterstieg, hatte Richard aus seiner Rocktasche einen in einen ledernen Umschlag dicht eingehüllten Gegenstand gezogen und überreichte ihm denselben.

„Es ist Ihr Eigenthum, Herr von Voltaire!“

Als Voltaire die lederne Hülle zurückschlug, war es doch, als ob er in der That vom Saturn oder vom Jupiter herab auf die Erde geschleudert worden wäre.

Mit offenem Munde, sprachlos stand er da. Aus der linken Hand fiel ihm das Fernrohr auf den Boden, mit der rechten drückte er sein „Eigenthum“ an die Brust.

„Die Bastille“, murmelte er, „die Bastille!“

Als die Marquise, die sein Verstummen ängstlich gemacht, hinzutrat und den geheimnißvollen Gegenstand erkannte, erbleichte auch sie und schlug die Hände zusammen.

„Welche Unvorsichtigkeit, Voltaire! Wie konnten Sie dies vergessen!“

„Unvorsichtigkeit!“ polterte Voltaire. „Und die wagen Sie mir vorzuwerfen? O, wären Sie doch selbst vorsichtiger gewesen! Ihre Thorheit, Ihre

Leidenschaft ... In solchen Dingen hat jeder Mann nur einen Kopf zu verlieren! Und ich habe auch nicht zwei!"

Im raschen Sprunge fuhr er auf Richard los, mit sprühenden Augen, die eine Hand geballt, mit der anderen sein Eigenthum krampfhaft umschließend.

„Woher? Geöffnet? Gestohlen? Dieses Luneville! Alles haben sie mir dort geraubt, meine Handschriften, meine Trauerspiele, mein Geld, meine Freundin, Alles! Sodom war eine Stadt Gottes dagegen! Herr — Ihnen traue ich, wie kommt dies in Ihre Hände?"

Der Gegenstand, der den Zorn und die Bestürzung Voltaire's in so hohem Grade erregt hatte, war ein viereckiges hölzernes Kästchen, mit schwarzem Sammet überzogen, der Sammet mit vielen wunderlichen Arabesken und Schnörkeleien in Gold bedruckt, die sich hier zu fabelhaften Thiergestalten und Masken zusammenzuschließen, dort in arabischen Buchstaben einen Spruch aus dem Koran zu bilden schienen. Das Ganze hatte ein seltsames mystisches Aussehen und erinnerte an die alten Zauberbücher des Mittelalters, die in den Klöstern an silbernen Ketten lagen.

Dem jungen Manne kam die Erregung Voltaire's nicht ganz unerwartet, er mußte darauf vorbereitet sein, denn er sagte:

„Wohl hatte man im Schlosse zu Luneville eine

Ahnung von der Wichtigkeit dieses Kästchens für Sie, aber —"

„Kein Aber! Wichtigkeit? Was wissen die Gelbschnäbel in Luneville von dem Inhalt dieses Kastens?"

Dreimal schlug er feierlich mit der Hand darauf:

„Hierin steckt meine Ehre, mein Vermögen, mein Ruhm, Alles, was Voltaire ist! Wenn Luneville längst zum Trümmerhaufen geworden ist, wird aus diesem Kästchen noch Unsterblichkeit duften! Haben Sie je von der Büchse der Pandora gehört? Dieses Kästchen ist so eine Büchse. Wollte ich es öffnen! Aber —"

Je länger und heftiger er redete, desto mehr beruhigte sich seine Leidenschaft, und die Ueberlegung gelangte zu ihrem Rechte. Er schob das Kästchen unter seinen Pelz und lachte vergnügt und boshaft zugleich:

„Um Euch zu ärgern, werde ich es nicht öffnen. Und nun sagen Sie mir, wie sind Sie zu diesem Schatze gekommen?"

„Auf die einfachste Weise. Eine Stunde nach Ihrer Abfahrt aus der Stadt besuchte ich zufällig in der Bibliothek des Schlosses den Vorleser des Königs, Herrn Devaux. Herr von Voltaire, sagte er mir, ist soeben abgereist; macht es Ihnen Vergnügen, so sehen wir uns die Gemächer an, die er oben im zweiten Stockwerk bewohnt hat."

„Devaux hat Ihnen dies gesagt?" rief Voltaire dazwischen. „Ich kenne den Verräther! Mehr als

hundert Verse hat er mir gestohlen; es ist ein Glück, daß er sie nicht unter seinem Namen drucken lassen darf. In der Welt gibt es keinen Esel, welcher glaubte, daß Devaux meine Verse machen könnte. Sie gingen also mit ihm?"

„Ich ging mit ihm", antwortete Richard mit ungewöhnlichem Ernst, „nicht aus eitler Neugierde oder gar in schlimmer Absicht, sondern aus inniger Verehrung für Sie, Herr von Voltaire; ich weile gern an einer Stätte, wo gute, wo berühmte Menschen gewohnt, mir ist, als umwehte mich dort ein Hauch ihres Geistes."

„Schön, junger Mann, sehr schön! Allein um Sie handelt es sich nicht, Sie sind ein makelloses, aufrichtiges Gemüth, dieser Devaux jedoch — oh, mein junger Freund, hüten Sie sich vor französischen Schöngeistern und vor französischen Schauspielerinnen! Das ist das Geschlecht der Vipern, von dem die heilige Schrift spricht; das sind die Schlangen und Nattern, vor denen Ihre fromme Mutter in Danzig Sie bei Ihrer Abreise gewarnt hat. Sie kamen in mein Zimmer, dieser Devaux hatte gewiß einen Nachschlüssel . . ."

Das Alles sprudelte durcheinander, so unaufhaltsam, so lächerlich und so pathetisch, daß Richard beim besten Willen nicht ernsthaft bleiben konnte.

„Leider", fuhr er darum, in Voltaire's Ton eingehend, fort, „hatten wir keinen Nachschlüssel zu Ihrem

Schreibtische; schlimmer noch war es, daß uns Andere schon zuvor gekommen. Der Castellan des Schlosses hatte gleich nach Ihrer Abreise befohlen, die Gemächer wieder aufzuräumen und in Stand zu setzen. Ich glaube, Se. Majestät von Polen erwarteten vornehmen Besuch aus Brüssel; kurz, wir fanden Mägde und Diener in der besten Arbeit. Die Schränke, die Kästen der Tische standen weit offen, indessen sie waren sämmtlich leer."

„Keine Papiere?"

„Nichts!"

„Longchamp soll zehn Livres Belohnung haben", sagte Voltaire für sich, „damit kommt man auch um das Neujahrsgeschenk."

„Als der schön ausgelegte Schrank, der in dem grünen Zimmer steht — ein Bild von Lancret hängt darüber — geöffnet wurde, und Devaux mich mit den Worten heranführte: Hier hat Voltaire an seiner Semiramis gedichtet! da sprang, als wir einen und den andern Kasten aufzogen, durch die Berührung einer Feder ein geheimes Fach auf . . ."

„Und darin lag die Seele Voltaire's und das Herz Emiliens."

„Ja, das schwarze Sammetkästchen, wohl verschlossen."

„Verschlossen?"

Voltaire zog es eilig wieder hervor, um sich zu überzeugen, daß sein kleines goldenes Schloß unberührt sei.

„Den Göttern sei Dank, sie hatten keinen Schlüssel!“

„Ich nahm das Kästchen heraus und betrachtete es neugierig von allen Seiten. Es war mir so eigen zu Muthe, etwas in der Hand zu haben, was Voltaire gehörte. Da riß mich Devaux aus meiner Freude. Ich kann mir vorstellen, in welche Unruhe und üble Laune Voltaire gerathen wird, wenn er das Kästchen unter seinen Sachen vermißt, meinte er, denn in solchen Sachen ist er über die Maßen argwöhnisch und mißtrauisch.“

„Mißtrauisch?“

Voltaire spielte den Gekränkten.

„Als der Harmloseste der Harmlosen kam ich auf die Welt, die Taube mit dem Oelzweig, aber freilich, unter Wölfen muß man heulen lernen.“

„Wenn dem so ist, entgegnete ich Devaux, so ist es unsere Pflicht, Herrn von Voltaire sein Eigenthum so bald als möglich wieder zuzustellen, vielleicht weiß Se. Majestät den geeignetsten Weg dazu. Gesagt, gethan. Wenige Schritte von Ihren Gemächern trafen wir den König, in der Galerie lustwandelnd, die nach dem Garten sich öffnet; ich überreichte ihm unsern Fund und erzählte, wie wir in seinen Besitz gekommen. Richard, sprach Se. Majestät, Sie könnten da sowohl mir als dem schönsten Geiste unseres Jahrhunderts einen unbezahlbaren Dienst leisten; machen Sie sich auf und überbringen Sie Voltaire dies Kästchen, aber nur ihm

selbst, ich binde es Ihnen auf die Seele, ein großer Schatz und ein gefährliches Geheimniß sind darin verborgen. Er lächelte dabei so gutmüthig und so liebenswürdig; wie unter dem Blick der Frühlingssonne geht einem das Herz bei diesem Lächeln auf. Ich verabschiedete mich von ihm, packte die nothwendigsten Sachen zusammen — man sprach am Hofe davon, daß ich Sie am Ende gar nicht mehr in Cirey, sondern erst in Paris treffen würde — und ich wollte auf alle Fälle gerüstet sein."

„So wären Sie mir bis nach Paris gefolgt?"

„Bis an's Ende der Welt."

„Hartnäckig und treu, ein echter Deutscher!"

„Ohne Unfall und ohne Abenteuer verlief meine Reise, da bin ich nun."

„An mein Herz!" rief Voltaire und preßte den jungen Mann mit dem linken Arm an seine Brust. „Dieser Abend ist in Wahrheit ein gesegneter. Hatte ich nicht Recht", wendete er sich zur Marquise, „als ich ihn vorhin meinen Lebensretter nannte? Worte sind zu arm, meine Empfindungen auszudrücken. Ihr ewigen Sterne, die ihr so oft den schändlichsten Verbrechen leuchten müßt, glänzet heller bei dem Anblick dieser edlen, uneigennützigen That, nicht aus dem Staube und dem Dunst der Erde ist sie geboren, sie stammt, wie ihr selber, aus dem reinen leuchtenden Aether!"

Seiner übertreibenden Rede lag ein wahres Gefühl

zu Grunde, die Freude am Schönen und Guten. Hatte auch das Vergnügen über die Wiedererlangung des Kästchens ihm den ersten Anstoß gegeben, so mischte sich doch bald in diese Empfindung das Wohlgefallen an dem Jüngling, der ihm so entschlossen und selbstlos, obgleich er keine Verpflichtung gegen ihn hatte, einen so schwerwiegenden Dienst geleistet.

Als er ihn aus seiner Umarmung entließ, näherte sich die Marquise Richard:

„Ich hoffe, Sie verschmähen meinen Dank nicht, auch wenn er zu zweit kommt und nicht so feurig aufflammt, wie der meines Freundes; er ist darum nicht weniger innig und warm. Sie haben uns manchen Verdruß, manche Ungelegenheit und wohl noch Schlimmeres erspart. Könnten wir Ihnen einst unsere Dankbarkeit beweisen!"

„Gnädige Frau, die Worte des Herrn von Voltaire sind der schönste Dank."

„O, diese Weiber!" rief Voltaire. „Danken, wozu danken? Eine edle That ist sich selbst Zweck, wir entehren sie, wenn wir sie belohnen wollen. Niemand denkt daran, den Mond dafür zu bezahlen, daß er scheint."

Dabei fiel ihm sein Fernrohr ein, das er vorhin in den Schnee hatte fallen lassen. Er hob es auf; an einem Stein war das eine Glas zersprungen.

„So wird man von diesen Holländern um sein

Geld betrogen", brummte er und schob das Fernrohr ärgerlich zusammen. „Was hat mir der Optikus in Amsterdam vom Stamme Israels, wenn auch kein Verwandter Spinoza's, bei dem ich es kaufte, nicht Alles von den Tugenden und der Kraft dieses Glases vorgelogen! Neue Planeten würde ich dadurch entdecken, neue Planeten — da liegen die Scherben!"

„Wenn es über Ihre Zeit nicht allzu eigenwillig und selbstsüchtig verfügen heißt", redete die Marquise indessen zu dem jungen Manne, „so würde ich Sie bitten, in Cirey unser Gast zu sein. Für heute und morgen versteht es sich von selbst, da dulde ich keinen Widerspruch, aber ich wünschte, daß aus dem einen Tag eine Woche und so weiter würde. Wir können Ihnen wenig bieten, nichts als Ruhe und einige gute Bücher. Das sind die Freuden des Alters, doch dienen sie wol auch der Jugend einmal zur Einkehr in sich selbst und zur Selbstbetrachtung: nach solcher Sammlung betritt man um so kräftiger und muthiger die Rennbahn des Lebens."

Eine dunkle Röthe färbte Richard's Wangen; der geheime Wunsch, der ihn auf seiner Reise begleitet und ihre Beschwerden ihm versüßt hatte, sollte in Erfüllung gehen. Wie eine wohlthätige Fee erschien ihm die Marquise, ein Zauberschloß auf rosigen Wolken schimmerte Cirey vor ihm. Seit er in Luneville weilte, war die Begierde, Cirey und seine Bewohner zu sehen,

durch die wunderlichen Gerüchte, die sich über sie verbreitet hatten, von der Märchenpracht der Gemächer, von der Sternwarte, die Voltaire in toller Laune in dem mittelalterlichen Thurm des Gebäudes eingerichtet hatte, von den physikalischen Experimenten und dem Laboratorium der Marquise, mit jedem Tage mächtiger in ihm geworden. Ihm unbewußt hatte diese Sehnsucht einen nicht geringen Antheil an dem schnellen Entschluß zu seiner Reise gehabt; wenigstens im Vorübergehen durfte er hoffen, einen Blick auf diese Wunder zu werfen. Wie hätte er jetzt, wo ein schöner Mund das Zauberwort: Sesam, öffne dich! sprach und ihn zu längerem Bleiben einlud, etwas Anderes thun können, als die Hand der Marquise an seine Lippen zu drücken, mehr als einmal, und jedesmal entzückter?

Drüben auf dem Hügel von Doulevant war es längst lebendig geworden. Der dunkelröthliche Schein lodernder Fackeln glühte phantastisch über die Schneefelder hin, laute Stimmen erschollen, eine Schaar Männer hatte sich unter der Leitung Geoffroy's in Bewegung gesetzt, um den verunglückten Wagen wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Ehe sie aber noch über die Brücke der Blaise kamen, war schon ein anderer Trupp von Cirey her auf dem verhängnißvollen Schauplatze angelangt. Longchamp führte sie, der dicke Schmied des Dorfes prustete und schwang schwer athmend den mächtigen Hammer, zwei Gesellen, mit anderen Werkzeugen

beladen, folgten ihm, Alle mit gerötheten Gesichtern, weniger von der Kälte, als von dem Inhalt der Flasche, die auf dem langen Wege oft die Runde unter ihnen gemacht, und in weinseligster Stimmung; der Behendeste und Lustigste war der kleine Jacques, der, einen brennenden Kienspan in der Hand, ihnen voranlief.

„Leben Sie noch, gnädiger Herr? Ja, ja! Da ist auch die gnädige Frau Marquise! Und da ist Louison! Sie sind Alle wohlauf, es ist ihnen nichts geschehen! Holla, hoch!“ schrien sie durcheinander.

Longchamp sprang vom Pferde, warf dem Jungen die Zügel zu und bemächtigte sich des brennenden Spans, um die Beschädigung des Wagens genauer in Augenschein zu nehmen.

„Guten Abend, Meister Ambroise!“ sagte Voltaire, „Ihr bekommt Arbeit! Ihr könnt frohlocken, Ihr verdient Geld, weil wir uns beinahe die Rippen gebrochen hätten. Und es wäre doch keine Eva dabei herausgekommen! Wie er aussieht, der Meister, so breitschultrig, so roth, so wohlgenährt! Wohl Euch, Meister Ambroise, Euch nimmt der Teufel nicht, Euch nicht! Ihr schmort schon hienieden in Eurem Fett!“

Kaum erklangen die ersten wiederhallenden Hammerschläge auf dem Radreifen — und der Schmied schlug doppelt so stark, als es nöthig war, vor Vergnügen über die Witze des Herrn — so nahten aus der Tiefe,

vom Ufer der Blaise zum Damm der Straße hinansteigend, die Männer von Doulevant.

Eine Wolke des Unmuths verfinsterte bei diesem Anblick Voltaire's Züge.

„Warum kommt Ihr so spät?“ fuhr er Geoffroy an, der eines ganz anderen Empfanges gewärtig gewesen. „Nennt Ihr das Eile, Pünktlichkeit? Alle Glieder haben wir uns erfroren! Ich werde Euch Schlingel von Doulevant bei dem Intendanten Eurer Provinz verklagen; warum haltet Ihr Eure Straße nicht besser in Ordnung? Ein ehrliches Rad bricht darauf, als ob es ein Hühnerei wäre, und edle Damen gerathen an den Rand des Todes! Macht fort nach Hause! Was steht Ihr noch hier und hindert meine Leute an der Arbeit? Ich zahle nichts, ich zahle nichts!“

Und zur Bekräftigung seiner Drohung zog er seinen Pelz fester um seinen Leib zusammen.

Sein Benehmen hatte bei alledem eine so komische Seite, daß Richard ebensowenig wie die Marquise ihr Gelächter zurückhalten konnten.

„Sie erlauben, gnädige Frau“, sagte der junge Mann in diesem Ausbruch der Heiterkeit, „daß ich einen Brauch meiner Heimat zu Ehren bringe.“

Er hatte ein Goldstück aus der Börse genommen und gab es dem ältesten der Männer:

„Christ ist geboren! Ruft Weihnacht! Und theilt es Euch!“

„Weihnacht, Weihnacht!“ schrien die Männer.

„Hm!“ brummte Voltaire, „für fünf Livres rief ich auch Weihnacht!“ und lachend theilte er seinerseits den Leuten von Cirey eine gleiche Summe aus. „Ueberschreiet sie, es ist eine Ehrensache für Euch!“

Im lauten Jubel scholl es: „Weihnacht, Weihnacht!“ über die bisher so stille und einsame Straße hin. Lustig glühten die Fackeln, im Rundgesang ging die Arbeit schnell und leicht von Statten. Von der allgemeinen Freude hingerissen, schloß Voltaire Richard auf's Neue in seine Arme.

„Alter und Jugend, Weisheit und Kühnheit im schönsten Verein: welch' ein Schauspiel! Mit Neid betrachten es die Götter und diese Rüpel lachen darüber!“

Drittes Capitel.

Lange schon glänzte die Decembersonne durch die Scheiben des gewölbten Fensters; lange schon waren die Glockentöne der kleinen Dorfkirche, welche zum Festgottesdienst einluden, verhallt, als Richard erwachte und sich, noch einmal die schlaftrunkenen Augen reibend, hoch im Bette aufrichtete.

Wo war er denn? In einem großen, geräumigen, halbrunden Zimmer, dessen blaugestrichene Wände mit dem dunklen Holzgetäfel unten, mit den Kupferstichen in schwarzen Holzrahmen daran ihm ebenso unbekannt waren, als der mächtige Kamin ihm gegenüber mit der alterthümlichen Uhr im bronzenen Gehäuse, die aber nicht mehr ging, auf dem Gesims, ja, als das Himmelbett selbst, in dem er doch offenbar in der Nacht geruht hatte. Unweit von seinem Lager auf einem Sessel lag sein Mantelsack; er war aufgeschlossen und aufgeschnallt, einzelne Stücke seiner Habseligkeiten bedeckten herausgefallen den Boden. Dieser Anblick hatte etwas Tröstliches; da war sein Staats-

rock, sein Degen, unverletzt trug er noch am seidenen Bande das Bild seiner Mutter in einer kleinen goldenen Kapsel um den Hals; die Zauberei, die ihn mit einem Schlage aus Luneville hieher versetzt, mußte ein Werk freundlicher Genien und nicht der Spuk boshafter Dämonen gewesen sein. Und hatte sich seit gestern nicht für ihn eine Fülle bunter Abenteuer in dem Raume kurzer Stunden zusammengedrängt? So lange er ein Kind war, hatte er an demselben Abend in jedem Jahre manche Stunde im Dunklen gesessen, mit pochendem, freudvollen Herzen und zugleich mit leisem Schauer und Grauen, bis ihn die Stimme der Mutter in das hellerleuchtete, vom Glanz und Duft des Weihnachtsbaumes erfüllte Gemach gerufen. So, zagenden Muthes, war er gestern von Vassy fortgeritten, hinaus in die Finsterniß, in eine unbekannte Landschaft, einem ungewissen Ausgange entgegen. Plötzlich aber hatte sich diese dunkle Welt in eine strahlende verwandelt; von dem Lächeln einer schönen Frau war ein rosiger Schimmer auf alle Dinge ausgegangen, ein alter Zauberer hatte die Thore des herrlichsten Schlosses vor ihm aufgethan.

Darüber war Richard aufgestanden und hatte sich angekleidet; wie er dann in dem Gemach langsam auf und abging, ordneten sich die Verhältnisse, die ihn hiehergeführt, wieder leicht und natürlich zusammen; er bedachte seine Lage, und ein Gefühl der Freude, wie

er es so lange nicht empfunden, überkam ihn. All seine Sehnsucht, die heißesten Wünsche schwiegen in diesem Augenblick. In dem Vollgenuß eines endlich erreichten Zieles stand sein Herz gleichsam still und schien erst eines neuen Anstoßes zu bedürfen, um wieder zu schlagen.

Trotz der Morgensonne auf dem Fenster war es in dem weiten Gemache kalt und unbehaglich. Zum Glück lagen vor dem Kamin noch von der gestrigen abendlichen Feuerung ein Dutzend Holzscheite, und nach einigen mißglückten Versuchen gelang es Richard, sie in Flammen zu setzen. Neugierig schweiften seine Augen von dem Feuer in seinem neuen Reich umher. Für einen jungen Bürgerssohn aus Danzig, der auf Reisen in der Fremde ist, war die Ausstattung reichlich, beinahe prächtig. Da stand ein großer stattlicher Schirm von chinesischem Papier, mit lustigen Malereien in hellen Farben, welche die Einsammlung und Zubereitung des Thee's in dem himmlischen Reich darstellten; ein Schirm, über dessen Gebrauch Richard noch nicht ganz einig mit sich werden konnte, ob es besser sei, ihn gegen die Wärme, die das Kaminfeuer ausstrahlte, oder gegen den Zugwind, der durch die schlecht schließende Thür drang, zu verwenden. Ueber der weitbauchigen geschweiften Commode, mit den zierlichen Messingbeschlägen, Griffen und Schlössern, die ihn lebhaft an ein ähnliches

Prachtstück der Großmutter erinnerte, hing ein blanker Spiegel mit kunstreichem Aufsatz. Um den runden Tisch aus Nußbaumholz, der auf drei in Löwentatzen aus Messing auslaufenden Füßen ruhte, in der Mitte des Zimmers, waren einige, mit blaugestreiftem Zitz überzogene Sessel gereiht. Fast die ganze dem Bett gegenüberliegende Wand neben dem Kamin nahm ein Schreibschrank ein, kostbar wegen seiner Arbeit in eingelegtem Holz und seines Alters; er mochte noch die Jugendtage Ludwig's XIV. gesehen haben, aber bei näherer Besichtigung knarrte und ächzte der ganze säulengetragene Bau so bedenklich und wehmüthig aus seiner Tiefe herauf, daß Richard aus Mitleid und Furcht jede weitere Untersuchung aufgab. Um so anmuthiger berührten ihn die trefflichen Kupferstiche: Landschaften von Nicolas Poussin und Claude Lorrain, die ebenso für den Kunstsinn, wie für die feine Naturempfindung ihres Besitzers zu sprechen schienen. Auf den Dielen fehlte ein Teppich, und Richard, der, an diesen Schmuck und diese Behaglichkeit von seinem Vaterhause her gewöhnt, sie ungern entbehrte, nahm sich vor, auf irgend eine Weise sich eine Fußdecke für die Dauer seines Aufenthaltes zu verschaffen. Jetzt webte der durch die Scheiben des einzigen hohen Fensters dringende Sonnenschein, mit der Gluth des Feuers vereint, freundlich einen goldenen Streifen über den kahlen Boden. Lange mochte das Gemach unbewohnt gewesen sein;

es gehörte ohne Zweifel zu den Fremdenzimmern des Hauses, und die Unbehaglichkeit, die ihn zuerst angeweht, würde sich, wie er hoffte, allmählig verlieren.

Um gleich einen Anfang häuslicher Einrichtung zu machen, zog Richard die lang herabfallenden Gardinen von demselben Zeuge, wie der Ueberzug der Sessel, vor seinem Bett zusammen, so daß die tiefere Nische, in der es stand, ganz geschlossen wurde, räumte seine Sachen in die Kästen der Commode ein, rückte die Sessel ein wenig anders und trat an das Fenster, um, einmal Herr des inneren Raumes, sich auch der Aussicht zu versichern. Im Frühling mußte es von dieser Höhe einen reizenden Blick über die grünen Baumwipfel des Parks, den kleinen chinesischen Thurm auf dem Hügel am Ende desselben und darüber hinaus über den Fluß und das Thal zu der Ebene geben, die mit Feldern und Wäldern, mit Dörfern und Schlössern bedeckt, sich unabsehbar in die Ferne streckte. Heute lag Alles unter dem dichten Schnee. Im Glanz der Sonne leuchtete er noch einmal so blendend, weiterhin hoben sich hier und dort tiefbläuliche Schatten, wie der Widerschein des klaren blauen Himmels, auf dem Schneegefilde ab. Richard schloß die Augen und blieb so, träumend das Haupt an das Fensterkreuz gelehnt, stehen.

Dort, wo die Weichsel ihre breiten Gewässer und Nebenflüsse vielarmig in die Ostsee schickt, in der alter-

thümlichen, reichen und ruhmvollen Stadt, die, zugleich ein Kind des deutschen Adels und des deutschen Bürgerthums, noch bis zum heutigen Tage in allem Wechsel des Schicksals ihre Selbstständigkeit und Freiheit aufrechterhalten hatte, in Danzig war Richard Rosenberg geboren. Der einzige Sohn des hochmögenden Kaufmanns und Syndicus Albrecht Rosenberg, konnte er, wenn er voll patricischen Stolzes einer alten Sage Glauben schenkte, sein Geschlecht auf die mächtigen, erlauchten böhmischen Grafen Rosenberg zurückführen, deren einer im Gefolge König Ottokar's den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen mitgemacht hatte. Aus Liebe zu einem Bürgermädchen, erzählte die Familienchronik weiter, habe Wenzel Rosenberg seine böhmischen Güter aufgegeben und sich in Danzig niedergelassen. So viel wenigstens mußte auch die strengste Forschung zugeben, daß schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Name der Rosenberge im Gildenbuche der Danziger Kaufleute an erster Stelle vorkam. Richard hörte lieber von diesen alten Geschichten erzählen, als sein Vater, der an der Spitze eines umfangreichen, großartigen Geschäftes und in dem Rathe der Stadt mehr für die Gegenwart und Zukunft sorgte, als träumerisch vergangener Herrlichkeit nachhing; ein ehrenfester verständiger Mann, der in den schlimmen Tagen der Belagerung Danzigs, als die Stadt für den König Stanislaus von Polen gegen die Russen

und Sachsen mit unerschütterlichem Heldenmuth eintrat, seine Weisheit und Vaterlandsliebe in herbster Prüfung und Gefahr bewiesen hatte. Von jenem Jahre 1734 schrieb sich die freundschaftliche Verbindung her, die noch immer, wenn sie auch nur in langen Zwischenräumen ein Lebenszeichen von sich gab, zwischen dem König und dem Syndicus bestand. Der polnische Adel, der ihn doch auf dem Felde zu Wola im freien Reichstag zum König gewählt, hatte damals Stanislaus Lesczynski, beim Einmarsch der Russen in das Gebiet der „erlauchten Republik", feige im Stich gelassen; an den Bürgern Danzigs, der deutschen Stadt, die sich, beim Zusammenbruch des Ordensstaates in Preußen, unter die Oberherrschaft Polens gestellt, fand er unerschrockene, Alles wagende Vertheidiger. In der bangen Zeit der Belagerung hatte sich zwischen ihm und den Häuptern der Bürgerschaft ein inniger Verkehr angeknüpft; eine Weile hatte er sogar im Hause des Syndicus gewohnt, und ihn, den einfachen schlichten Mann, den die Krone Polens, obgleich er sie zweimal getragen, immer nur gedrückt hatte, zogen die Gediegenheit, der ernste fromme Sinn und die feste, durch Freundlichkeit und Liebe verschönte Lebensordnung dieses edlen Bürgergeschlechtes mit doppeltem Zauber an. Der Uebermacht weichend, hatten sich die Bürger endlich unterwerfen müssen, und dem Syndicus war die schwere Pflicht zugefallen, im Namen der

Stadt dem neugewählten Könige Polens August III., Kurfürsten von Sachsen, zu huldigen. Der Führer der Belagerer, der russische General Münnich, hatte bei der Capitulation darauf bestanden, daß ihm Stanislaus ausgeliefert würde. Wieder war es neben der Entschlossenheit des unglücklichen Königs die Klugheit Rosenberg's und die erfindungsreiche List des französischen Gesandten gewesen, die für den Bedrohten einen Ausweg aus diesen Gefahren gefunden.

Als Bauer verkleidet, entfloh Stanislaus einen Tag früher, als der Magistrat von Danzig den Siegern seine Unterwerfung ankündigte. Solche Dienste würde auch ein großer und siegreicher Fürst nicht vergessen haben, wie viel weniger ein stiller Mann voll dankbaren Gefühls! Nach mancherlei Irrfahrten und Wandlungen seines launenvollen Geschicks hatte Stanislaus jetzt die Ruhe gefunden, welche er stets ersehnt; als Schwiegervater Ludwig's XV., unter dem Schutze Frankreichs, beherrschte er friedlich und wohlthätig, geliebt von seinen Unterthanen, ein Freund der Menschen in Worten und Thaten, das kleine Herzogthum Lothringen.

Die Ereignisse jener kriegerischen Zeit, die Persönlichkeit des Königs, die prächtigen, hochfahrenden, mit weißem Reiherbusch und kostbaren Säbeln geschmückten polnischen Edelleute, die ihn nach Danzig begleitet, hatten einen tiefen, anregenden Eindruck auf

das Gemüth des zehnjährigen Richard ausgeübt. Der lebhafte, aufgeweckte Knabe gefiel dem Könige und den Herren. Gern erzählte ihm Stanislaus von Warschau, von den polnischen Wäldern, den räuberischen Kosaken und den Türken im Süden des Reiches. Am liebsten wäre Richard nach der Uebergabe der Stadt mit den polnischen Edelleuten in die weite Welt hinausgeritten, zur Jagd, zum Kriege, in Abenteuer und Irrsal. Das väterliche Haus auf der Langgasse erschien ihm düster, eng und klein; in alle Fernen träumte sich seine unruhige Phantasie. Aber der strenge Zwang der lateinischen Schule und nachher die ernste unabläßige Arbeit im Contor des Hauses, dessen Haupt und Leiter er als der einzige Sohn nun doch einmal werden mußte, lähmten leise und unmerklich, wie oft sich auch in der Tiefe des Herzens Wunsch und Wille dagegen aufbäumen mochten, den raschen Schwung der jugendlichen Seele. Auch widerstrebend galt es, sich in die alte geheiligte Sitte des Hauses und der Stadt einzufügen, denn bei allem Uebermuth und Selbstgefühl dachte ein deutscher Bürgerssohn noch nicht daran, die Ordnung zu zerstören, die seine Väter gegründet, und außerhalb des gewohnten und ihm beschiedenen Kreises nach einem anderen Glück und anderer Wohlfahrt zu trachten.

Die Sehnsucht freilich, fremde Länder zu sehen und unter fremden Menschen sich umzuthun, konnte

Richard nicht in seiner Brust ersticken und wollte es auch nicht. Dunkel und ungewiß noch schwebte ihm das Vorbild eines großen Kaufmanns vor der Seele, der mit regem Eifer für sein Geschäft und die Blüthe seines Handels und seiner Vaterstadt den Sinn für die edleren Genüsse des Lebens, die Bewunderung für die Werke der Kunst und die Entdeckungen der Wissenschaft vereinigt; der, mit offenem Blicke eine halbe Welt überfliegend, eigene und fremde, nahe und ferne Interessen verknüpft; der in der Heimath als einer der ersten und besten Bürger geachtet wird, und dessen Name zugleich in der Ferne einen guten und vollen Klang hat. Waren die Medicäer zu Florenz nicht solche Kaufleute gewesen? Die Fugger in Augsburg? Richard gelobte es sich, nach Kräften solchen Vorbildern nachzustreben.

Mit stillem Lächeln hörte der erfahrene Vater den begeisterten Träumen des Sohnes zu; was in ihnen Wunderliches ist, dachte er, wird das Leben schon abstreifen, der Kern ist gesund, und der Handel und die Rhederei von Rosenberg und Compagnie werden auch unter Richard in allen Ländern und auf allen Meeren Europa's geachtet sein. Die Weichsel hinunter brachten auf ihren Flößen und in ihren Kähnen die polnischen Flissen Getreide und Holz in reichlicher Fülle in die Speicher des Hauses; von dort traten die Producte, meist auf den eigenen Schiffen Rosenberg's,

ihre Reise nach den entlegensten Gegenden an, über die Ostsee nach dem kornarmen Schweden und Norwegen hinauf die einen, die anderen westwärts durch die Nordsee nach England, in den atlantischen Ocean, nach Bordeaux, ja bis nach Cadix. Reich mit spanischen und französischen Weinen beladen, kehrten sie von den Gestaden des Südens zurück, und es war hauptsächlich die Rücksicht auf das französische Geschäft, welches in der letzten Zeit an Größe und Ausdehnung gewonnen, die den Vater im Frühling dieses Jahres 1748 bestimmt hatte, dem Lieblingswunsch des Sohnes nachzugeben: einmal die Enge der Vaterstadt mit dem Tumult der Welt zu vertauschen. Diese Reise sollte den Vortheil des Geschäfts mit den höchsten Bildungszwecken des Sohnes verbinden.

Unter Segenswünschen, mit klugen Lebensregeln hatte ihn der Vater, in Thränen der Liebe und der Furcht die Mutter entlassen, in deren Einbildung die weite Reise und die fernen Länder sich voll schrecklicher Beschwerden und Gefahren für den geliebten Sohn abmalten. Auch Richard's Herz klopfte; glich er nicht dem Schwimmer, den der plötzliche Andrang der Wogen aus dem sicheren Bett des Flusses in die wilde unbekannte See hinaustreibt? Aber in diesem Klopfen überwog doch die Hoffnung die Besorgniß: und über das Maß der Erwartung hatte sich ihm bis zu der Stunde, wo er heute in Cirey erwacht war,

Alles glücklich und leicht gestaltet. Nicht nur bei den Geschäftsfreunden seines Vaters, in Deutschland, wie in Frankreich, fand er liebevolle Aufnahme, in allen Kreisen, wohin ihn der Zufall, dieser beste Gott der Reisenden führte, gewann sein Benehmen die Menschen. Er besaß die Gabe des Gefallens und, was noch besser ist, in seiner treuherzigen Jugend wußte er nicht darum. Je weiter er kam, desto mehr schärfte sich sein Blick; das Kleinstädtische fiel von ihm ab, zu dem stolzen Unabhängigkeitssinn, der diese deutschen Republikaner unter polnischer Herrschaft auszeichnete und ihnen eine gewisse Freiheit und Würde verlieh, gesellte sich die gereiftere Kenntniß des Lebens.

So lange Richard in Deutschland, in Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main sich aufgehalten hatte, war sein Wesen und seine Weise Niemand besonders aufgefallen; die jungen Söhne all' der wohlbegüterten Kaufmanns- und Patriciergeschlechter in diesen reichsfreien Städten trugen dasselbe Gepräge in ihrer Bildung, Haltung und Erscheinung. Der Frankfurter Bürgerssohn wußte sich noch mehr um seine Herkunft aus der freien Stadt, als der verarmte Edelmann in Franken, Hessen und in der Wetterau um seine Ahnen; saßen nicht die Gesandten der freien Städte in den Reichstagen und wirkten bei der Krönung des Kaisers mit? Die noch nicht ganz erloschenen Erinnerungen an eine bedeutende Vergangenheit, in der die Städte

in der Entwicklung Deutschlands eine wichtigere Rolle gespielt als manches Fürstenhaus, erfüllten die Bürger mit einem hohen Bewußtsein ihres Ranges und ihrer altväterischen Weisheit; den Fremden mochte dieser Zopf lächerlich sein, diejenigen, die ihn trugen, fanden ihre Kraft und ihren Stolz darin. Von alledem besaß der französische Kaufmannsstand wenig oder nichts, sein Reichthum hatte ihm noch kein bürgerliches und politisches Selbstgefühl gegeben, in Demuth beugte er sich dem Könige und dem Adel. Anfangs war man geneigt, den jungen Deutschen, wenn er erzählte, wie er in Frankfurt an der Tafel des ersten Bürgermeisters neben dem Gesandten des Kaisers gesessen; daß ihm der König von Preußen in seinem Schlosse zu Sanssouci Gehör geschenkt, für einen lächerlichen Aufschneider zu halten; aber er konnte zum Erstaunen Aller einen Brief des Königs Stanislaus zeigen, in dem ihn die polnische Majestät in den herzlichsten Ausdrücken nach Luneville einlud. Daß sich Richard dennoch bescheiden in seinen Schranken hielt und niemals im Verkehr der Gesellschaft die Grenze überschritt, welche die Stände trennte, erhöhte noch das Wohlgefallen, das seine Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit und, den eitlen Franzosen gegenüber, sein Eifer, ihre Literatur und ihre Kunst kennen zu lernen, erweckten.

Während des Sommers hatte er seine Geschäfte in den Handelsstädten des Königreichs mit großem Ge-

schick beendet. In dem Briefe des Vaters, der ihn in Paris traf, las er nicht ohne freudige Erregung, daß er sein Musterbild eines Kaufmanns trefflich zu verwirklichen angefangen. In jener glänzenden Stadt, dem Brennpunkte des geistigen Lebens, der seine damals nur leuchtenden und erwärmenden und noch nicht zerstörenden Strahlen über Europa aussendete, verlebte Richard glückliche, unvergeßliche Tage, deren Gewinn und Segen durch keine anderen jemals für ihn aufgewogen wurde. Die Stimmungen, Gedanken, die Meinungen und Parteiungen der Zeit, auf dem Gebiete des Geistes, die er bisher nur oberflächlich aus Büchern gekannt, sah er hier gleichsam leibhaftig von Angesicht zu Angesicht in ihren Vorkämpfern und Vertretern. In die Freude, mit solchen Männern, den ausgezeichnetsten Zeitgenossen, umzugehen; dies Schauspiel ihrer Kämpfe, ihres Strebens und ihrer Arbeit zu beobachten und sich an ihm begeisterungsvoll und hoffnungsfreudig zu berauschen, mischte sich der Tropfen Wermuth, daß es ihm nicht vergönnt war, dem Manne des Jahrhunderts zu begegnen: Voltaire befand sich nicht in Paris. Was Richard, der nicht genug von ihm erfahren konnte, hier von Freunden, dort von Gegnern über ihn hörte, klang wie ein Märchen. Gegenüber dem stillen Leben, das auch die hervorragendsten deutschen Gelehrten führten; im Hinblick auf die keineswegs glänzende Lage, in der Richard die

meisten Bewohner des französischen Parnasses gewahrte, schien Voltaire, jeder irdischen Bedürftigkeit enthoben, auf einer unnahbaren Höhe des Glückes zu weilen. Er besaß nach den Gerüchten ungezählte Schätze, und die Vorwürfe, daß er dieselben durch trügliche Handelsgeschäfte erworben, die eines Schöngeistes unwürdig seien, machten auf den Geist des jungen Kaufmanns einen ganz entgegengesetzten Eindruck, als die Ankläger beabsichtigt.

Wie hoch Richard auch Kunst und Wissenschaft schätzte, dafür war er doch zu innig und stark von der Lebensanschauung seines Standes durchdrungen, um in dem Gewinn des Handels einen Makel zu sehen, um nicht in der Erwerbung und Erhaltung von Reichthümern ebenfalls das Zeichen eines besonderen Genius und eines großen Verstandes anzuerkennen. War dieser Voltaire zugleich ein Sohn Apollo's und Pluto's, ein König des Goldes, wie ein König im Reiche der Dichtkunst?

Jetzt war er in dem Schlosse dieses Mannes, an der Pforte des Geheimnisses.

Vor einigen Wochen war Richard nach Luneville gekommen, um dem Könige seine Huldigung und die ehrfurchtsvollen Grüße seines Vaters und der getreuen Bürger zu bringen, die einst in Danzig für Stanislaus gekämpft und gelitten hatten. In seiner leutseligen, gemüthlich hausväterlichen Weise empfing der

König den jungen Mann beinahe wie den Sohn eines lieben Verwandten; einer und der andere der polnischen Herren, welche ihrem erwählten Könige aus treuer Anhänglichkeit, oder weil sie mit der siegreichen Partei in der Republik unversöhnlich zerfallen, in die Verbannung gefolgt waren, freute sich, den Knaben, den sie damals auf ihre Pferde gehoben und sich darauf hatten tummeln lassen, zu einem so stattlichen und gewandten Jüngling herangewachsen zu sehen. Der Genuß kam hinzu, mit ihm die alten Erinnerungen und Heldenthaten eines Jeden wieder heraufzubeschwören, noch einmal von den gewaltigen Stürmen der Russen auf die Bollwerke Danzigs und der noch gewaltigeren Gegenwehr der Königlichen zu erzählen. Für den König und seine polnischen Gefährten war Richard ein halber Landsmann, Einer, der aus dem Vaterlande mit lang vermißten und ersehnten Nachrichten kam.

Die Geschäfte des Hauses Rosenberg und Compagnie hatten Richard mit vielen Adelsfamilien Polens in beständige, lebhafte, oft sogar, bei den häufigen Geldverlegenheiten derselben, in innigere Beziehung gesetzt; er mußte nun an den langen Winterabenden am Kaminfeuer in den Häusern Luneville's von den Verlöbnissen und Eheschließungen, den Trauerfällen und Festen, den Jagden und Tänzen berichten, die auf den Schlössern und in den Wäldern Polens seit einer

Reihe von Jahren vorgefallen. Wußte man auch an dem kleinen Hofe von dem einen und dem anderen wichtigeren Ereigniß, wie ganz anders nahm sich die Geschichte in dem Munde eines Augenzeugen und Theilnehmers, in frischer und malerischer Darstellung, als in den kurzen und flüchtigen brieflichen Mittheilungen aus!

Ohne sein Zuthun fand sich Richard bald in einen wechselnden, betäubenden Strudel von Vergnügungen und Geselligkeit hineingerissen. Zwar vergaß er nicht einen Augenblick darüber seinen sehnlichsten Wunsch, die Bekanntschaft Voltaire's zu machen; aber obgleich der Gefeierte gerade jetzt mit seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, im Schlosse zu Luneville wohnte, stellten sich, seltsam genug, der Erreichung dieses Wunsches Hindernisse auf Hindernisse entgegen. Mißvergnügt oder leidend, hatte sich Voltaire von allen Festlichkeiten des Hofes zurückgezogen; nur mit Wenigen verkehrte er noch, und diese Wenigen wußten allerlei Ausflüchte, sobald Richard sie um ihre Vermittlung bei dem berühmten Manne bat.

Einmal vertraute ihm Devaux: Voltaire arbeite an einem römischen Trauerspiele, und in dieser Stimmung dürfe man ihn nicht stören, wolle man nicht für immer seine Gunst verscherzen. Dann hieß es wieder, die Hustenanfälle, an denen er litt, seien so heftiger

und krampfartiger Natur, daß die Aerzte ihm jedes Gespräch untersagt.

„Thörichtes Geschwätz!“ hatte ein alter polnischer Edelmann ausgerufen, der noch tief angekreidet im Schuldbuch der Rosenberge stand und die Anwesenheit des zukünftigen Hauptes dieses Hauses zu einer neuen Anleihe zu benützen gedachte, „er wird einen Zank mit seiner Xantippe gehabt haben! Uebrigens, mein junger Freund, verlieren Sie an diesen Menschen nichts; sie ist ein verrücktes Weib, und er ein schäbiger, filziger Geizhals. Diese Gesellschaft könnte Ihren großmüthigen Eigenschaften, Ihrer Freigebigkeit und Ihren Cavaliertugenden nur schaden!“

Endlich, in einem Abendcirkel des Königs, erschien Voltaire, zerstreut, verstimmt, unaufmerksam, nur mit halbem Ohre auf seine Umgebung hörend, beinahe wie ein Nachtwandler: erst als Richard ihm auf die Bitte des Königs eine Stelle aus seiner „Merope“ declamirte, zum Beweise, daß sein Ruhm bis in den hohen Norden hinaufgedrungen wäre, und seine Verse auch dort Liebe und Bewunderung erweckt hätten, kehrte Voltaire aus dem Lande seiner Träume zurück.

Er war eine Weile heiter, witzig und gesprächig gewesen, dennoch hatte der König zu Richard gesagt:

„Sie haben Unglück, das war heute nur der halbe Voltaire!“

Würde er in Cirey den ganzen kennen lernen?

Diese Frage beschäftigte, als die wechselnden Bilder seiner Reise wie im Fluge an seiner Seele noch einmal vorübergezogen waren, ausschließlich die Gedanken Richard's; wie mit einem zaubermächtigen Edelstein eingegraben, stand diese Frage auf den Scheiben des Fensters, an die er seine Stirn drückte.

„Guten Morgen!“ sagte geräuschvoll eintretend Longchamp.

„Guten Morgen, mein Freund!“ antwortete sich halb umkehrend Richard, der den Kammerdiener Voltaire's wiedererkannte.

Mein Freund? dachte Longchamp, das ist etwas rasch; vielleicht lautete es besser: mein Feind.

Der arme Longchamp hatte eine schlaflose Nacht verbracht und war in grämlichster Laune.

Trotz der Anstrengung des doppelten Rittes am gestrigen Abend hatte der Schlummer seine Augen geflohen, ein finsterer Argwohn quälte und verstörte seinen Sinn. Wer war dieser Fremde, den Voltaire mitten auf der Landstraße aufgegriffen? Was wollte er in Cirey? Wenn er ein Edelmann wäre, trüge er einen Degen. Edelleute werden bekanntlich Baron, Vicomte oder Marquis angeredet, und wenn es sehr niedrig geht, sagt man dennoch zu ihnen: mein Herr Chevalier! aber niemals, Herr Richard! Das ist eine Bedientenbezeichnung. Welche bedenkliche Abnahme seiner Geisteskräfte der bedauernswerthe Longchamp

auch in der Nacht, als er sich schlaflos auf seinem Lager hin- und hergewälzt, gespürt hatte, zu diesem letzten Schlusse reichte sein Schlußvermögen gerade noch aus. Ein zweiter, schwer wiegender Punkt für sein Mißtrauen war es, daß Louison ihm vertraut: der fremde, junge Mann, der ihr, nebenbei gesagt, sehr gut gefallen, habe Herrn von Voltaire etwas wie ein Buch überreicht.

Da haben wir's, dachte Longchamp, das ist so ein Reimschmied aus Lothringen oder dem Elsaß, der noch nicht einmal den rechten französischen Ton hat! Aber bei alledem hat er ein Trauerspiel zusammengeschmiert und widmet es meinem Herrn, der soll ihm dafür eine gute Stellung verschaffen: ich sehe es klar, man untergräbt mich, man will meinen Fall! Die Marquise blickte mich gestern mit ihren Katzenaugen so boshaft an — Longchamp, du sinkst, du stürzest, dieser Fremde ist zu deinem Nachfolger ausersehen! Wehe dem ehrlichen Manne, der seinen Fuß auf den glatten Boden des Hofes setzt! Es ist deine Schuld, wenn du aus Cirey hinausgeworfen wirst, warum hattest du Augen und Ohren? Warum hast du bemerkt, daß die Marquise trotz ihrer vierzig Jahre noch jugendlich fühlt? Was gingen dich die Besuche des Marquis von St. Lambert bei ihr an? Guten Morgen, mein armer Junge! Mit dem ersten Neujahrstage kannst du ausziehen und dir ein neues Schloß suchen! Darum hat

er mir auch gestern die zehn Livres gegeben und so niederträchtig heimtückisch dabei gelacht! Wenn er etwas Schändliches thut und seine Helden ermordet, will er sich vorher immer todtlachen! Und dieser mein Nachfolger!

Hier hatte sich der verworrene Gedankengang des Kammerdieners, der für seinen einträglichen Posten fürchtete, auf die erste Ursache seiner Unruhe zurückgewandt. In allen möglichen und unmöglichen Gestalten war ihm Richard in irren Träumen erschienen, bald als feuriger Drache, bald mit Martin Lafond zu einer unsagbar häßlichen, lächerlichen und doch fürchterlichen Figur zusammengewachsen.

Entweder, oder! hatte sich endlich Longchamp beim Morgengrauen gesagt und war mit dem festen Entschluß aufgestanden, sich volle Gewißheit über die Person und die Absichten des Fremden zu verschaffen, ehe er an diesem Tage seinen Dienst bei Voltaire anträte. Wenn ich nicht gleich auf sein Klingeln herbeieile, sagte er sich schadenfroh, so zerschlägt er vielleicht aus Wuth ein kostbares Glas oder eine Porzellantasse von der preußischen Majestät. Das wäre ihm ganz recht, das wäre drollig! Was fällt ihm ein, seine Diener wechseln zu wollen?

Auch hatte ihm Voltaire überdies die Sorge für den jungen Gast auf's Herz gebunden; er sollte sich nach seinen kleinsten Wünschen erkundigen und Alles

thun, ihm den Aufenthalt in Cirey so behaglich als möglich zu machen. So war Longchamp grollend und mißtrauisch an die Thür Richard's gekommen und nach zweimaligem Klopfen, da er keine Antwort vernahm, breitspurig eingetreten. Der Anblick des jungen Mannes überraschte ihn; die lässige Stellung, in der er am Fenster lehnte, hatte etwas Vornehmes; der Rock von feinem blauen Tuch, die Aufschläge um Aermel und Taschen mit reicher schwarzer Seidenstickerei geschmückt, glich durchaus nicht dem Kleide eines Dieners oder dem abgetragenen Gewand eines Bittstellers.

Inzwischen hatte sich Richard ganz zu ihm gewendet und sagte:

„Da Sie Herrn von Voltaire ohne Zweifel früher sehen werden als ich, bringen Sie ihm meinen ergebensten Morgengruß; ich habe diese erste Nacht unter dem Dache von Cirey vortrefflich geschlafen."

Hm! überlegte Longchamp, das sieht wieder nicht nach einem Schreiber aus; aber zum Unglück für Richard bemerkte er jetzt das Feuer im Kamin und, die Schultern in die Höhe ziehend, die Lippen kräuselnd, sagte er:

„Selbst angemacht? Eine schmutzige Beschäftigung!"

„Wie man's nimmt", entgegnete gutmüthig Richard. „Die Beschäftigung ginge schon an, wenn nur Eure Kamine besser wären! Wer schnell Feuer haben will, zündet sich selbst den Schwefelfaden an. Ich versteh's,

gucken Sie nur hinein, es ist ein regelrecht gebauter Scheiterhaufen, ich wollte nur, er wäre höher!"

Die Bemerkung berührte eine empfindliche Seite Longchamp's.

„Es ist wahr, mein Herr, man knausert hier mit dem Holz. Während die gnädige Frau Marquise über die Theorie und Natur des Feuers geistreiche Untersuchungen anstellt, besorgt der Hausverwalter Lafond in der Praxis die Feuerangelegenheiten in der Weise, daß die größere Hälfte des Holzes, das wir verbrennen, gar nicht zu Asche, sondern gleich zu Silber in seinen Taschen wird — allein ich werde Befehl geben . . ."

„Ich danke Ihnen, Herr . . ."

„Longchamp, zu dienen; früher Kammerdiener der Frau Marquise, jetzt erster Kammerdiener des Herrn von Voltaire, der seinerseits wieder Kammerherr des Königs von Frankreich ist, und Abschreiber seiner göttlichen Trauerspiele."

„Also, Herr Longchamp! Ich freue mich der Bekanntschaft des Mannes, durch dessen Feder und Tinte die unsterblichen Verse Voltaire's zur Kenntniß der Welt gelangen."

Und nach der alten Kaufmannsregel, die ihm der Vater bei seiner Abreise eingeschärft, daß man jeden Wagen tüchtig schmieren müsse, wenn man gut damit fahren wolle, drückte er dem Kammerdiener mit einem goldenen Drucke die Hand.

Diesen Druck empfinden und halblaut wie in tiefster Selbstverachtung murmeln: „Du bist ein Esel!“ war für Longchamp Ursache und Wirkung zugleich.

Er schämte sich seines Argwohns und seiner Dummheit. Sein ganzes Wesen verwandelte sich, seine Steifheit wurde Geschmeidigkeit, die Wolke auf seiner Stirn Sonnenschein.

„Der gnädigste Herr wolle mir nur verzeihen . . .“

„Nichts da von gnädigem Herrn, ich bin ein Kaufmann aus Danzig.“

„Danzig, eine freie Stadt an der Weichsel, nahe der Ostsee — wir lieben die Geographie.“

„Nahe der Ostsee! Und heiße Richard Rosenberg. Und da Sie die Geographie lieben, haben Sie wohl auch gehört, daß wir Leute im Norden jeden Tag, den Gott werden läßt, mit einem tüchtigen Hunger beschenkt werden. Wie wär's mit einem Frühstück?“

„Sogleich, der gnädige Herr haben nur zu befehlen. Kaffee, Thee, Chocolade? Die Herrschaften nehmen das Frühstück erst um zwölf Uhr ein, in der Galerie; es geht da ein wenig steif, einsilbig und langweilig her. Natürlich, sie arbeiten Beide des Nachts und sind am Tage müde. Die Jüngsten sind sie auch nicht mehr, der Geist zehrt.“

„Bis zwölf Uhr ist noch eine lange Zeit! Bereite ich Ihnen also keine Ungelegenheiten, etwas Brod und eine Tasse Thee! Die Frau Marquise und Herr von

Voltaire werden überdies nach den Anstrengungen einer so beschwerlichen Reise der Ruhe doppelt bedürftig sein. Ich will in keiner Weise die Ordnung des Hauses stören. Darum einen guten Rath: was beginne ich mit dem Vormittage?"

„Da ist guter Rath theuer. Wir haben eine ausgewählte Bibliothek . . ."

„Nichts da von Büchern an einem Feiertage!"

„Sehr schöne Kunstsachen in prächtigen Staatsgemächern, alte Bilder, japanesische und chinesische Herrlichkeiten, einen kleinen Schmelzofen, auf dem uns leider noch nicht gelungen ist, Gold zu verfertigen — aber dies Ihnen zu zeigen, wird sich Herr von Voltaire nicht nehmen lassen. Wie wär's mit einem Spaziergang im Garten, durch das Dorf? Zwar ist es nicht gerade einladend, wir sind einsiedlerische Leute und . . ."

„Und? Warum stocken Sie?"

„Der gnädige Herr entschuldige den Vergleich: wie die Gespenster nur um Mitternacht erscheinen, so lebt auch Schloß Cirey erst am Abend auf, wenn die Lichter angesteckt werden. Herr von Voltaire pflegt zu sagen: Wir sind Nachtmenschen."

Darüber hatte Longchamp eine kleine Bürste aus der Tasche gezogen und fing an, den Rock Richard's, auf dem er einige Federchen entdeckt hatte, abzubürsten.

„Ich eile", sagte er nach Beendigung dieses Ge-

schäfts, „das Frühstück zu bestellen. Und ehe es kommt, erlauben mir der gnädige Herr wohl, die Haare —"

Und er machte die verständlichen Bewegungen eines geübten Haarkünstlers und Barbiers.

„Ich stehe zu Diensten, Herr Longchamp, sehr erfreut!" antwortete lachend Richard. „Im Ernst, ich bewundere Sie, welch' ein Tausendkünstler, Sie können Alles!"

Mit verbindlichem Lächeln entschlüpfte Longchamp.

„Alles!" sagte er für sich und beguckte die Goldkrone mit dem Bildniß des Königs Stanislaus, „wenn es so bezahlt wird. Der Tag fängt gut an."

Eine Stunde darauf waren alle die nothwendigen Geschäfte, die jeden Morgen im langweiligen Einerlei gethan werden müssen, damit der Mensch sich dem Menschen zeigen könne, zu gegenseitiger Zufriedenheit Richard's und Longchamp's vollendet.

Mit wohlgepudertem Haar, den Zopf künstlich von einem schwarzen Seidenband umschlungen, mit einem Rock, auf dem jetzt kein Stäubchen mehr sichtbar war, in langschößiger, mit bunten Blumen bestickter, weißseidener Weste, mit blankgewichsten Schuhen, an denen die silbernen Schnallen im Sonnenschein glänzten, ging Richard aus den Händen Longchamp's, wenn nicht wie der erste Stutzer von Paris, so doch wie der feinste Mann von Luneville — diesen Ehrentitel hatte der Kammerdiener erfunden — hervor. Ihm that es wohl,

die steinerne Wendeltreppe des Thurmes leichtfüßig hinunterzueilen und im Garten sich fröhlich zu ergehen.

Nachdenklich blieb Longchamp des Aufräumens wegen oben im Gemach; er hoffte, dabei hinter das Geheimniß des Fremden zu kommen, denn um ein Geheimniß mußte es sich handeln.

Ein Kaufmann aus Danzig, was kann der bringen, was wollen? Eine Einladung von der russischen Kaiserin aus Petersburg? Seufzend setzte sich Longchamp auf einen Sessel und versank in einen Abgrund abenteuerlichster Gedanken.

Indessen schritt Richard wohlgemuth über die verschneiten Wege des Gartens dahin. Er trug den Kopf hoch, sein Herz war weit und heiter, die Klarheit der Luft und der helle Sonnenschein erhöhten noch sein volles, freudiges Lebensgefühl.

Dicht vor dem Schlosse breitete sich ein kreisrunder Platz aus, den im Frühling und Sommer, um eine Flora aus Sandstein in der Mitte, Blumen aller Art schmücken mochten. Rechts und links von ihm bogen dichte Laubgänge von Kastanien und Buchen, von Rüstern und Linden in die Tiefe des Gartens ab. Zierlich geschnittene Taxuswände bildeten, wie die vorgeschobenen Coulissen eines Theaters, zwischen ihnen und dem Rondel grüne Hecken. Ohne Wahl verfolgte Richard den Weg rechter Hand, der sanft ansteigend zu dem kleinen, schon von ihm bemerkten, chinesischen

Thürmchen aufstieg. Unter den Bäumen floß hier ein Bach, jetzt unter einer leichten Eisdecke, entlang, dessen Quelle aus dem Gestein des Schloßhügels entsprang, und der nach kurzem Lauf durch den Park am Ausgang desselben in der Blaise sein Ende fand. Wie lieblich mußte in der schönen Jahreszeit sein sanftes Gemurmel in der Mondscheinnacht mit dem Rauschen der Bäume zusammenklingen! In bestimmten Zwischenräumen hatte die Kunst des Gärtners den Baumgang auf beiden Seiten zu halbrunden Nischen erweitert; Taxushecken waren zwischen den hohen Bäumen, die man hatte stehen lassen, aufgeführt worden, und Gottheiten und Nymphen standen auf epheuumrankten Sockeln in dem stilllauschigen Heiligthum. Machte auch der Garten heute im Schnee, bei der scharfen und beinahe unbarmherzigen Beleuchtung, einen kalten und frostigen Eindruck, so umkleidete doch Richard's bewegliche Phantasie Bäume und Götter mit dem grünen Schmuck und dem goldigen Schimmer des Frühlings. Auf der Anhöhe das chinesische Haus mit dem spitzen Dache und den versilberten Glöckchen daran, die bei der tiefen Windstille nur ganz leise anklangen, mit seinen buntgemalten Säulchen, war geschlossen, und der rothe Drache auf seiner Thür spie im Sonnenschein noch einmal so wilde Flammen. Hier an heiteren Sommerabenden zu sitzen und jenseits des Flusses, der am Hügel vorüberrauschte, über der weiten Ebene der Champagne die Sonne ver-

scheiden zu sehen! Oder seine Augen an dem schönen Besitze zu erfreuen, an dem Garten und dem Schlosse, das auf der Südostseite den Blick begrenzte!

Dahin wandte auch Richard seine Blicke; er war ungeduldig, das Bild des Hauses, in dem Voltaire wohnte, in seine Seele aufzunehmen.

Stattlich, mit hohem Dache, mit breiten Fenstern, im Styl Ludwig's XIV., lag es vor ihm, ein unregelmäßiges Gebäude; die Façade unterbrechend, sprang ein viereckiger Thurm, der seiner ganzen Bauart, der Dichtigkeit seiner zinnengekrönten Mauern, der tiefen Wölbung seines Portals nach dem Mittelalter angehörte, stark hervor und trennte die beiden Flügel des Schlosses; der kleinere lag gegen die Front des größeren etwas zurück. Hier, in dem kleineren Gebäude, wohnte im oberen Stockwerke Voltaire, im mittleren die Marquise; eine Terrasse mit steinerner Balustrade führte in den Garten hinab. Dichte Vorhänge verhüllten noch alle Fenster. Rings umher Stille und Einsamkeit, nur zuweilen durch den verhallenden Klang der Kirchenglocken in den Dörfern unterbrochen, überall eine Festtagsstimmung, ein Weihnachtsfriede. So weit das Auge schaute, eine schneeige Landschaft, ein wolkenloser Himmel, eine strahlende Morgensonne; mit dem frischen Hauche, den Richard einathmete, zog auch diese Weihestimmung in sein Gemüth; er gedachte, daß jetzt seine Eltern in ihrem Kirchenstuhl in der alterthümlichen

Marienkirche säßen, die Hände fromm um ihr Gesangbuch gefaltet und der frohen Botschaft von der Geburt des Heilandes gläubigen Sinnes lauschten. Er war fern von ihnen, in der Fremde und Verlassenheit, aber doch nur dem Leibe nach, sein Geist weilte bei ihnen, und in der frommen Gewöhnung seiner Jugend, wie zum Beweise dieser unzerreißbaren Zusammengehörigkeit mit der Heimat, sich zum Troste und zur Ermuthigung, sprach er, den Hügel hinabgehend, halblaut das alte Kampflied der Protestanten vor sich hin: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Er wußte nicht, wie es ihm in das Herz und auf die Lippen gekommen.

Als er, immer noch vor sich hinsprechend, lauter als er glaubte, den Blick am Boden, am Fuße des Hügels in den Baumgang einbiegen wollte, riß ihn ein unerwarteter Ausruf aus seiner Andacht.

„Ein' feste Burg ist unser Gott!" hörte er eine helle Stimme wiederholen, zu seiner Verwunderung und zum freudigsten Erschrecken in deutscher Mundart, die seinem nordischen Ohr freilich fremdartig genug klang.

Aufblickend sah er ein junges Mädchen sich gegenüber, das, wie er, aus dem Schlosse gekommen sein mußte. In diesem Augenblicke andächtiger Erregung aber überwand ein Gefühl alle anderen und drängte jede Neugier, jedes Staunen, jede Frage in ihm zurück.

„Eine Deutsche! Eine Lutheranerin!“ war Alles, was er sagen konnte, und wie von selbst streckten sich die Hände Beider einander entgegen und begegneten sich in einem leisen Druck.

Als dann das Mädchen, über und über erröthend, ihre Hand zurückzuziehen und ihren Blick niederzuschlagen versuchte, war es schon zu spät; in überwallender Empfindung hatte ein unbewußter Drang ihre Lippen geöffnet — was hätte es genützt, wenn sie dieselben jetzt geschlossen?

„Wahrlich“, rief Richard im gehobenen Tone, „dies Zusammentreffen hat Gott gemacht! Er ist uns nahe zu jeder Zeit! Weit und breit sind wir die Einzigen hier, welche der reinen Lehre des Evangeliums folgen, die Einzigen, welche das Lied des Gottesmannes in seiner Sprache sprechen können — und siehe, der Herr führt uns an seinem Feste zusammen!“

„Mir wurde das Herz ganz eigen bewegt“, erwiderte sie, „als ich die deutschen Worte vernahm. Es ist lange her, daß ich deutsch gesprochen; der Vater will es nicht, und ich darf nur heimlich mit der alten Magd in meiner Muttersprache reden.“

„Da können Sie hier das Versäumte nachholen; ich habe dieselbe Sehnsucht, deutsch zu sprechen, wie Sie, und hoffe, Herr von Voltaire wird es uns nicht verbieten.“

„Bleiben Sie denn im Schlosse?" fragte sie und schämte sich im nächsten Augenblick ihrer Neugier.

„Für einige Tage."

Sie sah ihn verstohlen von der Seite an und ging verstummt neben ihm einher.

„Wohnen Sie im Schloß oder in der Nähe? Sie müssen einem Landsmanne schon die Frage vergeben."

„Nein, ich bin aus Luneville gekommen."

„Aus Luneville?"

„Es erscheint Ihnen merkwürdig, daß von dorther eine deutsche Protestantin kommt? Die Leute in jener Stadt sind strenge Katholiken und reden nur französisch, aber ich bin in Straßburg geboren, und mein Vater lebt erst seit einigen Jahren in Luneville."

In Luneville? dachte Richard. Wie ist es nur geschehen, daß du dem Mädchen dort nicht begegnet bist? In der kleinen Stadt, ein so schönes Kind! Und doch sicher aus gutem und wohlhabendem Hause!

„Ich komme auch aus Luneville", hob er wieder an. „Wie seltsam, daß wir dort, ohne uns zu kennen, gewohnt haben, als sollten wir uns erst hier im Garten von Cirey begegnen."

„Ich gehe nicht viel unter die Menschen oder auf die Straße", erwiderte sie abgebrochen.

Er sah einen Schatten der Sorge über ihr Antlitz ziehen und die Lippen wie schmerzlich zusammenzucken. So gern er den silbernen Ton ihrer Stimme hörte,

so lieb war ihm jetzt ihr Schweigen, das ihm gestattete, sie ungestört zu betrachten.

Ein blaues Tuchkleid, mit braunem Pelz verbrämt, umschloß enganliegend die zierliche Gestalt. Ueber die blonden, leichtgelockten Haare hatte sie ein schwarzes, spitzenbedecktes Seidentuch gebunden. Ihr zartes Gesicht mit den blauen Augen, unter deren Wimpern zuweilen ein schmachtender, sehnsüchtig verlorener Blick hervorirrte, erschien in dieser dunklen Umrahmung, von der Frische des Wintermorgens rosig angehaucht, noch lieblicher. Der leise Zug sinnender Schwermuth, den eine plötzliche Wendung des Gesprächs hervorgerufen, gab ihr in Richard's Augen noch einen besonderen Reiz. Sie hat Kummer in ihrem Hause, sagte er sich, und dieser Gedanke stimmte ihn, der in einem glücklichen und friedlichen Familienleben groß geworden war, doppelt zärtlich gegen sie. Obgleich sie hier im Garten und im Schlosse der Marquise gewiß keine Gefahr bedrohte, beschlich ihn doch eine Ahnung, als ob er in den Kämpfen und Leiden, die diesem liebenswürdigen Geschöpf bevorzustehen schienen, eine Rolle spielen und zu ihrem Schutze vom Schicksal berufen sein würde.

Sie hatten sich auf ihrem Gange wieder dem Schlosse genähert.

Geflissentlich vermied es das Mädchen, ihn anzusehen, aus natürlicher Schüchternheit oder aus Scham, daß sie vorher sich so wenig zurückgehalten und in

dem lebhaften Ausdruck ihrer Ueberraschung zu weit gegangen.

Willst du sie dir wieder so plötzlich entschwinden lassen, wie sie plötzlich vor dir aufgetaucht ist, eine Traumerscheinung, welche die Morgensonne verscheucht? Vorwärts, das Glück bietet uns immer nur die Spitze seines Fingers, wer nicht mit kühnem Griffe die Hand der Göttin ergreift, dem wendet sie entrüstet auf immer den Rücken! So suchte sich Richard Muth einzusprechen, während sein Herz furchtsam klopfte.

„Wir werden uns wohl noch öfters im Schlosse sehen", begann er endlich, nicht ohne Erröthen und Stottern, „an der Tafel der Frau Marquise?"

War es seine Befangenheit, lag etwas in seinen Worten, das trotz ihres Kummers ihre Heiterkeit weckte — sie stand still und antwortete lachend:

„Bei der Frau Marquise? Da wird mich der Herr vergebens erwarten! Ich bin weder vornehm, noch gelehrt genug, um dort einen Platz zu erhalten."

Diese Aeußerung trug nicht dazu bei, die Verwirrung Richard's zu verringern. Wenn sie nicht bei der Marquise wohnte, wer war sie denn?

„Vergebung!" brachte er nach einer kleinen Pause mühsam hervor, „ich meinte, — das ist doch Schloß Cirey? wir wären Beide Gäste der Frau Marquise."

„Das ist nur der Herr! Dort das kleine Fenster unten im Thurm, nach der Terrasse zu — im Sommer,

wenn es ganz mit grünen Ranken umsponnen ist, sieht's freundlicher aus, und man schaut wie aus einer Laube heraus —, dort wohne ich bei der guten Frau Lafond, meiner Verwandten. Wenn der Herr darum von Wiedersehen spricht, so wird's wohl nur auf der Wendeltreppe oder im Garten geschehen."

„Wo es immer geschieht, mir wird es stets ein Sonnenstrahl sein, der die Welt ringsum erleuchtet!" entgegnete er leidenschaftlich.

Und da sie mit einer hastigen Bewegung den Kopf zurückwarf, fürchtete er, sie erschreckt zu haben, und setzte begütigend hinzu:

„Mir hat dies Zusammentreffen mit Ihnen wie ein liebliches Wunder das Herz gerührt! Ist der Wunsch zu kühn, daß es auch für Sie mehr als ein flüchtiger Zufall gewesen sein möge?"

„In der Fremde", antwortete das Mädchen ausweichend, „was verbindet die Menschen leichter, als derselbe Glaube und dieselbe Sprache?"

Nun mochte die in ihr wohnende Lebensfreudigkeit und die Frische ihrer neunzehn Jahre über ihre Schmerzen und Sorgen, über das Ungewohnte dieser Begegnung triumphiren, und sie rief:

„Sind wir Beide nicht unter die Ungläubigen verschlagen? Im Schlosse glauben sie weder an das Evangelium, noch an die Heiligen."

„Da müssen wir Zwei um so fester Freundschaft halten.“

„Der Herr geht rasch; Freundschaft hat Weile, wie alle guten Dinge!“

Sie standen dicht vor dem Thurm, an dem sich schwarzgrün der Epheu emporrankte; deutlich drang die Stimme der Frau Lafond, die zankend und eifernd den Mägden ihre Befehle ertheilte, aus den Gemächern des Erdgeschosses.

„Da ist's laut“, meinte das Mädchen, „und die Frau wird meine Hülfe brauchen; entschuldige der Herr!“

„Aber“, rief Richard mit einer Miene der Enttäuschung und Verzweiflung, „die Freundschaft muß doch einen Namen haben; ich heiße Richard Rosenberg!“

„Das ist ein viel hübscherer Name, als der meinige, ich heiße Margarethe Güntzer und bin Ihre gehorsame Dienerin!“

Margarethe Güntzer? Des reichen Wechslers Güntzer Tochter aus Luneville? Der mir noch neulich einen Wechsel in guten Goldstücken ausgezahlt hat? wollte Richard rufen und die Kleine festhalten; aber da hatte sie ihm schon ihre zierliche und neckische Verneigung gemacht und war hinter der alten festgefugten Thür des Thurmes entschwunden. Ihm raubte ein Etwas, für das er noch keinen Namen hatte, die Sprache.

Eine Weile stand er wie eingewurzelt auf derselben Stelle, dann zog er seine Mütze mit der weißen Feder tiefer in die Stirn und, „Margarethe!“ flüsternd, ging er den Baumgang zurück, den sie eben gekommen.

Ein Wintermärchen! Niemals hatte ihm die alte Wärterin ein schöneres erzählt! Hienieden ist Alles Trug, Täuschung und Irrung — eine ausgenommen, Margarethe!

Viertes Capitel.

Zum Erstaunen Louison's hatte die fleißige Marquise du Châtelet den ganzen Tag versäumt.

Sonst unablässig beschäftigt, ihre Uebersetzung und Erläuterung Newton's zu vollenden, hatte sie heute weder Bücher, noch Feder angerührt. Gedankenvoll und doch müßig betrachtete sie die Bilder in ihrem Zimmer, schritt auf die Terrasse hinaus, sah eine Weile den Wolken nach und kehrte wieder zurück. Kein Wort des Tadels, keine ungeduldige Bewegung strafte die Ungeschicklichkeiten Louison's, die heute mehr als je ihre Gedanken von der Haarfrisur und den Kleidern der gnädigen Frau abschweifen ließ. Oben in dem blauen Thurmzimmer der Fremde, unten bei der Frau Lafond die kleine blonde Marguerite, die schon im Sommer Louison's Verdruß und Eifersucht erregt hatte, waren mächtigere Anziehungspunkte für ihre Aufmerksamkeit, als die gewohnte tägliche Arbeit. Aber obgleich sie wegen ihrer Versehen von der Herrin nicht gescholten wurde, war sie unzufrieden mit ihr.

Einen ganzen Sack voll Neuigkeiten im Kopf, wie sie sagte, hatte Louison das Zimmer der Marquise betreten; zu ihrem Aerger durfte sie ihn nicht ausschütten. Kaum hatte sie über die Rücksichtslosigkeit der Frau Lafond zu klagen angefangen, die ohne Erlaubniß der Herrschaft Gäste bei sich aufgenommen, so unterbrach sie die Marquise und gebot ihr Schweigen. Und da der erste Befehl nichts nutzte, wurde er in schärferem Tone wiederholt, und Louison merkte, daß die gnädige Frau gar nicht einmal recht gehört hatte, was sie geplaudert.

Diese Nichtachtung empörte ihren Stolz.

„Die Närrin", brummte die Zofe, „sie hält heute wieder Heerschau über ihre Grundsätze ab" — in so kühner Weise übersetzte sie sich das Wort Principia, das sie auf dem Buche gelesen, welches niemals den Tisch der Marquise verließ — „und sucht die verlorenen wie eine Stecknadel!"

In Wahrheit jedoch, wenn sie in Emiliens Seele hätte blicken können! Nicht unter den Sternen des Himmels weilten deren Gedanken, nicht mit ihren Lieblingsstudien, nicht mit den Freuden und Leiden dieses Schlosses waren sie beschäftigt! Eine Unruhe voll Süßigkeit und Furcht trieb die Marquise umher; in die bange Sorge für die Zukunft mischte sich die Erinnerung vergangenen Glückes. Leise und doch unwiderstehlich hatte die elegische Stimmung jede Thätig-

keit aufgehoben und selbst ihrem Geiste nur eine halbe Freiheit gelassen.

Wie umflort und schöner in dieser Umhüllung erschienen ihr die Dinge; um die gemeine Alltäglichkeit breitete sich Schimmer und Duft. Es war ihr, als müßten selbst die Weltgesetze etwas von ihrer Härte und Unabänderlichkeit verloren haben. Sie mußte halb traurig, halb verwundert lächeln, als ihr Blick zufällig auf die langen, schwierigen, mathematischen Berechnungen fiel, denen sie, um ihrem bewunderten Philosophen in all seinen Forschungen zu folgen, so manche Nacht ihres Lebens geopfert hatte.

War das ihr Werk? Was wollten diese Zahlen, die sie so nüchtern, kalt und leer ansahen?

Wohl hatten sie einen Sinn, einen tiefen Sinn für Diejenigen, die sie zu deuten verstanden; aber selbst diese Bedeutung, diese Auflösung der geheimnißvollen Zeichen, die dem Geiste die Abgründe des Himmels erschloß, was waren sie dem Herzen? Tröstet es ein Herz, welches leidet, daß im unermeßlichen Raume sich ungezählte Welten im harmonischen Sphärentanz zum Ruhm ihres Schöpfers um ihre Sonne drehen? Hören die Thränen unglücklicher Liebe zu fließen auf, wenn in himmlischer Schöne Nordlichter und Meteore wie neue Blüthen an dem unendlichen Lebensbaum des Alls aufgehen? Wenn wir lieben und genießen, leiden und sterben, kümmert

es euch, ihr ewigen Sterne? Müssen wir vielleicht auf dieser Erde uns mühen und sehnen, im rastlosen Kampfe, von Enttäuschungen zu Enttäuschungen bis zum Grabe eilen, damit ihr in heiterer Ruhe glänzen und leuchten könnt?

Sie stieß die Papiere weit von sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

So saß sie lange; als sie wieder aufsah, fiel ihr Blick auf ein kleines Gemälde, das im künstlich nachgeahmten Goldrahmen auf das gelbbraune Getäfel des Zimmers gemalt war. Fröhlicher Sonnenschein lag darauf; es stellte auf dem Rasenplatz eines Gartens ein lustiges Blindekuhspiel dar. Hier auf ihrem Schreibtisch die strenge Arbeit, die Mühsal, die Nachtwachen; dort an der Wand der Scherz, der Müßiggang: was ist die Wahrheit, wo weilt das Glück? Sind wir hienieden, um nach hohen Gütern und Zielen zu streben, die wir dennoch niemals ganz erreichen, oder um unbekümmert zu genießen, was die Stunde und die Laune einer guten Gottheit uns gewährt? Welche Wahl wir auch treffen, wir sind die Narren der Natur; sie allein weiß, was sie mit uns will, wir aber treiben im beständigen Irrthum hin und her. Denn am Ende, die Arbeiter wie die Müßiggänger, die Guten wie die Bösen scheiden, ohne das Wozu? ihres Daseins enträthselt zu haben. Die Arbeit der Einen wird von den nachfolgenden Ge-

schlechtern überflügelt, und von der Lust der Anderen bleibt keine Spur. Sei unersättlich im Wissensdrange, unersättlich in Genußsucht — so oder so, dasselbe Ende erwartet dich!

Niemals war ihr der Widerspruch des Lebens unlöslicher und unbarmherziger erschienen, als zu dieser Frist. Mächtig und schmerzlich ergriff sie der Gedanke, daß aus dieser Irrung, diesem Wechsel und Taumel der Tod die einzig sichere Erlösung sei; sie konnte die Ueberlast der Empfindung nicht länger still für sich tragen, sie seufzte.

Wo aber war die befreundete Seele, zu der sie hätte reden und weinen können? Wo?

Ein Lächeln schimmerte wieder auf ihrem eben noch so betrübten Gesichte; noch, schien es zu sagen, noch lebst du und hast gute und zärtliche Freunde!

Hastig nahm sie eine Feder und schrieb, aber keine Zahlen und keine Philosophie, sondern leidenschaftliche und überschwängliche Worte. So eifrig war sie bei ihrer Arbeit, so Vieles und Wichtiges hatte sie dem entfernten Freunde zu sagen, daß sie gar nicht die früh einbrechende Dämmerung des kurzen Tages gewahrte. Noch im Halbdunkel schrieb sie weiter, als Louison mit dem Armleuchter eintrat, das Feuer im Kamin wieder anfachte und in Erwartung eines Auftrags an der Thür stehen blieb.

„Ist Herr Richard im Schlosse?“ fragte die

Marquise und faltete das goldgeränderte Blatt zu einem Briefe zusammen.

„Er ist in seinem Zimmer; er hat gegen Mittag, wie Longchamp sagt, einen weiten Spaziergang gemacht. Er war auch im Garten mit . . .“

„Schon gut! Bitte ihn, auf eine halbe Stunde zu mir zu kommen. Dann wird es wohl Essenszeit sein.“

Sie sah nach der Uhr auf ihrem Schreibtisch.

„Die vierte Stunde! Wie rasch fliehen die Minuten, wenn man sie verträumt!“

„Merkwürdig“, meinte Louison im Hinausgehen, „ich hätte nicht geglaubt, daß sie heute mit ihren Grundsätzen so zufrieden sein würde; sollte keiner in Luneville Schaden genommen haben?“

Die Marquise hatte gerade noch Muße, die Aufschrift ihres Briefes zu machen, einen Blick in den Spiegel zu werfen, das Haar zu ordnen und die Falten ihres Kleides glatt zu streichen, als Louison die Thür Herrn Richard Rosenberg öffnete.

„Wie schlecht müssen Sie von unserer Gastfreundschaft denken!“ empfing ihn die Marquise. „Einen halben Tag lassen wir Sie allein in diesem langweiligen Schlosse! Und vielleicht noch länger? Bei Ihrer Jugend sind Sie gewiß ein Frühaufsteher? Was haben Sie nur gethan, sich die Zeit und die Gedanken zu vertreiben? An einem fremden Ort, in

Einsamkeit und ohne Beschäftigung fangen wir die schlimmsten Grillen."

„Nicht doch, Frau Marquise, mir war's diesen ganzen Tag über, als liefe ich einem schönen goldglänzenden Schmetterlinge nach, und wenn ich ihn auch nur in der Einbildung haschte, welch' ein Vergnügen war die Jagd, welch' ein Glück der erträumte Besitz!"

„Ei, Sie sind artig und lassen uns um so schmerzlicher fühlen, wie viel wir verloren haben, daß wir Ihre Gesellschaft so lange versäumt."

Dabei wies sie mit einer bittenden Bewegung der Hand auf einen der kleinen, mit blauem Damast überzogenen Sessel, der neben dem Lehnstuhl dem Kamin gegenüberstand.

Wie geschmackvoll, reizend und duftig war das Gemach! Auf dem bräunlich gelben Holzgetäfel der Wände waren in gleichen Zwischenräumen in lichten Farben gefällige Bilder nach Watteau'schen Mustern angebracht. Welch' ein Schimmern, welch' heitere Behaglichkeit! Gelbseidene Vorhänge, von blaßblauen Schnüren gehalten, umrahmten das Fenster und verhüllten die tiefe Nische im Hintergrunde des Raumes. Kleine Schränke, zierlich gearbeitete Tische mit chinesischen bemalten Platten standen umher; reich mit den gefälligsten Nippsachen von Porzellan, Perlmutter und Alabaster, von gedrechseltem Holz und Elfenbein be-

laden, war der Schreibtisch, und es machte einen wunderlichen Eindruck, inmitten dieser kostbaren, anmuthigen Nichtigkeiten algebraische Rechnungen, die Werke Newton's und die Tafeln Clairaut's zu finden. Zwischen den zwei kleinen Marmorgruppen der drei Grazien und der von Amor am Gewande zurückgehaltenen Venus prangte auf dem Kamingesims, über dem ein großer Spiegel in silbernen Rahmen in die Wand eingelassen war, das prächtige Schreibzeug von Bernstein, das Friedrich II. der Freundin seines Dichters geschenkt. Eine halboffene Glasthür führte in die daranstoßende Bibliothek; aus einer Ampel von röthlichem Glase fiel hier ein gedämpftes Licht, in dem sich ein großer, mit dem Zeichen des Thierkreises bunt bemalter Himmelsglobus noch seltsamer ausnahm. In dem Gemache selbst verbreitete das gleichmäßige Licht der Wachskerzen eine milde Helle, in der ab und zu, wenn das Feuer im Kamin stärker aufloderte, dunklere Streiflichter flüchtig zitterten.

So viel Gegenstände heiterer Kunst in anmuthiger Unordnung, so viel Zeugen ernster Wissenschaft und Arbeit! Dazu die Herrin des Ganzen, die so entgegengesetzte Neigungen im schönen Ausgleich zu vereinigen wußte. Mit Ninon's Anmuth die Seele Newton's!

In nachlässiger Haltung lag die Marquise halb ausgestreckt in ihrem Armstuhl, die Füße, die in gold-

gestickten Sammetpantöffelchen steckten, auf ein Kissen gestemmt. So halb im Schatten hatte ihr längliches Gesicht mit dem feingeschnittenen Munde und der hohen Stirn einen reizvoll anziehenden Ausdruck, und wenn sie nun gar ihren Kopf seitwärts zu ihm neigte, und der strahlende Blick ihrer dunklen Augen unter den schön gewölbten Augenbrauen hervor ihn traf, war er geneigt, alle Mittheilungen über ihr Alter, die er an dem schwatzsüchtigen Hofe zu Luneville gehört, für böswillige Lügen und Uebertreibungen zu halten. — Wie gern die Marquise auch in himmlischen Sphären weilte, an diesem Tage mußte sie mit besonderer Liebe dafür gesorgt haben, in der irdischen zu wirken und zu bezaubern. Das dunkelrothe, mit schwarzen Spitzen besetzte bauschige Damastkleid hob die Blässe ihres Gesichts und die Schlankheit ihrer Gestalt vortheilhaft hervor; über dem viereckig tief ausgeschnittenen Gewande umgab eine schwarze Sammetfraise mit weißen Spitzen den Hals. An Geburt und durch Stellung vornehmere Damen hatte Richard schon manche in Warschau und auf den Schlössern des polnischen Adels gesehen, aber keine, die ihm in Wahrheit vornehmer gedünkt.

„Sie verwöhnen mich, gnädige Frau", entgegnete er auf ihre Aeußerung, „Sie und Herr von Voltaire! Was haben Sie nur an mir? Ich bin ein junger Mensch, der die Welt kennen lernen will, und habe

das unschätzbare Glück gehabt, Ihnen eine Gefälligkeit erweisen zu können: das ist mein einziges Verdienst. Im Uebrigen bin ich nichts, weiß ich nichts, Sie in Ihrer Güte halten mir sogar mein schlechtes Französisch zugut und nennen ein kluges Wort, was nur der schlichte Ausdruck meines Herzens ist — eines Herzens, das Ihnen ganz ergeben."

„Und das sollte ich geringschätzen? Glauben Sie, daß Hingebung und Treue so wohlfeil sind? Und dann vergessen Sie, aus welcher Fremde und Ferne Sie zu uns gekommen sind. An die polnischen Herren um den König Stanislaus haben wir uns längst gewöhnt, sie sind gute Franzosen geworden, und was noch an ihnen polnisch geblieben und bleiben wird ... Sie lachen! Ja, das sind keine angenehmen Eigenschaften! Sie dagegen kommen zu uns von den äußersten Grenzen Thule's, und wenn ich nicht fürchtete, Sie eitel zu machen, würde ich Ihnen sagen, daß Sie aussehen — allein das überlasse ich Herrn von Voltaire."

„Ich hörte bei meiner Rückkehr in's Schloß, daß er eine unruhige Nacht gehabt, und bin besorgt ..."

„Es hat nichts zu bedeuten! Das Abenteuer mit der Kutsche hat uns Beide angegriffen, Sie nehmen es leichter mit einer so eisigen Nacht auf. Auch mag das schwarze Kästchen ihm böse Träume verursacht haben; die Hauptsache aber ist, Voltaire gefällt sich

darin, jede Woche einmal im Sterben zu liegen, er hat dann sein poetisches Fieber. Trotz seiner wahren und eingebildeten Kränklichkeit wird er hundert Jahre alt werden, Sie erleben es noch."

„Ich wünsche es, damit er den Triumph der Wahrheit und Vernunft, seinen Triumph auf Erden sähe!"

„Den Triumph der Vernunft! Ja, wenn die Leidenschaften nicht wären!"

Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und ihre Augen blickten starr nach der Decke des Zimmers.

„Welches Alter ist frei von ihnen? Nicht der Knabe, nicht der Mann, weder Jüngling noch Greis. Im Gegentheil, die Jahre verstärken noch die Gewalt heftiger Leidenschaften, statt sie zu mildern; wider Haß und Liebe, Ehrgeiz und Habsucht, was vermag die Vernunft? Wie dem Einzelnen, ergeht es Allen; wir feiern und besingen den ewigen Frieden, und was ist das Leben? Ein ewiger Krieg!"

„Einen Ausweg gibt es doch aus diesem Wirrwarr der Welt! Der rettet sich daraus, der sich selbst bezwingt. Und wie die Sitte, die ja auch mit grausamem Zwange die ungebundene Freiheit beschränkt, vor Zeiten die Menschen aus der Wildheit der Wälder in die Ordnung der Städte führte, so wird dereinst die Vernunft allherrschend den Frieden und die Verbrüderung der Menschheit herstellen."

„Träume — Schäume!"

Spielend zupfte die Marquise an den Spitzen ihres Aermels.

„Sie sehen auch nicht aus wie ein Einsiedler, vielmehr wie Einer, der ergreifen und erobern will; seinen Theil an der Welt erobern! Weil heute ein Festtag ist, spielen Sie den Friedensprediger. Aber ich möchte Sie nicht auf die Probe der Entsagung stellen! Wohl ist die Ruhe besser als die Unruhe..."

Sie hielt inne und ließ die schönen schlanken Hände wieder lässig in den Schoß sinken.

„O, meine gnädige Frau, Sie bekämpfen mich und sind doch die Urheberin meiner Gedanken!"

„Ich?"

„Ueber der Thür Ihres Gartens las ich die Verse:

„Weltverlor'nen Hauses Frieden,
Kunst und Wissenschaft vereint,
In der Einsamkeit der Freund —
Süßes Glück, das mir beschieden!"

Und nun wollen Sie den Widerhall nicht gelten lassen, der Ihnen aus meinen Worten entgegenklingt?"

Die Marquise stützte den Kopf auf den Arm.

„Ach", sagte sie vor sich hin, „woran mahnen Sie mich? Es waren schöne Zeiten!"

„Ein so sinniger Gedanke, so liebenswürdig ausgedrückt, muß in Jedem dieselbe Sehnsucht nach einem stillen Glück erwecken, um so stärker, wenn er Zeuge ist, daß Ihr Leben den Gedanken zur Wahrheit gemacht hat."

„Ja, wenn keine Stürme darüber ausgebrochen wären!“

In hastiger Bewegung, als könnte sie sich dadurch von einem peinlichen Gefühl befreien, wandte sie sich ganz zu ihm herum.

„Sprechen wir von Ihnen. Gestehen Sie es nur, Sie hatten bei meinen Versen schon ein Bild Ihres eigenen Glückes im Kopfe! Ein schönes Mädchen aus Danzig, Ihre Nachbarin vielleicht ...“

Er wehrte ab:

„Nicht doch, Frau Marquise, ich habe keine Liebe im Herzen.“

„Ich mache keinen Anspruch auf ein aufrichtiges Bekenntniß“, lachte sie, „wenn aber ein junger Mann von Stille und Ruhe schwärmt, pflegt er darunter nichts Anderes, als das ungestörte Beisammensein mit seiner Geliebten zu verstehen.“

In der That machte Richard ein verlegenes Gesicht, erröthend wie Einer, der auf schlimmem Wege ertappt wird.

Sollte sie schon von deiner Begegnung mit dem schönen Gretchen wissen? dachte er.

Seine Befangenheit vergnügte die Marquise; sie weidete sich einen Augenblick daran, dann ergriff sie mitleidig und zärtlich seine beiden Hände:

„Nehmen Sie sich mit Ihrer Liebesschwärmerei vor Voltaire in Acht, er ist ein loser Schalk und arger

Spötter. Ich halte treu zu Ihnen, wer vergäße Amor's, den je sein Pfeil getroffen!"

Verwundert schaute Richard auf, die schöne Frau hatte die letzten Worte so eigen, schmelzend und beinahe traurig betont, — freilich, es konnte ein Vers aus einem Trauerspiel sein. Und um zu zeigen, daß er auf einen Scherz einzugehen wisse, und daß hinter seiner Blödigkeit sich nicht Witzlosigkeit verberge, entgegnete er:

„Die Frau Marquise ist gütig wie eine freundliche Fee, sie dichtet mir nur eine Liebe in der Heimath an, bei der keine Gefahr ist, — jedoch sie setze den Fall: ich hätte mich in eine ihrer schönen Landsmänninnen verliebt."

„O weh, da ständen wir vor einer großen Entscheidung oder gar in einer traurigen Geschichte! Ihre Frau Mutter daheim hat Ihnen sicher die Braut schon ausgesucht. Wie verhelfen wir Ihnen da zu Ihrem Glück? Frisch gewagt ist halb gewonnen! Wenn die Schöne zufällig in Luneville wohnt, laden wir sie nach Cirey zu uns ein."

Offenbar hatte Richard in diesem Scherzspiel Unglück, jede Karte schlug gegen ihn um. Diese letzte Anspielung war zu deutlich, die Marquise wußte Alles. Er wappnete sich mit dem Muth der Verzweiflung und antwortete stockend und zusammenhangslos:

„In Luneville? Nein. Da habe ich nur meinen alten Diener La Roque gelassen."

„La Roque! Der wird nicht einmal zum Comödienspielen zu gebrauchen sein ..."

„Ein treuer, zuverlässiger Mensch. Er wurde mir bei meiner Ankunft in Straßburg empfohlen und ..."

Ueber sich selbst unzufrieden, schwieg er. Was mußte die geistreiche Frau von ihm denken! Sie mit solchen Thorheiten und Nichtigkeiten zu unterhalten!

Die Marquise schien indessen den regsten Antheil an seinem Haushalt in Luneville zu nehmen.

„Er hat Sie durch Frankreich begleitet, dieser La Roque?"

„Ja, ein anhänglicher, kluger, sorgsamer Diener, der mir nie Anlaß zu einer Klage gegeben."

„Und er weiß einen Brief richtig zu bestellen?"

„Wenigstens hat er noch keinen verloren."

„Sie kennen den Marquis von St. Lambert?"

„Flüchtig, ich hatte die Ehre, dem Herrn Garde-Capitän vorgestellt zu werden."

„Wollten Sie ihm durch Ihren treuen La Roque diesen Brief zukommen lassen? Vielleicht haben Sie nebenbei eine Bestellung an Ihren Diener? Ich traue seit einiger Zeit der Post nicht, sie ist neugierig auf alle Briefe, die ich oder Voltaire geschrieben. Bei

Ihnen ist das ein Anderes, Ihre Handschrift kennt man nicht."

„Geben Sie nur, gnädige Frau, ich werde Ihre Befehle pünktlich besorgen."

Er war froh, so leichten Kaufs aus der verhängnißvollen Enge zu kommen, in die ihn die Unterhaltung gedrängt hatte.

„Und Sie schreiben noch heute?"

„Noch heute, und bringe morgen früh den Brief selbst auf die Post in Vassy."

„Sie sind ein Ritter wie Bayard!"

„Nein, gnädige Frau, nur ein Kaufmann, aber in Geschäften fest, ernsthaft und verschwiegen."

„Brav! Sie schweigen von dem Briefe vor Jedermann, wie ich von Ihrer Liebe! Eingeschlagen!"

Er drückte ihre Hand, Beide sahen sich an und lachten aus vollem Herzen, wie übermüthige Kinder.

„Ha, was seh' ich! ha, was hör' ich! Welches Lachen, welche Blicke!" sang in den unbeschreiblichsten Tönen eine kreischende Stimme.

In dem Halbdunkel der Bibliothek tauchte eine hagere Gestalt auf, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief:

„Armida und Rinaldo!"

Der Anblick war drollig genug. Unbemerkt mußte Voltaire in das Bücherzimmer eingetreten sein; er stand jetzt unter der Ampel neben dem Himmelsglobus,

im schwarzen Sammetrock, in lilaseidener Weste mit Brillantknöpfen, einem wohlgefälteten Spitzenjabot und wallender Allongeperrücke, das ausdrucksvolle, ewig bewegliche Gesicht mit der scharf vorspringenden Nase weit vorgestreckt.

„Junger Rinaldo", sagte er näherkommend, „ich hätte Sie für standhafter gehalten. Noch keinen Tag in diesen Mauern und schon Armida's Sklave! Freilich" — und er küßte der Marquise die Hand, — „welch' eine Armida ist sie auch! Ihre Hand, mein junger Freund, Longchamp hat mir Ihren Gruß bestellt, Sie haben gut geschlafen? Wohl Ihnen, ich habe für Euch Alle schlecht geschlafen! Um der undankbaren Welt den kostbarsten Stoff zu hinterlassen, spinnt sich der Seidenwurm zu Tode. So quäle ich mich Tag und Nacht mit den herrlichsten Trauerspielen. Mein erstes Lallen war eine Ode, mein letzter Seufzer wird ein Epigramm sein. Die Götter sind neidisch auf meine Werke und meinen Ruhm. Hätte ich noch ein Dutzend Zähne, wollte ich ihnen gern, um sie zu versöhnen, die Hälfte opfern, aber ich habe nur noch drei, und diese sind mir heilig und nothwendig, der eine zum Essen, der andere, um Zahnweh zu haben, und der dritte, um meine Feinde zu beißen."

So sprechend war er ruhelos durch das Zimmer hin- und hergeeilt, hatte Alles in die Hand genommen, und neugierige Blicke auf den Schreibtisch geworfen.

Auf dem Schreibtische lagen die astronomischen Berechnungen und Tafeln noch aufgeschlagen; bewundernd nahm er sie in die Hand.

„Welch' eine Frau! Selbst an einem Tage, wo der Schöpfer ausruhte, mißt sie seine Welt! Was für eine Frau, wenn sie — kein Weib wäre!"

Und er warf ihr einen Blick zu, in dessen dämonischem Gefunkel sich zärtliche Neigung mit schadenfrohem Spott mischte.

Die Marquise erröthete und erwiderte nicht ohne Heftigkeit:

„Diesmal sind Sie im Irrthum, ich habe nicht gearbeitet, und was die Rechnungen betrifft, so fürchte ich, es hat sich ein großer Fehler eingeschlichen, einer, der nicht wieder gutzumachen ist."

„Ja", unterbrach er sie seufzend, „die ganze Welt ist ein ungeheurer Rechnungsfehler! Am Ende seines Lebens findet Alexander, daß sein Leben ein verfehltes gewesen, und daß die Wahrheit in der Tonne des Diogenes steckt."

Nun war er schon wieder am Kamin und spielte mit dem Schreibzeug des Königs.

„Was haben Sie nur heute mit Ihrer Unruhe?" sagte die Marquise aufstehend; sie war nicht ohne Sorge um ihre Kostbarkeiten. „Sie werden mir noch dies und das zerbrechen. Neulich haben Sie mir in Luneville meinen Ring genommen, wo ist er hin? Sie

durchstöbern mein Zimmer, als suchten Sie nach Geheimnissen."

„Ein Geheimniß?" Er faßte sie bei den Händen. „Ach, ich weiß längst, was ich nicht wissen sollte! Allein ich habe Ihnen eine Ueberraschung zugedacht. Das schwarze Kästchen hat in der That Zauberei geübt: es hat eine Person durch die Luft hiehergeführt, Ihnen zum Nutzen und zur Freude. Ja, Frau Marquise, gestatten Sie mir, Ihnen ein Geschenk mit einem Schatz zu machen, der hier verborgen im Schlosse lag, und den schändliche Leute" — und dabei blickte er Richard scharf von der Seite an — „für sich allein zu behalten gedachten."

In die Mitte des Zimmers tretend, schlug er dreimal in die Hände und rief dreimal:

„Abracadabra! Hervor aus Deiner dunklen Höhle, Agnes mit den blonden Haaren!"

Und da sich nichts regte, stieß er ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden.

„Oho, das ist gegen die Abrede, Fräulein Marguerite! Wo stecken Sie denn? Zum Teufel die Geister, die nicht kommen, wenn der Hexenmeister sie ruft!"

„Ich kann ja nicht, Herr von Voltaire", ließ sich zwischen Lachen und Seufzen eine klägliche Stimme vernehmen, bei deren erstem Ton Richard zusammenfuhr, „ich bin gefangen."

„Gefangen? Sind Diebe in der Bibliothek?"

Voltaire eilte durch die Glasthür.

Wie gern wäre Richard ihm gefolgt, jeder Pulsschlag drängte vorwärts, aber er hatte eine unbestimmte Furcht, die Rücksicht gegen die Marquise dadurch zu verletzen; und sie schien, als er sie jetzt heimlich von der Seite ansah, schon über die Tollheit Voltaire's ernsthaft verstimmt. Wie so gar nicht zu ihrem Vortheil hatte sich ihr Gesicht in zornige und verdrießliche Falten gezogen, Freude und Scherz hatten vorhin wie mit sanften Flügeln die bösen Jahre von ihrer Stirn hinweggescheucht, nun waren sie wiedergekommen mit all ihren Fältchen und Runzeln.

„Kommen Sie nur hervor, mein Kind", sagte da Voltaire und führte Margarethe aus dem Bücherzimmer, „die Marquise ist gut und für den jungen Mann stehe ich. Ich wollte nur, ich wäre an seiner Stelle! Keinem Helden aus dem Mittelalter hat sich ein schöneres Abenteuer, eine bessere Gelegenheit zu edlen Thaten geboten als ihm."

Wenn es allein nach seinem Willen gegangen, so würde er vermuthlich noch eine Viertelstunde in dieser Weise fortgesprochen haben, aber die Marquise unterbrach ihn mit einer gewissen Härte und Schärfe:

„Was soll dies Schauspiel, Herr von Voltaire?"

Und Richard konnte sein Herz nicht länger bezwin-

gen und seinen Fuß nicht länger zurückhalten: er trat Margarethen einen Schritt entgegen.

„Sachte, sachte!“ rief Voltaire, stellte sich vor das Mädchen und streckte seine Hände aus, als gälte es, Feinde von seinem Schützling abzuwehren. „Dies, Frau Marquise, ist Fräulein Marguerite Güntzer, Ihnen nicht ganz unbekannt, die Tochter eines reichen Mannes, — es wäre freilich besser für sie und für mich, wenn ich sein Geld hätte! — eines reichen Mannes Tochter und ein liebenswürdiges, ehrsames Mädchen. Ich erfuhr, daß sie im Schlosse sei, unten bei der Frau Lafond, es sollte mir verborgen bleiben. Indessen, Frau Marquise, in Cirey fällt kein Ziegel vom Dache, von dem ich nichts wüßte. Ich hab' auch so meine Allwissenheit, ein Stückchen von der göttlichen, sonst hätten sie mir längst alle meine Schriften und die goldene Tabacksdose, die mir der König von Preußen verehrt hat, gestohlen. Ich ließ das Fräulein zu mir heraufkommen, sprach mit ihm und fand es nicht passend, daß sie inmitten der Dienerschaft bliebe. Ein so schönes reiches Kind, und was mehr gilt, die das Herz an der rechten Stelle und mehr Verstand in ihren blauen Augen hat, als alle Väter Jesu, die mich ärgern wollen, unter ihren Glatzen. Mein Fräulein, sagte ich zu ihr, ich bringe Sie hinunter zu der Marquise du Châtelet, Sie haben sie im Sommer schon gesehen, eine vortreffliche, anbe-

tungswürdige Dame, die erste Frau der Welt! Und nur in dem Einen Punkte eine Frau wie alle anderen — o, Frau Marquise, erwarten Sie in dieser feierlichen Stunde keine Bosheit von mir! — daß sie gern Familiengeschichten hört und gern Heirathen stiftet. Sie, mein Kind, sind zu beiden geschaffen, grausige Familiengeschichten zu erzählen und verheirathet zu werden. Kein Wort, Frau Marquise, die Ausstattung besorgt der Vater! Sie werden sich Beide lieben lernen und in Kurzem unzertrennlich sein wie zwei Schwestern. Empfindsamkeit, hohe und holde Göttin, die Du das Leben erträglich machst, vereinige sie! Und so wie sie ist, nehme ich die Kleine bei der Hand und hinunter mit ihr in die Bibliothek. Beim Eintreten hat sich ihr Kleid in der Tapetenthür verfangen, und sie wußte sich nicht zu helfen. Durch eine Tapetenthür gefangen werden, gibt es einen besseren Beweis für die himmlische Unschuld dieses Kindes? Wenn sie mich durch solche Dinge, Tapetenthüren, Fußangeln und Mausefallen fangen könnten, — armer Voltaire, welcher Todtengräber kollerte jetzt schon lustig mit deinen Gebeinen!"

„Wenn ich Sie erschreckt habe, gnädige Frau", sagte das junge Mädchen schüchtern und mit einem sanften bittenden Aufschlag der Augen, welcher nicht ganz zu seinem Ziele, dem Gesichte der Marquise, gelangte, sondern bestürzt über den kalten, ihm begeg-

nenden Blick auf halbem Wege wieder unter die langen Wimpern zurückflüchtete, „vergeben Sie mir. Herr von Voltaire war so stürmisch, wer kann dem Schwunge seines Genius widerstehen? und mir zitterten die Kniee; nehmen Sie es als ein Zeichen, wie sich mein Geist vor dem Ihrigen beugt.“

„Nun, Aspasia, sind Sie zufrieden?“ rieb sich Voltaire vergnügt die Hände, als ob er selbst die Schmeichelei ersonnen hätte. „Welcher Witz, welche Anmuth! Unser junger Freund steht auch wie verdutzt da! Diese Weiber, sie sind klüger wie die Schlangen und nicht immer so sanft wie die Tauben.“

Sonst schlürfte Richard's Ohr mit wohligem Behagen jedes Wort des wunderlichen Mannes, diesmal hatte er nichts gehört, seine Blicke waren auf einer beständigen Wanderung zwischen Margarethe und der Marquise; wird deren Gesicht noch länger starr und unnahbar bleiben, wird die Sonne des Wohlwollens es nicht endlich mit mildem Glanze erwärmen und verklären?

„Ich heiße Sie willkommen, mein Fräulein“, öffnete die Marquise, noch immer mit einer gewissen Unfreundlichkeit, in ablehnender Haltung, die Lippen, „obgleich ich Ihnen in Cirey nicht viel Unterhaltung versprechen kann. Im Winter ist Jeder gern daheim und bei seinen Geschäften.“

Nein, rief es unwillig in Richard's Herzen, so

hätte deine Mutter zu dem armen Mädchen nicht gesprochen! Wie betrübt sie das Köpfchen senkt!

Was hinderte ihn denn, sie gleich mit sich aus diesem unfreundlichen Hause fortzunehmen? Die ganze Herrlichkeit Cirey's war wie von einem schwarzen Flor bedeckt und verdüstert.

„Die gnädige Frau Marquise wolle mich entschuldigen", hatte sich Margarethe gefaßt, „es ist nicht meine Schuld, wenn ich Sie gestört habe. Ich wollte still bei meiner Verwandten, der Frau Lafond, bleiben, an die ich geschrieben und die bereit war, mir ein Obdach zu geben, bis ich ein Unterkommen in Paris gefunden."

„Und Ihr Vater?" fragte erstaunt die Marquise. „Billigt er Ihr Vorhaben?"

„Ihr Vater!" schrie Voltaire. „Das ist's eben, ihr Vater ist nicht werth, eine solche Tochter zu haben! Er ist, nehmen Sie es mir nicht übel, Marguerite, er ist ein Filz, ein Wucherer, ein Zöllner und schlimmer als Alles, ein Freund der Jesuiten! Ein Pater Gabriel hat ihm bewiesen, daß Luther in einer besonderen, schrecklichen Hölle brennt, und da hat dieser hochmüthige Güntzer geglaubt, er käme als ein Lutheraner in dieselbe Hölle! O Schöpfer des Himmels, der Erde und der Hölle, wenn Du für alle Spitzbuben und Generalpächter besondere Kammern einrichten müßtest! In seiner Angst vor dieser Hölle hat der

alte Güntzer seinen Glauben abgeschworen, an dem gewiß nicht viel abzuschwören war, und will jetzt seine unglückliche Tochter zwingen, seinem schändlichen Beispiel zu folgen. Dies heldenmüthige Kind aber hat sich geweigert und ist seinen Quälereien entflohen."

„O, Gretchen, Gretchen!" rief Richard, seiner Bewegung nicht mehr mächtig, in deutscher Sprache aus, „das hätten Sie gethan!"

Margarethe wagte ihm nur verstohlen einen dankbaren Blick zuzuwerfen, sie stand mit gesenktem Haupt, mit gefalteten Händen da, vom Kaminfeuer beleuchtet, sprachlos vor der Kälte der Marquise, wie vor dem leidenschaftlichen Eifer Voltaire's, ein rührendes Bild verfolgter Unschuld.

„Entflohen!" rief die Marquise. „Des Glaubens willen entflohen! Wie bedauere ich Sie, mein armes Kind, aber wie werden wir im Stande sein, Sie gegen die Geistlichkeit, Sie gegen Ihren Vater zu beschützen! Wenn ihn ein böser Zufall auf Ihre Spur nach Cirey leiten sollte, wir müßten Sie mit ihm ziehen lassen."

„Was, Frau Marquise?" unterbrach sie Voltaire und schüttelte seine Perrücke so heftig, daß eine dichte Wolke Puderstaub daraus und um ihn herflog. „Das hat nicht Ihr großmüthiges Herz, das hat nicht die Seele Newton's gesprochen! Voltaire einen Gast ausliefern! Voltaire eine Unschuldige nicht vertheidigen,

unmöglich!" Seine Augen schossen funkelnde Blitze. „Eher könnte der Heilige Vater, Benedict XIV., mein großer Freund, Mufti in Constantinopel, und Friedrich von Preußen ein Schafhirt auf öder Haide werden! Nein, mich wird die Unschuld niemals vergebens zu ihrem Schutze aufrufen, und wäre sie häßlich wie eine hundertjährige Hexe, da bin ich, würde ich sagen. Was thaten die Ritter, die Paladine und Helden? Sie vertheidigten die Witwen und Waisen mit ihren Lanzen, ihr Amt ist uns, den Philosophen, den Schriftstellern, zugefallen. Statt der Lanze die Feder! Ich bin ein kranker, alter Mann und huste mich zu Tode, aber in solchem Falle sind die zwölf Arbeiten des Herkules für mich ein Kinderspiel." Wie er durch das Zimmer raste, glich er einem Bacchanten oder einem Besessenen. „Dies holde Kind sollte wider seinen Willen in die Messe gehen müssen? Oho, ich würde ihretwegen den Erzengel Gabriel die Treppe hinunterwerfen, und sollte mit einem dumpfigen Jesuitenpater Gabriel mehr Federlesens machen?"

„Sie vergessen nur den Vater!" meinte die Marquise.

„Der Vater! Was ist ein Vater? Wer so handelt, hat seine Vaterrechte verwirkt! Und wenn das in keinem Gesetzbuche der Welt steht, so steht es hier, in meinem, so steht es in dem Herzen aller guten Menschen! Nicht wahr, Herr Richard?"

„Hätte doch die ganze Menschheit Ihre Worte gehört! Welche Kraft, welche Beredsamkeit! In die Seele der Feigsten würde ein Himmelsfunke dieser Begeisterung geschlagen sein und sie zu den kühnsten Thaten entflammt haben. Aus Ihnen redet die Gerechtigkeit und eine schönere Zukunft!"

„Ja, ich mit meiner Zunge und König Friedrich mit seinem Degen, und nun laßt den Aberglauben und die Dummheit ankommen! Nicht in tausend Jahren werden sie wiedergewinnen, was wir Beide ihnen abgenommen!"

„Unbesorgt, mein liebes Kind", wendete er sich darauf, ruhiger geworden, an Margarethe, „eine Legion Geister kämpft unter meinem Banner! Auch in mir steckt ein Dämon, vor dem die Pforten der Hölle zittern! Hier, Frau Marquise", und er führte sie ihr entgegen, „halten Sie den Medusenschild Ihrer astronomischen Berechnungen dem alten Geizhals entgegen, sollte er nahen. Der Basilisk stirbt, wenn er sich selbst sieht; der alte Güntzer wird beim Anblick dieser Zahlen einen Schlagfluß bekommen, aus Aerger, daß es keine Goldstücke sind, und er sie nicht besitzt. Und hilft das nichts, werde ich ihm das katholische Fegefeuer so entsetzlich, so haarsträubend schildern, daß er ausrufen soll: Mein bester Herr von Voltaire, bringen Sie mich wieder in die lutherische Hölle zurück, ich zahle hundert Livres Fahrgeld!"

Die Marquise war besiegt; mochte auch die plötzliche Erkenntniß, daß sie bisher in dieser Angelegenheit nicht die glücklichste Rolle gespielt hatte, etwas zu ihrer Sinnesänderung beitragen, so hatte doch die Ueberlegung von der verzweifelten Lage des Mädchens allmählig ihr Mitgefühl erregt und die unwiderstehliche Beredsamkeit Voltaire's sie mit sich fortgerissen. Wenn der Stahl dieser Worte auch noch einen härteren Stein getroffen, würde er ihm feurige Funken entlockt haben. Die Empfindung für das Edle und Hochherzige, die in ihm loderte, hatte eine überwältigende Kraft, — Feuer entzündet Feuer, — und je unlöslicher sie in ihm mit wunderlicher Uebertreibung und schauspielerischem Pathos verflochten war, eine umso bezaubendere Wirkung übte sie auf die Zeitgenossen aus.

„Mein liebes, mein gutes Kind“, sagte die Marquise, Margarethe in ihre Arme schließend, „seien Sie versichert, daß ich Alles für Sie thun werde, was in meiner Macht steht. Ich halte Sie in Paris für sicherer geborgen als hier und hoffe, Ihnen dort bald eine gute Stätte bereiten zu können. Für jetzt seien Sie mir noch einmal herzlich willkommen!“

Als sie Margarethe auf die Stirn küßte, fand Richard, daß sie ihre frühere Schönheit wieder erlangt hätte, und Voltaire rief:

„Zwei schöne Frauen, die sich umarmen, wie rei-

zend sind sie! Und wie viel Mühe hat es mir doch gekostet, sie dazu zu bringen!“

Jetzt löste sich die Gruppe; durch eine geschickte Bewegung gelang es Richard, an die Seite Margarethens zu kommen und ihr einige Worte zuzuflüstern.

Die Marquise war an den Kamin getreten. Sie stützte den Arm wie ermüdet auf das Gesims und sah sinnend in die verglimmenden Kohlen.

„Sie zürnen mir?“ sagte Voltaire leise zu ihr.

„In welche Ungelegenheiten haben Sie sich und mich gestürzt!“

„Sollte ich mich des armen Mädchens nicht annehmen?“

„Ich beklage es, aber Sie hätten bedenken sollen . . .“

„In solchen Fällen bedenke ich nur Eines: daß ich Voltaire heiße. Und doch, wie wenig kennen Sie mich! Wie schwer Sie mich auch gekränkt haben, ich grolle Ihnen nicht! Nach wie vor haben Sie keinen zärtlicheren Freund als mich. Beim ersten Anblick dieses Mädchens dachte ich nicht an die Gefahr der Armen, ich dachte an Sie, Emilie! Ich bin kein so großer Philosoph wie Sie, ich habe nur ein gefühlvolles Herz, und ich meine, auch Sie könnten das Herz und den Beistand einer Freundin gebrauchen,

einer so treuen, entschlossenen und ergebenen Freundin, wie Marguerite Ihnen sein wird, wenn Sie nur wollen!"

Auf der Schwelle der Eingangsthür zeigte sich Longchamp:

„Frau Marquise, der Tisch ist gedeckt."

Fünftes Capitel.

Im obern Gestock, in der kleinen Galerie, die an die Gemächer Voltaire's stieß, war unter dem großen, goldumrahmten Bilde König Friedrich's die Tafel geschmackvoll und behaglich errichtet. Das war ein lustiges, vergnügliches, genußreiches Mahl; gute Speisen und gute Reden, trefflicher Wein und anmuthige Scherze würzten sich gleichsam gegenseitig; eine sanfte Welle, umspielte das Wohlbehagen die kleine Gesellschaft.

Voltaire fühlte sich als Sieger, der gewaltige Hindernisse überwunden; die Marquise hatte sich mit gutem Anstand in ihre neue Lage gefunden; Richard und Margarethe genossen das süße Glück, neben einander zu sitzen, das Wehen ihres Athems zu spüren, ihre Hände zu berühren.

Still vor sich hin träumte die Marquise und gab nur selten ein einsylbiges Wort zur allgemeinen Unterhaltung, ihre Blicke weilten sinnend auf dem Gesichte des jungen Mädchens. Bilder einer dunklen, ungewissen Zukunft umschwebten sie. Wohl mochte Voltaire

Recht haben, daß sie dann mehr als je eine Freundin nöthig haben würde. Eine Freundin! Ihr klang das Wort beinahe neu, und tief mußte sie in ihre Vergangenheit zurückgreifen, sich ihrer Gefährtinnen in der Klosterschule wieder erinnern, um eine leibhaftige Vorstellung von ihm zu gewinnen. Von jeher waren die weiblichen Mitglieder der Familien Breteuil und du Châtelet ihr abgeneigt gewesen; sie selbst hatte nichts dazu gethan, diese feindselige Stimmung zu bekämpfen und sich stets mehr nach dem Verkehr der Männer als dem der Frauen gesehnt. Nur in dem Kreise der Männer fand sie die Lebensluft, die sie brauchte. Ihre gelehrten Beschäftigungen hatten die Kluft zwischen ihr und den Damen der vornehmen Gesellschaft in Paris und Versailles noch vertieft und erweitert. Vollends trennte sie ihr Stillleben mit Voltaire in Cirey von jedem innigeren Umgang mit anderen Frauen; seit Jahren hatte sie sich nie dem Herzen eines Weibes anvertraut und niemals das Bedürfniß danach gefühlt. Es war ihr jetzt, als hätte sie sogar die Sprache für diesen Verkehr voll Nichtigkeiten und Gefühlsschwärmereien verlernt. War sie auch zu klug, es zu äußern, so hielt sie doch in ihrem Innern die Frauen ihrer Gesellschaft nicht für werth. Was verstanden diese eitlen, prunksüchtigen, hoffärtigen Geschöpfe, deren einzige Beschäftigung darin bestand, Liebesabenteuer zu suchen oder sich gegenseitig zu verleumden, von

ihren tiefsinnigen Studien? Was wußten die koketten und galanten Damen, die Betschwestern und die Empfindsamen von den Lehren der Naturphilosophie? Und so wie leer an Wissen, hatte die Marquise die Frauen, die sie kennen gelernt, auch jeder edleren Regung, jeder großmüthigen Aufwallung bar gefunden! Nun sollte sie sich nach dem Rath des Freundes jenes junge Mädchen verbinden, das ihr gegenüber heiter und harmlos am Tische saß! Gewiß, ein offenes, gutmüthiges Gesicht, in dem herzliche Freundlichkeit und treue Hingabe geschrieben standen, aber wie und wo hätte die Seele dieses Kindes auf den erhabenen Ton Emiliens gestimmt werden können? Ersetzten die Unschuld, die Reinheit und Empfindsamkeit von neunzehn Jahren die Erfahrungen und das Wissen eines gereiften Lebens? Gilt in manchen Zuständen und im Dasein der Frauen überhaupt ein gefühlvolles Herz mehr, als ein hochgebildeter Geist?

Das war die Probe, welche die Marquise mit Margarethe machen mußte.

Wie lustig, wie ahnungslos, daß sie der Gegenstand solch' ernster Betrachtungen sei, plauderte das Mädchen jetzt! Voltaire verglich sie mit einer Schwalbe, die hin- und herfliegt und immer etwas zu sagen hat. Zwischen ihm und ihrem jungen Freunde von heute früh sitzend, kam sie sich wie in einem Paradiese vor. Was hatte sie hier noch zu fürchten? Hinter ihr lag

das düstere Haus des harten und abergläubischen Vaters, machtlos waren die Bestürmungen und Drohungen verhallt, mit denen sie der Pater Gabriel in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche hatte zurückführen wollen. In diesem freundlichen, kerzenlichterhellten Raum, wo im glänzenden Krönungsornate ein siegreicher König huldvoll und schützend auf sie herabsah, hatten die finsteren Geister keine Gewalt — und nun gar die eifrigen Bewerbungen ihres alternden Liebhabers, des Advocaten Prothée, mit dem sie der Vater verheirathen wollte, niemals waren sie ihr spaßhafter und lächerlicher erschienen! In diesen geweihten Raum durfte sich nichts Dunkles, Häßliches und Unedles einschleichen, hier war Alles Licht und Freude.

Ohne ihr Bemühen hatten die beiden jungen Leute Voltaire's Zuneigung gewonnen, er that Alles, um sie näher und inniger mit einander zu vereinigen. Seine rastlose Phantasie sah Beide schon vermählt, das große Vermögen Güntzer's den Jesuiten entzogen und in einer ketzerischen Stadt in Handelsunternehmungen angelegt. Wiederholt verschaffte er darum Richard die Gelegenheit, seine Liebenswürdigkeit und seine Kenntnisse zu entfalten. Durch geschickte Fragen brachte er ihn dahin, von seiner Heimat, dem Meere, der Schifffahrt auf der Weichsel und den Jagden in den litthauischen Wäldern zu erzählen, wo noch der Bär und das Elenthier hausten. Richard, den im Anfange die un-

mittelbare Nähe der Geliebten noch mehr als die Gegenwart Voltaire's und der Marquise eingeschüchtert, erwärmte sich allmählig bei seinen Schilderungen und entrollte vor den Lauschenden malerische Bilder jener fernen Gegenden.

Es war so leicht, Menschen zu fesseln, die schon vorher die beste Meinung von ihm gefaßt hatten, und dennoch, wie wuchs er durch diese Erzählungen in Margarethens Augen! Solch einen jungen Mann hatte sie noch nie gesehen. Dazwischen theilte Voltaire mit, was er, bald von dem König Stanislaus und den polnischen Edelleuten in seinem Gefolge, bald von heimgekehrten französischen Officieren über die Feldzüge Karl's XII. in Polen und Livland gehört.

„Der schwedische König“, sagte er, „war ein toller Berserker, er liebte weder die Künste, noch die Frauen und die Philosophie. Karl XII. war nur der erste Grenadier, aber mein Freund Friedrich ist der erste König der Welt.“

Da traf es sich gut, daß Richard Gehör bei dem König gefunden und zu Potsdam vor dem Stadtschlosse einer Parade der Grenadiere beigewohnt, die der König auf dem Platze abgehalten hatte. Allein die wohlgeschulten preußischen Soldaten in ihrem kriegerischen Aufmarsch und die Adleraugen ihres Königs, der auf seinem Schimmel langsam an ihrer Front entlang ge-

ritten, hatten dem jungen Republikaner mehr bewundernde Furcht als Freude erregt.

„Diese Könige von Preußen", meinte er, „haben die Freiheit Danzigs schon lange mit neidischen und mißgünstigen Augen betrachtet, und ehe wir es uns versehen, werden sie uns in ihren Krallen haben. Friedrich ist ein gewaltiger Eroberer und liebt die Freiheit nicht."

„Die Völker", erwiderte Voltaire, „sind auch noch nicht reif für die Freiheit und werden es vielleicht niemals werden. Ich für mein Theil und mein Leben bin zufrieden, wenn die Könige die Dummheit und den Aberglauben aus ihren Ländern jagen und die Pfaffen in Zucht und Ordnung halten. Mit den Königen mag dann ein anderes Jahrhundert fertig werden, mich geht es nichts an. Als Poet und Philosoph liebe ich die Republiken überhaupt nicht; Sokrates mußte in Athen den Schierlingsbecher trinken, und in einer freien deutschen Reichsstadt müßte ich Tanzmeister oder Perrückenmacher werden; nur die Könige bezahlen die Philosophen und die Narren."

So im gefälligen Wechsel von Scherz und Ernst floß das Gespräch dahin.

Longchamp entkorkte eben die zweite Flasche Champagner, als von dem Hofe und der Flur des Hauses her ein Geschrei dumpf heraufscholl, immer stärker

wurde und einen Zusammenlauf der ganzen Dienerschaft zu veranlassen schien.

„Sieh nach, was es gibt", sagte Voltaire zu Longchamp. „Seien Sie unsere Hebe, Marguerite, es ist sündhaft, daß ein solcher langer Schlingel diesen edlen Schaumwein in die Gläser gießt."

Sie hatten aber kaum das erste Glas zu Ehren und auf die Gesundheit der Marquise geleert, als Longchamp athemlos zurückkehrte. Trotz seiner Eile wollte er sich die Miene eines Verächters und eines gewitzten Mannes geben, der über solche Dinge hinaus ist.

„Gnädiger Herr, ein ländliches Vergnügen! Das ganze Haus ist zusammengelaufen, gerade wie im Sommer, als die Savoyardenjungen ihr Murmelthier nach dem Dudelsack tanzen ließen. Sie sind alle unten im Hofe und in der Halle, eine Musikantenbande ist angekommen und bittet um die Erlaubniß, Ihnen ein Ständchen bringen zu dürfen."

„Das finde ich klug und artig von ihnen! Diese Dorfmusikanten haben mehr Lebensart, als die Herren der königlichen Capelle in Paris, die haben mir noch nie ein Ständchen gebracht — aus guten Gründen, es sind nur Stümper und Anfänger."

„Der Pächter der Frau Marquise, der reiche Gervais, hat sie kommen lassen, aus der Stadt Chaumont", sagte Longchamp; „er verheirathet in den

nächsten Tagen seine Tochter, und da soll es hoch hergehen."

„So", meinte Voltaire, „der Bursche ist von Ihrem Gelde reich geworden, Frau Marquise! Und zum Dank für all das Geld, um das er uns betrogen, will er nun auch unsere Ohren noch mit Pfeifen und Drehorgeln zerreißen."

„Wen heirathet das Mädchen?"

„Wen?"

Longchamp zuckte mit den Schultern.

„Einen Burschen aus dem Dorfe — das Mädchen hätte einen besseren Mann verdient — den Neffen des großmäuligen Stelzfußes."

„Von meinem Corporal?" rief Voltaire dazwischen. „Longchamp, Du bist ein so eifersüchtiger und giftiger Geselle, daß ich Dich noch am Galgen sehen werde, aber hoffe nicht, daß ich Dich aus Mitleid abschneide! Dieser Corporal", wendete er sich an Richard, „ist bei Fontenoy in der vordersten Reihe der königlichen Garde verwundet worden, er hat seinen General, den Herrn von Lutteaux, den zwei Kugeln tödtlich getroffen, aus dem Getümmel geführt und wollte hinkend wieder in die Schlachtlinie zurückkehren, als die Unsrigen Victoria riefen. Auf seinem Sterbebette hat ihm der General ein Legat ausgesetzt, der König, der Zeuge seiner Heldenthat gewesen, ihm noch dazu eine kleine Pension gegeben; damit ist der Corporal hierher nach

seiner Heimat zurückgekehrt. Er lebt in behaglichen Umständen und genießt die Achtung des ganzen Dorfes. Nur Longchamp kann ihn nicht leiden, weil sie Beide fürchterliche Aufschneider sind, zwischen ihnen herrscht Brodneid. Dazu lügt der alte Corporal besser, denn der blaue Dampf, der bei seinen Lügen aufsteigt, ist Pulverdampf, und Pulver hat Longchamp nie gerochen."

Indem sah er sich um und bemerkte das betrübte Gesicht Longchamp's, das in schweigender Duldung zu sagen schien: Habe ich das um Dich verdient? Seine Bosheit that ihm leid, er klopfte dem treuen Diener auf den Arm und sagte: „Tröste Dich, Longchamp, ich habe auch kein Pulver gerochen, aber, was viel mehr gilt, wir hätten es Beide erfinden können."

Die weitere Unterhaltung unterbrach der Eintritt des Haushofmeisters Martin Lafond, der sich, eines feierlichen Aufzuges gewärtig, schon mit einem Stocke als Ceremonienstab bewaffnet hatte: „Die Leute seien nicht länger zurückzuhalten, sie wünschten der Frau Marquise und dem Herrn von Voltaire ihre Ehrfurcht zu bezeugen."

Die Marquise schien von dieser ihr zugedachten Huldigung wenig erbaut zu sein, Voltaire aber sagte: „Immer und überall muß man das Gefühl seiner Stellung haben, umsonst ist man nicht die gelehrteste Frau im ganzen Frankreich, kommen Sie mit hinunter, Frau Marquise, und Sie Beide, junges Volk,

gehen Sie uns voran, das spannt die Erwartung um so höher."

Hand in Hand gingen Richard und Margarethe aus der Galerie, dem Haushofmeister folgend, den Corridor entlang und die große Treppe hinab, welche in der Mitte der durch das ganze Gebäude vom Hofe nach dem Garten führenden Halle endete. Hier hatte Lafond die Musikanten und an ihrer Spitze Gervais, den Pächter, den Corporal und die beiden Verlobten eintreten lassen. Durch die offene Thür und draußen im Hofe drängten sich die Bauern mit Weibern und Kindern, weniger aus Neugierde, Voltaire zu sehen, als um die Musik zu hören. Dazwischen trieb sich die Dienerschaft des Schlosses umher, mit allerlei Fragen, ziemlichen und unziemlichen, die Musikanten belästigend und unablässig ein Mädchen neckend, das den Mittelpunkt der Truppe zu bilden schien.

Meister Martin Lafond befand sich trotz der späten Nachmittagsstunde nach seiner Behauptung noch in dem Zustande eines neugeborenen Kindes, kein Tropfen Wein sei heute über seine Lippen gekommen; es blieb zweifelhaft, ob die unerwartete Ankunft der Herrschaften oder ein Streit, den er am Morgen mit seiner Gattin gehabt, ihn zu dieser seltenen Enthaltsamkeit bestimmt hatten. In dem Drange und Jammer seines erwachten Gewissens, das ihm seine Unmäßigkeit vorwarf, hatte er sich feierlich gelobt, bis zum Hochzeitstage Nico-

lettens der strengsten Mäßigkeit zu huldigen; dann, tröstete er sich, kannst du vor Gott und Menschen das Versäumte nachholen. In dieser nüchternen und mürrischen Stimmung hätte er es unter seiner Würde gehalten, die letzten sechs Stufen der Treppe hinab in den Gang zu steigen und sich unter die hergelaufenen Landstreicher zu mischen; er verharrte in feierlicher Haltung auf dem Treppenabsatz, das schwarze Sammetkäppchen auf dem Kopfe, den Stock mit dem vergoldeten Knopfe erhoben und sagte halblaut zu Richard: „Der gnädige Herr beliebe hier zu verweilen, man gewinnt nichts bei der Berührung mit dem gemeinen Volke.“

Auf das eiserne, kunstvoll in Blumen und Arabesken gearbeitete Geländer gestützt, sahen Richard und Margarethe hinab. Einige Lampen, Windlichter und die Ampel, welche den Aufgang zur Treppe beleuchtete, erhellten mäßig den weiten Raum; nach den beiden Enden zu verdichteten sich die Schatten und die Gestalten, die sich dort bewegten, wurden nur in undeutlichen, schwankenden Umrissen sichtbar, die Gruppe aber, die sich am Fuße der Treppe vereint, trat um so schärfer hervor.

Das Erscheinen der beiden jungen Leute, die den Meisten durchaus unbekannt waren, hatte die Blicke der Musikanten wie ihrer Führer neugierig zu ihnen emporgewandt, jeder Lärm verstummte. Eine noch höhere Verwunderung als Margarethe, die ja im

Schlosse selbst nicht fremd war, erregte Richard. Schlank und hoch gewachsen, wie er war, in seiner ausländischen Tracht, erschien er, auf dieser Erhöhung stehend, den Landleuten und Dienern noch stattlicher und merkwürdiger, und da der hochmüthige Haushofmeister, den Longchamp im Vertrauen von der Freigebigkeit des steinreichen jungen Deutschen unterrichtet hatte, ehrfurchtsvoll auf jede Frage Richard's den Kopf zu ihm neigte, ging es unten in der Halle leise von Ohr zu Ohr:

„Das ist gewiß ein russischer Fürst!“

„Nein, ein Pole, er ist von dem König aus Lothringen gekommen.“

„Er hat dem Herrn einen Edelstein gebracht, so groß wie ein Hühnerei.“

„Und der Ring, den er selbst am Finger trägt, wie das blitzt und funkelt!“

„Ach was“, entschied der Corporal, „das ist der Bruder des Königs von Preußen!“

Oben auf dem Treppenabsatz hatte inzwischen Lafond die Auskunft, um die ihn Richard gebeten, beendigt:

„Der Pächter Gervais ist ein aufgeblasener Geldprotze und will seine Nachbarn im Dorfe durch das Hochzeitsfest seiner Tochter ärgern. Vier Meilen in der Runde sollen die Leute Mund und Nase über die Herrlichkeiten aufsperren, die er ihnen dabei vorführen

will. Mit schwerem Gelde hat er die Musikanten von weither kommen lassen, und bei Licht besehen, sind sie nicht besser als die Bande in Vassy. Der gnädige Herr wird selbst hören, ein Baß, der immer brummt, und eine Flöte, die immer quiekt. Von allen Sieben verdient nur das Mädchen mit den Castagnetten die Aufmerksamkeit Euer Gnaden, sie soll aus der Provence stammen, eine halbe Hexe, und sagt wahr."

Diejenige, über die so die Rede ging, war weit entfernt, sich der Aufmerksamkeit des vornehmen jungen Mannes für werth zu halten oder sich sonderlich darum zu bekümmern. Sie stand inmitten der Anderen mit halb offenem lachenden Munde, die Castagnetten lässig in den herabhängenden Händen; zuweilen ließ sie, wie aus alter Gewohnheit, dieselben leise aneinander klingen. Hell traf sie das Licht aus der Ampel, und als sie jetzt den Kopf zufällig erhob, konnte Richard auch ihr Gesicht erblicken, ein bräunliches, regelmäßiges Gesicht mit ausdrucksvollen wildschönen Zügen; dunkle Haare fielen in ungeordneten Locken über ihre Schultern und verschatteten zum Theil ihre Stirn. Irgend etwas mußte ihre Neugier und Lustigkeit noch höher gesteigert haben, sie rief den Flötenbläser, der neben ihr stand, jugendlich wie sie, nach dem Schnitt, der Form und Farbe seines Antlitzes ihr Landsmann, vielleicht gar ihr Bruder, einige Worte in dem weichen, klangvollen Dialect der Langue d'Oc zu.

In Bordeaux und Montpellier, in Arles und Marseille hatte Richard öfters solche Musikanten und Tänzerpaare, unter dem Zulauf und Beifall der Menge, auf den öffentlichen Plätzen, in Marktbuden und in den Sälen der Theater gesehen. Diese Leute, Männer und Frauen, aus der Provence und Languedoc, durchzogen bald in kleineren, bald in größeren Gesellschaften die Landschaften Frankreichs; Spanier und Italiener mischten sich unter sie, das Reiseziel Aller war Paris; dort blieben die begabtesten, wenn sie das Glück begünstigte, bei der Oper oder bei der italienischen Maskencomödie, die Anderen wanderten weiter, wohl bis nach Arras und Brüssel, und kehrten dann von ihrem langen Zuge mit einigen Ersparnissen in ihre Heimat zurück, falls sie nicht vorher der Tod im Hospital oder auf der Landstraße ereilt hatte. Die Truppe nun, die Gervais angeworben, konnte sich der Huld Fortuna's nicht rühmen; ein Unstern schwebte über ihr; ob verdient, ob unverdient, war ihr kein freundliches Loos gefallen. Auf Anerkennung in der Künstlerwelt, auf eine Stellung in Paris hatte sie längst verzichtet und mußte zufrieden sein, für jeden Tag Unterkommen und Nahrung und darüber hinaus ein geringes Zehrgeld zu erwerben. Ein Leben aus der Hand in den Mund! Mühvoll, aber ungebunden, in Arbeit und Elend, aber in Freiheit und Wanderlust! Wer ihnen den kühnen Gedanken eingegeben, Voltaire ein Ständchen zu bringen,

war für Richard schwer zu errathen. Das Mädchen und der Bursche an ihrer Seite, auf die Richard seine Blicke gerichtet hatte, sahen nicht aus, als ob sie jemals den Namen Voltaire's gehört; scheu wie eingefangene Eichhörnchen und verwundert über Alles, was sich ihnen zeigte, als hätten sie nie ein solches Haus betreten, guckten sie umher und plauderten im Flüsterton mit einander. Verstohlen blitzte in ihren Gesichtern die kecke Unverschämtheit und die unerschütterliche Sorglosigkeit des Vagabundenthums auf: es ist all eins, ich schlage der Welt, dem Leben und dem Tode ein Schnippchen! Junge Landstreicher, eben dem Kindesalter entwachsen, die unter dem Vorwand einer Kunst die Mildthätigkeit der Wohlhabenden in Anspruch nehmen; welche dunkel den Gegensatz zwischen sich und der allgemeinen Ordnung empfinden, aber in ihrer Jugend und Harmlosigkeit eine unerschöpfliche Kraft besitzen, sich darüber hinwegzusetzen. Ihre Kleider, mit mancherlei Flicken bunt verbrämt, deuteten auf eine lange, beschwerliche Wanderschaft, und das dünne, braune Mäntelchen, welches das Mädchen in malerischem Wurfe über der rechten Schulter trug, bot ebensowenig wie die kurze verschossene, silberbetreßte Sammetjacke des Burschen Schutz gegen die rauhe Witterung. In der Heiterkeit jedoch, mit der sie die kühn emporsteigende Treppe, das prächtige Geländer, die Lichter, die Menschen und nicht am wenigsten den

stattlichen Herrn betrachten, war nichts von Beschwerde, Erschöpfung oder Sorge zu lesen. Mit dem natürlichen Spürsinn des Weibes hatte das Mädchen jetzt gemerkt, daß der junge Mann sie mit besonderer Theilnahme betrachtete, und wendete — war es Verschämtheit, war es Gefallsucht? — den Kopf zur Seite.

„Wie heißt das Wunderkind?" fragte Richard den Haushofmeister.

„Jouvence! Ein Hexenname", antwortete Lafond, „kein Christenmensch von Cirey bis Nancy trägt ihn."

Mit einer Bewegung des Erschreckens und einem unterdrückten Schrei trat Margarethe einen Schritt vom Geländer zurück.

„Was haben Sie, Fräulein?"

„Ach", entgegnete sie, sich wieder beruhigend, „ich bin eine eitle Thörin! Ich glaubte dort unten einen Mann zu erkennen — einen Mann aus Luneville, jetzt sehe ich, es ist nur der Corporal, der mir heraufnickt."

So leicht wie sie, würde Richard sich nicht zufriedengestellt und die Sache genauer untersucht haben — denn jede Angelegenheit, in der die Jesuiten, auch nur von fernher, eine Rolle spielten, erregte ihm Unbehagen, Bedenken und Furcht, aus der angeborenen Abneigung des norddeutschen Protestanten gegen diese Soldaten des römischen Antichrists, umsomehr, wo es sich um eine für ihn so theure Person handelte —

wäre nicht Voltaire mit der Marquise gerade jetzt die Treppe hinabgestiegen.

Um den Aufzug der Herrschaften noch prächtiger zu machen, schritt ihnen Longchamp mit einem achtarmigen silbernen Leuchter voran.

Auf dem Absatz blieb er stehen, und Lafond, seinen Stab schwingend, rief hinunter:

„Still da! Die gnädige Frau Marquise und der gnädige Herr von Voltaire kommen!“

Die Marquise trug einen Pelzüberwurf über ihrem Kleide und nahm sich, als sie bis an den Rand der Treppe vortrat, in dem rauschenden Gewande, mit dem funkelnden Brillantkleinod, das den Mantel zusammenhielt, stattlich und vornehm wie eine Fürstin aus. Voltaire blieb bescheiden einen Schritt hinter ihr zurück, er trug einen kleinen Federhut und hatte seinen Galadegen eingesteckt, auf dessen goldenem Griff nach der Hoffitte von Versailles seine Linke ruhte. Als sich dann noch Richard und Margarethe zu den Seiten der Marquise aufgestellt hatten, gewährte das Ganze einen so herrlichen und feierlichen Anblick, daß die guten Leute in der Halle mit Recht sagen konnten: ihrer Lebtage hätten sie nichts Schöneres gesehen und nach der Königin von Frankreich sei ihre Marquise die vornehmste und beste Dame. Der Marquise gab diese stumme Huldigung die heitere Laune wieder, das Schauspiel fing an, sie zu vergnügen.

„Ich danke Euch, ihr lieben Leute“, sagte sie hinunter, „es ist freundlich von Euch, uns mit Eurer Musik begrüßen zu wollen. Guten Tag, Gervais, so komme doch herauf mit den Brautleuten!“

Welche Ehre! Es kostete einige Mühe, ehe Nicolette und Barthelemy, sich bei den Händen fassend, die sechs Stufen hinaufstolperten, die sie von der Marquise trennten. Gervais blähte sich wie ein Puterhahn und spielte den Ruhigen, bei alledem klopfte auch ihm das Herz; wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, zu gleicher Zeit seiner Gutsherrin, dem Herrn von Voltaire und dem Bruder der preußischen Majestät zu begegnen. Rechts und links von der Marquise auf der obersten Treppenstufe standen Lafond und Longchamp wie wachthabende Trabanten, weiter hinauf wagten sich die Verlobten nicht; Nicolette zupfte beständig an ihrer weißen Schürze und hätte sie am liebsten hoch über das Gesicht gezogen, Barthelemy drehte verlegen den grauen Hut mit dem Tannenzweige zwischen den Händen hin und her.

„Wie groß bist Du geworden, Nicolette“, sagte die Marquise. „Du hast Dich immer brav gehalten, ein frommes, bescheidenes Mädchen; werde eine gute Frau, wie Du eine gute Tochter gewesen.“

Sie hing ihr ein kleines goldenes Kreuz um den Hals.

„Wenn Ihr Beide fleißig und arbeitsam seid, wird

Eure Wirthschaft blühen, und was der Marquis du Châtelet, mein Herr und Gemahl, für Euer Wohlergehen thun kann, wird er Euch gern erweisen; bedenkt immer, daß Ihr zu den reichen Leuten gehört und uns näher steht, als die Uebrigen, und daß Ihr darum allen Bewohnern von Cirey ein Beispiel von Tugend, Arbeitsamkeit und Barmherzigkeit geben müßt."

„Gesprochen wie eine Königin!" sagte Voltaire, und auch sonst konnte sich die Marquise über den Eindruck ihrer Worte nicht beklagen.

Nicolette weinte und vergaß ganz und gar in ihrer Rührung, trotz eines aufmunternden Rippenstoßes ihres Vaters, die Hand der Marquise zu küssen; Barthelemy hatte bei einer kühneren Schwenkung, die er seinem Hut gegeben, seinen Tannenzweig herabgeschüttelt, und Gervais hustete sowohl vor Ergriffenheit wie aus Verdruß über die Dummheit seiner Kinder. Auf die Bauern machte das Geschenk eine noch größere Wirkung als die Rede. Denn, sagten sie nachher, daß die Frau Marquise klüger ist als der Pfarrer, wußten wir längst, aber wer hätte gedacht, daß sie auch eine so gute, freigebige Dame sei!

„Ja, wackerer Gervais", sagte Voltaire darauf zu dem Pächter, dem die zurückgehaltenen Thränen als Schweißtropfen von der Stirn perlten, „aus Kindern werden Leute, und was nicht ist, findet sich. Als ich zum ersten Male nach Cirey kam, konnte Eure Nico-

lette noch nicht laufen, und Ihr selber waret spindeldürre. Die Ländereien der Frau Marquise haben Euch seitdem einen tüchtigen Bauch verschafft. Warum lacht Ihr, Barthelemy? Weil Eure Braut ein goldenes Kreuz hat? Wartet nur, in drei Tagen werdet Ihr ein eisernes an ihr haben!"

Der Marquise war es bei dem Zugwinde, der durch die Flur strich, kühl geworden, sie schauerte leicht zusammen, winkte Margarethe, grüßte voll Anmuth und Hoheit mit dem Haupte und der Hand und schickte sich zur Rückkehr nach ihren Gemächern an.

„Hoch die Frau Marquise, hoch!" schrie Gervais und noch lauter Barthelemy, der in demselben Augenblicke, als die beiden Damen ihnen den Rücken kehrten, seinen Muth wiedergefunden hatte.

„Hoch! Hoch!" wiederholten die Anderen, und die Musikanten, die sich rasch in einen Halbkreis versammelt, stimmten eine fröhliche Tanzmusik an. In diesem allgemeinen Jubel stieg die Marquise mit Margarethe die Treppe hinauf, Longchamp leuchtete ihnen vor.

Als die Damen bei einer Wendung der Treppe ihren Augen entschwunden waren, setzte Voltaire den Hut, den er bei ihrem Vorüberschreiten abgenommen, wieder auf, legte seinen Arm in den Richard's und kam in die Halle hinunter.

Hier hatte der Corporal Ordnung geschafft und

trat mit soldatischem Gruße, seinen Stock, als wäre er ein Gewehr, erhebend, ihnen entgegen.

„Gnädiger Herr“, begann er, „wir haben uns erlaubt, dem erhabenen Heldensänger der Schlacht von Fontenoy …“

„Wo ich in dem Hohlweg bei dem Gehölz von Barry mein Bein verlor“, unterbrach ihn Voltaire, „und so weiter; mein Corporal, ich grüße Euch“, und er berührte den Griff seines Degens. „Ihr wollt mir eine Serenade bringen, woher kommt Ihr denn, meine Herren Musikanten?“

„Gnädiger Herr“, antwortete Derjenige, welcher den Baß spielte und der Führer und Leiter der Gesellschaft war, eine Stellung, zu der ihn sein Alter und eine gewisse Würde des Auftretens berechtigten, „jetzt kommen wir aus Chaumont, uranfänglich aber aus Arles, ich bin dort geboren, der junge Bursche mit der Flöte und das Mädchen mit den Castagnetten einige Meilen weiter nach Osten in einem provenzalischen Dorfe.“

„Das Mädchen hat pfiffige Augen, Nixenaugen, wie Melusine. Ist sie Eure Verwandte?“

„Nein, Beide sind Waisenkinder.“

„Ihr macht gute Geschäfte mit der Kleinen? Ich wette, sie lockt den jungen Burschen eher einen Sou ab als Euer Baß.“

„Jouvence ist freilich ein Juwel für die Truppe,

aber" — und die Baßgeige warf sich voll Künstlereitelkeit in die Brust — „wir sind auch nicht zu verachten. Alle sechs, wie wir hier sind, die erste Geige und die zweite, Cello, Triangel, Flöte und zuletzt, gnädiger Herr, wenn auch nicht der Letzte, Ihr ergebener Diener, wir sind sämmtlich ausgebildete Künstler. Von Toulouse nach Orleans, von Orleans nach Paris haben wir uns zusammengefunden und treulich Glück und Unglück mit einander getheilt."

„Und der Hunger war häufig größer als die Mahlzeit?"

„Wir sind Stiefkinder des Glücks, gnädiger Herr; wir wurden verkannt und verleumdet; Burschen, die nicht werth waren, unsere Instrumente nur zu tragen, zog ein bethörtes unverständiges Publikum uns vor. Allein wir hoffen, hier die Grenze unseres Elends erreicht zu haben; mit dem neuen Jahre wird uns eine neue Sonne aufgehen."

„Was hör' ich? Ist Gervais so reich?"

Die Baßgeige lächelte verschämt und verschmitzt zugleich.

„Nicht die Einladung des Meisters Gervais hat uns nach Cirey geführt — wie kann von Gervais die Rede sein, wo Herr von Voltaire steht?"

„Da habt Ihr am Ende die Rechnung ohne den Wirth gemacht; ich habe die kitzlichsten Ohren für Musik und bin schwer zufriedenzustellen."

„Vielleicht bleibt unser Können hinter der Kühnheit unserer Hoffnung zurück, aber das hohe Glück, vor Voltaire spielen zu dürfen, wird unsere schwachen Kräfte verdoppeln; Sie werden uns Ihren Beifall schenken und verdienstvollen, trefflichen, vom Unglück heimgesuchten Künstlern eine Bitte nicht verweigern."

„Eine Bitte? Nennt sie gleich, je nachdem sie billig oder unbillig ist, wird mir Eure Musik gefallen. Das Herz des Künstlers steht in innigster Beziehung zu seiner Leistung, mir war der bescheidene Künstler immer der erste und größte. Also, Eure Bitte?"

„Wir beabsichtigen, von hier nach Luneville zu reisen; eine Empfehlung des göttlichen Voltaire würde für uns ein Freipaß bis in das Schloß des Königs Stanislaus sein."

„Ein Bittschreiben an Se. polnische Majestät? Das soll Euch nicht fehlen! Ihr seid in Wirklichkeit Künstler, Ihr wendet Euch an meine Feder und an mein Herz, nicht an meinen Geldbeutel. Auf und zeigt einmal Eure Kunst! Und da Euch die Melodieen von Lulli und Rameau schwerlich leicht von der Hand gehen, versucht's einmal mit einer Dorfmusik. Was singen und spielen die Leute in Eurer Heimath?"

„Ganz nach Wunsch, gnädiger Herr."

Er trat zu seinem Instrumente, das bisher der Flötenbläser gehalten, verständigte sich mit der ersten

Geige und mit dem Mädchen, strich mit seinem Bogen über die Saiten, und die Musik begann.

Das Gesammtspiel brachte doch eine erfreulichere und vor Allem eigenthümlichere Wirkung hervor, als Voltaire erwartet haben mochte. Die anfänglich klagende und fast schwermüthige Weise des provenzalischen Volksliedes ging allmählig in eine muntere Melodie über und steigerte sich gegen das Ende zu einem tollen Jubel und Jauchzen. Das Grundmotiv war eine Aufforderung zum Tanze, und wahrscheinlich pflegte in der Provence nach dem Schlusse des Stückes der Tanz zu beginnen. Besonders reizend und verlockend nahmen sich die kurzen Gesangsstrophen aus, welche das Mädchen, ihre Töne ab und zu mit dem Klange ihrer Castagnetten begleitend, in die Musik einflocht. Außer der Flöte und der ersten Violine schwiegen die anderen Instrumente während dieses Gesanges, um der Stimme volle Gelegenheit zur Offenbarung ihrer Fülle und Kraft zu geben, der tiefe Alt des Mädchens und ihr leidenschaftlicher Vortrag hoben sich von der weichen Begleitung der Instrumente ergreifend und verführerisch ab. Die Ausführung bewies künstlerisches Geschick und natürliche, musikalische Empfindung. Dabei ließ die Sängerin ihre dunklen Augen im Kreise umhergehen wie in sprühenden Blitzen, und wenn sie mit ihren Castagnetten zusammenschlug, warf sie schelmisch den

Kopf mit den schwarzen Locken in der ungekünstelten Anmuth eines Naturkindes zurück.

„Bravo", klatschte Voltaire in die Hände, „Ihr seid Alle große Meister, aber diese Kleine ist die Größte unter Euch. Ich bin ein armer Mann und theile gern mit Euch, was ich habe. Meister Martin Lafond, laßt einschenken, ein Dutzend Flaschen!"

„Habe ich es nicht immer gesagt", rief die Baßgeige und drückte den Hals des Instruments mit gutgespielter schwärmerischer Inbrunst an seine Brust, „unser Glück ist gemacht, sobald wir vor Voltaire dem Einzigen gespielt haben!"

„Der heilige Apollo von Griechenland sei mit Euch für und für", erwiderte Voltaire und hielt sich die Ohren zu, „aber für heute habe ich genug!"

Er hatte sich der Sängerin genähert, stellte sich vor sie hin und betrachtete sie aufmerksam und nicht ohne Theilnahme vom Kopf bis zu den Füßen.

„Armes Ding! Die Landstraße ist ein hartes Pflaster und Bettelbrod das härteste Brod. Kann ich etwas für Dich thun?"

Das Mädchen war an ein solches verwundertes Betrachten durch tausend Neugierige schon gewöhnt, allein sie verstand nicht ganz, was der Herr sagte, und im Glauben, daß er alle ihre Künste kennen zu lernen wünsche, antwortete sie in einem Französisch, das wun=

derlich zwischen der Sprache von Paris und der ihres heimatlichen Dorfes schwankte:

„Thue der gnädige Herr nur die rechte Hand auf, ich werde ihm seine ganze Zukunft daraus weissagen — viel Glück, schöne Kinder, ein langes Leben..."

„Was? Wahrsagen?" brauste Voltaire auf. „Welch freches Gaukelspiel! Von wem hast Du denn das saubere Handwerk gelernt?"

Das Mädchen hatte eine so harte Begegnung bei der Ausübung ihrer Kunst noch nie erfahren; im Gegentheil, die Einen hatten sich vor ihr gefürchtet, die Anderen ihr lächelnd zugeschaut. Was wollte der Herr von ihr? Sie fuhr zuerst erschrocken zurück, dann strich sie trotzig die Locken aus der Stirn:

„Meine Mutter war eine kluge Frau, die wußte, was in den Linien und Ringen jeder Hand geschrieben steht."

„Dummes Zeug!" erwiderte Voltaire. „Richte mit Deinen Augen so viel Unheil an, als Du willst, brenne zwanzig Troja's nieder, mit Deinen Prophezeihungen hebe Dich hinweg!"

Jouvence ließ den Kopf auf die Brust sinken und ihre Lippen zuckten vor Aerger und Wuth.

„Sie müssen dem Mädchen seine Kunst nicht verargen, Herr von Voltaire", sagte Richard gutmüthig. „Das Wahrsagen aus der Hand wird überall im Volke geübt. Unter den Flissen, die von Polen her die

Weichsel hinunter zu uns nach Danzig fahren, befindet sich meist immer ein Mädchen, das diese Kunst treibt."

„Es ist schändlich, daß die Regierungen solch Unwesen dulden, das dumme Volk wird dadurch noch dümmer, rechts wird es von den Pfaffen und links von den Hexen geschoren."

„Zuweilen treffen diese Naturkinder doch, sei es aus Zufall, oder weil sie bei all ihrer scheinbaren Kindlichkeit scharfe Beobachter ihrer Umgebung sind, das Richtige", antwortete Richard.

In diesem Punkte jedoch war Voltaire für jede mildere Meinung unzugänglich.

„Ich werde Euch den Empfehlungsbrief an Se. polnische Majestät geben", sagte er zu dem Führer der Truppe, „unter einer Bedingung: daß Ihr dem Mädchen seine Gaukeleien verbietet. Bildet lieber ihren Gesang aus! So sind die Menschen, alle befördern die Dummheit, weil sich von ihr am leichtesten leben läßt."

„Gewiß, gnädiger Herr", bestätigte treuherzig die Baßgeige. „Ohne die Wahrsagungen der Jouvence wären wir schon längst verhungert, es ist nichts als lauter Unschuld darin."

Indem kamen die Diener und reichten Gläser und Flaschen umher.

„Lustig, greift zu, greift zu, übermorgen müßt Ihr vielleicht wieder Wasser trinken!"

Das ließen sich weder die Musikanten noch der Corporal zwei Mal sagen. Nur die gekränkte Jouvence schüttelte den Kopf und wehrte das Weinglas ab, das ihr der Flötenbläser bot. Voltaire, der seine Blicke überall hatte, bemerkte es lachend.

„In Dir steckt eine echte Künstlerin", suchte er sie zu begütigen, „und wenn Dir die Sonne scheint, wird sie auch unter der Hexe zum Vorschein kommen, Du bist stolz."

„Und Ihr", brauste das Mädchen auf, in dem die ursprüngliche Wildheit seiner Natur die Oberhand gewann, und ballte die kleinen Fäuste, „Ihr seid ein böser alter Mann!"

Als sie aber ihren Zorn so herausgesprudelt hatte, fielen ihre Unbesonnenheit und die Furcht vor der Strafe — sicherlich würde der Meister diese Beleidigung des vornehmen Herrn nicht so hingehen lassen — ihr schwer auf die Seele, und heiße Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Weine doch nicht, Kind", sagte Richard, dessen mitleidiges Herz mit ihr litt, „der Herr meint es nicht böse mit Dir, er will Dein Glück, sprich nur nachher mit Deinem Meister, der wird Dir Alles erklären."

Damit hatte er ein Glas ergriffen und reichte es ihr, die ihn stumm anstarrte.

„Trink, es gibt Muth und Kraft!"

Seine freundlichen Augen übten eine besänftigende Macht auf das erregte Kind aus; sie nahm das Glas und trank es halb mechanisch, ohne ihn mit ihren Blicken zu verlassen, aus. Auf ihren gebräunten Wangen erschien eine dunkle Röthe, schüchtern zog sie den Zipfel seines Rockes an ihre Lippen und flüsterte:

„Ihr seid gut!"

Richard wollte sich von ihr wenden und vermochte es doch nicht; die Scene erinnerte ihn so lebhaft, so wundersam an seine Heimat. Wie oft hatte er da, an Sommerabenden, beim Untergang der Sonne, auf den langgestreckten Flößen den Tänzen und der Musik der Flissen gelauscht! Wie freundlich hatten die polnischen Mädchen dem Sohn des reichen Handelshauses zugenickt! Wie stolz waren sie gewesen, wenn er sich ein Mal im Tanz mit ihnen geschwungen! Ein polnisches Volkslied summte ihm beständig im Kopf, und während die Musikanten tranken und jubelten, Martin Lafond, sein Gelöbniß der Mäßigkeit schnöde vergessend, mit ihnen um die Wette sich bemühte, dem zweiten Dutzend Flaschen den Garaus zu machen, und Voltaire mit dem Corporal in einer Ecke sich über die Schlachtordnung der Engländer bei Fontenoy herumstritt, ergriff Richard eine Geige und fing erst leise versuchend, dann kräftiger und voller zu spielen an.

Alle horchten erstaunt auf. Voltaire stieß mit dem Stock des Corporals, den er demselben abgenommen,

um ihm die Bewegung der Engländer deutlicher zur Anschauung zu bringen, auf die Fliesen des Bodens:

„Oho, da kommt der wahre Apollo!“

Weniger war es die Kunst Richard's und die weiche, schmelzende Melodie des slavischen Liedes, in der gleichsam das Rauschen der Wellen, das Rauschen der Weiden am Weichselufer wiederklang, als das Ungewöhnliche des Vorgangs, das die Zuhörer bezauberte und entzückte.

„Mein junger Freund“, sagte Voltaire, „warum hat die Marquise das nicht gehört? Sie müssen mir versprechen, uns das Lied noch einmal vorzuspielen.“

„Sie beschämen mich, Herr von Voltaire; es ging mir so unwiderstehlich durch den Sinn, und wenn man ein Dilettant ist, hat man die Eitelkeit, sich gern einmal vor unbefangenen Richtern hören zu lassen.“

„Was, Dilettant?“ unterbrach ihn Voltaire.

Seine weitere Rede hinderte das Geschrei der Musikanten, die ihrerseits ihrer Verwunderung Ausdruck gaben, und der Corporal sagte zu Gervais:

„Hatte ich nicht recht? Es ist der Bruder des preußischen Königs, der König spielt die Flöte und der Prinz die Geige.“

Jouvence, die sich während Richard's Spiel ganz still verhalten und, wie in eine andere Welt gezaubert, die Arme auf die Brust gedrückt, dagestanden, drängte sich jetzt unbändig durch die Menge und wollte sich auf

ihn stürzen. Es war, als hätte sein Lied ein Etwas, das in ihr gefesselt gelegen, entbunden. Aber sie hemmte mitten auf ihrem Wege ihren Schritt: Voltaire war schon die ersten Stufen der Treppe hinaufgegangen, und Richard, der ihm folgte, blickte noch ein Mal stillstehend zurück. Jouvence breitete wie nach einer strahlenden Erscheinung die Arme nach ihm aus, seufzte tief und schlug die Hände über ihr Gesicht zusammen. Bei den Anderen machte sich schon der reichlich genossene Wein geltend; diese brachten Hochrufe auf Voltaire und den jungen Fremden, den Apollogott, wie die Baßgeige mit lallender Stimme rief, aus; Jene stritten miteinander, Barthelemy hatte seine Verlobte umfaßt und versuchte einen Tanz mit ihr; in all dem wilden Getümmel saß Jouvence in sich versunken auf der untersten Stufe der Treppe und hielt — sie wußte nicht wozu — den Tannenzweig, den Barthelemy hier vorhin von seinem Hut verloren, in der Hand.

„Armes Kind“, murmelte sie leise für sich und riß die Nadeln des Zweiges eine nach der andern ab, „armes Kind!“

Sechstes Capitel.

Ohne Unruhe und Sorge verflossen den Schloßbewohnern die nächsten Tage in stiller Muße. Voltaire sann über eine neue Tragödie nach, die Marquise war, als ihr Richard die sichere Beförderung ihres Briefes berichtet, froher Erwartungen voll, mit früherem Fleiß wieder ihrer Arbeit zugewandt und suchte dazwischen Margarethens Herz zu ergründen und an sich zu fesseln. Für Richard schien eine Zeit des süßen Müßigganges gekommen zu sein. Sein Vater würde verwundert den Kopf über ihn geschüttelt haben, wie so träumerisch und unthätig er in den Tag hineinlebte, weder ernsthaft den Büchern, noch irgend einer Beschäftigung, und wäre es Reiten oder Jagen gewesen, hingegeben; Richard selbst aber hatte niemals das Gefühl des Daseins tiefer und voller empfunden, als jetzt. Alle seine bisherigen Geschäfte und Arbeiten, Studien und Belustigungen erschienen ihm inhaltsleer und gehaltlos, nur dazu gemacht, um über den langsamen Verlauf träge dahinschleichender Tage zu täuschen, erst hier in

Cirey seien wie durch ein Wunder die Kräfte seiner Seele von ihrem Banne gelöst worden, hätte sich sein Gesichtskreis um ein Unendliches erweitert. Zunächst war es nur eine Traumwelt, die aufzurichten sich seine Phantasie bestrebte, aber in ihr gab es doch ein Festes, Greifbares: die Liebe, den Besitz Margarethens. Durch Schatten und Dunkel, über Thäler und Höhen mochte, noch unerkennbar für sein Auge und unwegsam für seinen Fuß, der Pfad zu diesem Ziele laufen, das Ziel selbst strahlte unverrückbar vor ihm.

Zum ersten Mal, sagte er sich, hat dein Leben einen ernsten Zweck; was du bis heute unternommen und durchgeführt hast, worin du gescheitert bist, es war dir mehr von den Anderen und von den Verhältnissen aufgedrängt, willig oder widerwillig folgte dein Herz nur dem Gebote des Verstandes oder dem Geheiß der Pflicht; hier endlich stehst du allein, hier treibt dich dein inneres Gefühl, deine Liebe ist deine Wahl. An dieser Stelle ein Mann zu sein und zu siegen, das war eine Probe für alle zukünftigen Lebenskämpfe. Nie vorher hatte er die Mächtigkeit dieser Leidenschaft auch nur geahnt; in den Patricierhäusern, die er kannte, freite man und ließ man sich in steifer Förmlichkeit und nach altväterischer Ordnung freien; die Geschichten abenteuerlicher und unglücklicher Liebe, von denen er gelesen, die sich ein= und ein anderes Mal unter seinen Augen zugetragen, irrten so weit von dem gewohnten

Gange des Lebens und dem Gesetz der Sitte ab, daß Richard nicht geglaubt hatte, er könne jemals in ähnliche Lagen gerathen und ähnliche Stürme bestehen müssen. In ihm war, durch die Erziehung, die er genossen, durch seine Umgebung, durch die Weise seiner Aeltern das Gefühl des Schicklichen so lebhaft, das unbedingte und unbeugsame: Du sollst! der Pflicht so innig mit seinem ganzen Wesen verbunden, daß er sein Herz gegen alle Verlockungen und Erschütterungen einer leidenschaftlichen Liebe für gefeit hielt. Nicht ohne stilles Bedauern: was die Dichter von dieser Liebe sangen, erweckte eine heftige Sehnsucht danach, sie verklärte in diesen poetischen Schilderungen auch den nichtigsten Vorfall mit goldigem Schimmer. Wie losgetrennt von dem grauen Einerlei der Alltagswelt, schwebten die Liebenden auf einer rosigen Wolke zwischen Himmel und Erde. Mit Neid betrachtete Richard diese Gestalten. Du bist aus gröberem Stoff gewebt, wiederholte er sich, du wirst solche Wonne nicht genießen, weil du auch solches Leid nicht ertragen könntest. Und die Arbeit des Contors und der folgende Tag halfen ihm wieder über diese schwermüthigen Anwandlungen hinweg.

Wie anders war es nun gekommen! Die Liebe erfüllte und beschäftigte ihn ganz, eine rasch emporgekeimte Liebe, wie eine über Nacht aufgesprungene Rosenknospe. Nicht von dem düsteren Hintergrunde

des Krieges oder bürgerlicher Zwietracht hob sie sich ab, Alles umher war Friede und Glück. Es war keine Gefahr dabei, die Geliebte zu sehen und mit ihr zu reden. Keine Mauer brauchte er zu ersteigen, keinen Meeresarm zu durchschwimmen, um zu ihr zu gelangen. Ob er kam oder ging, das Bewußtsein ihrer Nähe, die Gewißheit, sie wiederzufinden, begleitete ihn. Unmerklich brachte sie ein süßer Müßiggang einander näher, die Leichtigkeit des Verkehrs erhöhte seine Unbefangenheit und trieb doch, ohne daß sie es klar empfanden, die Spitze des Liebespfeils ihnen immer tiefer in's Herz. Jede froh in Gemeinschaft verlebte Stunde verstärkte den Wunsch nach einem für immer ungestörten Beisammensein; wie reizend war es, Seele in Seele zu versenken und das Spiegelbild der Welt in den Augen der Geliebten zu betrachten! Margarethens kecker und leichter Lebensmuth beflügelte Richard's Gedanken, die Sorglichkeit, die in seinem Gemüthe lag, verflüchtigte sich unter dem Einfluß ihrer Heiterkeit. Wie so zuversichtlich steuerte sie ihr kleines Lebensschiff durch Klippen und Wogen, wie so unerschütterlich war ihr Vertrauen auf die Vorsehung und ihre eigene Kraft!

„Ich werde niemals katholisch und niemals des griesgrämigen Prothée unglückliche Frau werden", versicherte sie lachend, „ich habe gerade solchen Eisenkopf, wie mein Vater!"

Richard würden diese Gegensätze die peinlichsten Gewissenskämpfe erregt haben; selbst wenn er vollkommen von seinem Rechte überzeugt gewesen wäre, hätte er Alles gethan, den offenen Ausbruch des Streites, das gänzliche Zerfallen mit dem Vater zu vermeiden; schneller und kühner hatte das Mädchen den Knoten gelöst und die Freiheit seines Herzens gerettet. War es Leichtsinn, Heldenmuth, war es eine andere Auffassung der Dinge und der Pflicht, als sie sich in ihm durch die Einflüsse der Außenwelt gebildet hatte; er grübelte nicht darüber nach, er bewunderte Margarethens Entschluß. Die Thränen, die derselbe ihr gekostet, hatten keine Spuren auf ihrem Gesichte zurückgelassen; ebenso wenig wie die Schatten des Unmuthes und der Betrübniß dauernd ihre Stirn zu verdüstern vermochten. Dieser Widerspruch ihrer Naturen, da die seine immer in die Tiefen tauchte, dem Ursprung der Dinge zu, und die ihre glänzend auf der Oberfläche sich wiegte, zog sie beide beständig an und forderte immer auf's Neue, bei den Vorkommnissen des Tages, bei einem Gespräch über Kunst und Religion, über die Natur und die Bestimmung des Menschen, wie sie in dieser kleinen Gesellschaft unter der Führung Voltaire's nicht ausbleiben konnten, von beiden Seiten eine Herzensoffenbarung. Zugleich aber, und vielleicht lag hierin der geheimste Zauber dieses Verhältnisses, verhinderten die Verschiedenheit ihres Wesens und die Freiheit ihres

11*

Verkehrs eine leidenschaftliche Erklärung; in ihrem Gleichmuth und ihrer sonnigen Freudigkeit trug Margarethe unwissentlich einen Schild, an dem jedes heftigere Liebeswort abgeprallt wäre, auch wenn Richard einmal seine Bedenklichkeiten überwunden hätte. Doch vor solcher Keckheit bebte seine Schüchternheit ebenso sehr, wie seine zögernde, nachdenkliche Art zurück. Wie oft hatte er ihr Alles sagen wollen, Liebe geben und erflehen; stets drängte sich die Betrachtung zwischen Vorsatz und That: es ist ein Spiel auf Leben und Tod, der Einsatz ist dein Herz! — und in dieser Stimmung veränderte die Gelegenheit, die ihm noch eben so günstig erschienen war, ihr Aussehen; Alles rieth ihm zum Aufschub, umso mehr, da dieses Zögern das bestehende Verhältniß gegenseitigen Vertrauens vor jeder Erschütterung bewahrte.

In der Ferne sah er drohende Wolken aufsteigen; dann im Ausbruch des Gewitters für die Geliebte einzutreten und sie auf starkem Arm durch Sturm und Graus zu tragen, das war seine Mannespflicht, dazu fühlte er sich stark und gerüstet. Der Schrei, den Margarethe ausgestoßen, als sie an jenem Abend in die Halle hinabgesehen, hatte einen dumpfen, unheimlichen Nachhall gefunden. Am andern Morgen theilte Longchamp mit gewohnter Wichtigthuerei Richard seine Beobachtungen mit: ihm sei die ganze Musikantentruppe verdächtig, irgend ein Schelmenstück gegen das Schloß

werde mit ihrer Hülfe und hinter ihrem Rücken vorbereitet, Gervais trüge nicht allein die Kosten ihrer Einladung und Unterhaltung; unter den Bauern, die sich in der Hausflur zusammengedrängt, wollte er einen Mann entdeckt haben, der trotz seiner Kleidung nicht zu ihnen gehört hätte.

„Gnädiger Herr", sagte der Kammerdiener, „man hat auch seine Augen, man hat selbst oft genug, und nicht ohne Beifall, die Bühne betreten und Thaliens Künste geübt, um zu wissen, was Verkleidung ist! Dieser Fremde steckte gestern zum ersten Mal in einem Bauernkittel; ich wette, er pflegt sonst in einem Officiersrock zu paradiren. Darum machte ihm auch der Corporal mehrmals eine so demüthige Reverenz. Dieser alte Kriegsknecht ist ein Schelm, und Herr von Voltaire wird seine blinde Liebe für ihn noch bereuen. Als der saubere Herr merkte, daß ich ihn ertappt, schlich er sich davon, tauchte aber wieder auf, als Sie die Geige spielten."

„Das ist gefährlich! Und was ist Ihre Vermuthung?" hatte ihn Richard unterbrochen.

Longchamp hatte als Philosoph, wie er bemerkte, eigentlich drei Meinungen über jedes Ding und also auch über den Fremden: entweder kam er aus Paris und war ein Späher des Polizei-Lieutenants, um Voltaire zu überwachen; oder er war ein Officier aus Luneville, der Kenntniß von der Flucht Margarethens

erhalten und ihr in schlimmer Absicht gefolgt sei, sie zu entführen; endlich — und dies war, wieder nach Longchamp, die harmloseste Möglichkeit — er brachte eine Botschaft St. Lambert's an die Frau Marquise.

„Es ist lächerlich", setzte er hinzu, „auf so geheimnißvollem Wege mit einander zu verkehren, wo nichts den öffentlichen Umgang hindert. Aber wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, schafft man sich selbst Hindernisse und zieht ein Stelldichein im Mondschein einer Zusammenkunft am Clavier vor; man beweist dadurch sein jugendliches Gefühl!"

Richard hatte ihm die ungezogene Aeußerung ohne Rüge hingehen lassen, ihn beschäftigte ausschließlich die zweite Möglichkeit. Ein Officier aus Luneville, der Margarethen gefolgt war! Hatte sie doch selbst im Halbdunkel der Halle einen Mann aus Luneville erkannt oder erkennen wollen! Ueber allem Zweifel stand das Dasein des unheimlichen Fremden für ihn fest, nur hielt er ihn nicht für einen Edelmann, sondern für einen Verbündeten der Jesuiten, der den Aufenthalt des jungen Mädchens erkunden sollte. Welche Mühe er sich aber auch seitdem gegeben, ihn aufzufindeu, noch war sie vergeblich geblieben. Umsonst strich er manche Stunde im Dorfe und auf den Feldern umher, umsonst fragte er dort und hier an, nichts Ungewöhnliches und Verdächtiges zeigte sich.

Immer ist die Zeit zwischen Weihnacht und Neu-

jahr mit ihren kurzen trüben Tagen eine Zeit der Muße auf dem Lande; diesmal hatte sie im Verein mit der Hochzeitsfeier Nicolettens das ganze Dorf Cirey in Müßiggang und Vergnügungslust gestürzt. Lässiger wurden selbst die nothwendigsten Arbeiten in den Häusern betrieben, langsamer drehten sich die Spindeln, desto lauter und fröhlicher lärmte es allabendlich in dem Wirthshause. Hier mußten in dem geschwärzten Gastzimmer die Musikanten oft bis Mitternacht ihre Weisen aufspielen, und trotz der Enge und Dumpfheit des Raumes fanden sich mehr Tänzerpaare ein, als er zu fassen vermochte. Auch die von Voltaire so verachtete Kunst Jouvence's wurde von mancher wißbegierigen Seele in Anspruch genommen, freilich nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit, da sich das Mädchen vor dem bösen Blick des alten Herrn im Schlosse fürchtete, und Meister Jasmin, die Baßgeige, besorgt war, um das versprochene Empfehlungsschreiben nach Luneville zu kommen, wenn Voltaire erfahren sollte, wie wenig sie sein Verbot beachteten.

In diesem Wirrwarr war es Richard nicht gelungen, eine Spur des Unbekannten zu entdecken; Ambroise, der Schmied, zu dem er von dem Abenteuer mit dem zerbrochenen Rade her in einer Art näheren Verhältnisses stand, und an dessen Schmiede er nie vorüberging, ohne auf einen Augenblick einzutreten, konnte nur bestätigen, daß viele fremde Gesichter im Dorfe seien.

„Natürlich“, setzte er hinzu, „Gervais hat alle seine Bekannten aus der Umgegend eingeladen, damit es heißt, in der ganzen Champagne und Lothringen gibt es nur einen Gervais.“

Aber unter all’ den Gesichtern war dem guten Schmied nicht eines aufgefallen.

Auch heute war Richard mehr aus Gewohnheit, als in der Erwartung einer Aufklärung, unter das Vordach der Schmiede getreten.

Meister Ambroise hatte alle Hände voll zu thun, ein Pferd zu beschlagen, die Deichsel an einem Leiterwagen in Ordnung zu bringen, einen Haken zu schmieden.

„Laßt Euch nicht stören“, sagte Richard und sah, an einen der schlanken Holzpfeiler gelehnt, die das Vordach trugen, der Arbeit zu. „Mir gefällt der Schlag der Hämmer und das Knistern und Sprühen der Funken — es ist etwas darin wie ein Zauber, dessen Räthselwort ich nicht finde.“

Die Schmiede lag an dem Nordende des Dorfes, hundert Schritte seitab von der Fahrstraße nach Vassy, am andern Ende stieg der Schloßhügel empor. Zwischen Schmiede und Schloß dehnten sich in einer Vertiefung des Bodens die kleinen, schindelgedeckten, steinernen Häuser zwischen Bäumen und Gärtchen aus: Alles im Schnee, von flüchtigen Sonnenstrahlen, die durch graue

Wolkenmassen kämpfend brachen, in gelblichem Licht umzittert.

„Morgen, gnädiger Herr", sagte der Schmied und ließ aufathmend eine Weile Hammer und Essen ruhen, „morgen ist der feierliche Tag, wo der Pfarrer Nicolette und Barthelemy zusammengibt. Beim heiligen Martin, ich will ihn preisen, diesen Tag, der uns endlich wieder Ruhe in's Dorf bringt. Das ist ein Lärmen, Schreien und Musiciren, daß Einem Augen und Ohren wehe thun!"

„Ihr solltet Euch doch nicht beklagen, Meister; je mehr Feste, je mehr Arbeit."

Er war dicht an ihn herangetreten.

„Ein tüchtig Stück; das Hufeisen habt Ihr regelrecht angeschlagen, das sitzt seine Zeit aus."

So im Geplauder betrachtete er auch das Pferd genauer; das stattliche Thier, ein kräftiger, hochbeiniger Fuchs mit schnaubenden Nüstern, langmähnig, von unbändigem Wesen, wendete seine Gedanken plötzlich wieder mit bestimmender Gewalt auf den geheimnißvollen Fremden zurück.

„Ein schöner Goldfuchs! He, Meister, gehört das Thier zu Nicolettens Brautschatz? Dann möchte ich es dem Barthelemy abkaufen."

„Gelt, nicht wahr? Ein Thier, wie man es selten in einem Dorfe zu sehen bekommt! Dafür gehört es auch einem halben Soldaten; ein Vetter des Corporals

ist damit in's Dorf geritten, wer weiß, wo er's her hat! 1747 hat er den letzten Feldzug nach Flandern mitgemacht und will es da von einem österreichischen Officier erbeutet haben. Glaub's, wer's will; die Soldaten haben ihre eigene Sprache; erbeutet heißt darin so viel, als gestohlen in dem Munde eines anderen ehrlichen Christenmenschen."

„Warum macht Ihr denn solch' langen Hals?"

„Die beiden Kerle sind überall — die Herren Soldaten, der Corporal und sein Vetter, wollte ich sagen."

„Außer dem Corporal habe ich aber Niemand im Dorfe gesehen, der des Königs Rock trägt."

„Das kommt davon, weil der Vetter auf Urlaub ist."

„Was ist denn das für ein Mann?"

„Gar stolz und bärbeißig! Er schaut Unsereinen immer so von oben herab an, als wäre er der Riese Goliath und wir Ameisen. Gestern in der Schänke thaute er auf, wie die Schneemänner der Kinder beim Thauwind. Da wurde viel geschwatzt und noch mehr getrunken, und die Musikanten fidelten, daß es Einem windelweich um das Herz und schwarz vor den Augen wurde, vor lauter Vergnügen. Der Herr Vetter kam daher, als hätte er Geld genug in der Tasche, um die halbe Welt zu kaufen. Klimperte mit Gold und Silber, ließ Wein vorfahren und schlug ein Schock Feinde nach dem andern todt, Engländer, Oesterreicher und Hol-

länder. Wir wollten nun nicht zurückbleiben und erzählten von unserem Schloß; es ist auch nicht von Stroh, was da vorgeht! Und die Gäste, die jetzt darin weilen — was für Augen der Kerl machte! Wir konnten seine Prahlereien mit wahren Geschichten bezahlen, wir blieben sitzen, und er ging davon!"

Nachdem er von diesen Schwätzern erfahren, was er wissen wollte, dachte Richard.

Alle seine Verdachtsgründe wurden bestätigt; nun galt es, ruhig zu bleiben und entschlossen zu handeln.

„Ein Soldatenpferd! Da wär's am Ende mit meinem Handel nichts. Oder meint Ihr, ich sollte dennoch bei dem Corporal anklopfen?"

„Aufrichtig, gnädiger Herr, ich handelte nicht gern mit diesem Prahlhans; wir friedlichen Leute ziehen allemal den Kürzeren, einem solchen säbelschleppenden Herodes gegenüber. Mit Ihnen ist es ein Anderes. Vor Ihnen wird der Bursche nicht so hochmüthig seinen kleinen Schnurrbart drehen. Sie sind selbst ein Kriegsmann, ein Freund der gnädigen Frau Marquise" — hier machte er die tiefste Verbeugung, die ihm seine Corpulenz gestattete und zwinkerte mit den Augen — „man weiß schon!"

Obgleich es Richard bei dem, was er gehört, bänglich um's Herz geworden, denn er sah im Geiste schon eine Fluth von Widerwärtigkeiten und Mühsal auf Margarethe herabströmen, mußte er doch über den

seltsamen Glauben des Schmiedes, daß er eine besonders hohe und vornehme Persönlichkeit sei, lachen. Um keinen Preis jedoch hätte er diesen Wahn zerstören wollen, der ihm bei seinem Unternehmen in mehr als einer Beziehung nützlich werden konnte. Zu seinem Glück befand er sich im Besitz jenes Wundermittels, das — wie ihm der Vater tröstend gesagt, wenn er in Unmuth über den Kaufmannsstand und seine niederen Beschäftigungen klagte und das Leben eines freien Künstlers oder eines Gelehrten ihm vorzog — klug angewendet, den Besitzer dicht neben den Fürsten stellt und auch, wie der Glaube in alten Zeiten, Berge versetzt.

So viel Geld, sagte sich Richard, wie ich zur Rettung Gretchens aufwenden werde, wird ihr geiziger Vater nicht verschwenden, um sich einer ungehorsamen Tochter wieder zu bemächtigen. Ich werde meiner Prinzenrolle keine Schande machen!

„Gute Verrichtung für heute, Meister! Ich überlege mir die Sache mit dem Fuchs und bringe Euch dieser Tage meinen Schimmel heraus, Ihr sollt ihm die Eisen fester anschlagen; bei dem guten Wetter mache ich wohl einmal einen weiteren Spazierritt."

Und so, indem er wie immer ein Trinkgeld für die Gesellen auf der Bank vor der Schmiede niederlegte, verließ er den Vorbau und ging querfeldein. Er wollte den Eindruck des Vernommenen erst in sich überwunden, das Einzelne überlegt und einen festen Plan gefaßt

haben, ehe er wieder in das Schloß und vor das Angesicht Gretchens trat.

Also ein Soldat und doch wohl ein Officier, wie Longchamp richtig gesehen!

Was konnte der wollen?

Einen Augenblick quälte ihn sogar der Gedanke, daß Margarethe am Ende um die Ankunft des Fremden wissen möge und im Einverständniß mit ihm sei, aber schon im nächsten schämte er sich dieses Einfalles, als einer häßlichen Grille seiner aufsteigenden Eifersucht; nein, er wollte sich nicht selbst muthwillig das Bild des theuren Mädchens durch den geringsten Schatten trüben. Sie hatte vielleicht in Luneville die Liebeswerbung dieses Aufdringlichen zurückgewiesen, in thörichten Hoffnungen war er ihr hieher gefolgt. Oder gedachte er, wenn sie widerstand, sie gewaltsam aus dem Schlosse zu entführen? Handelte er im Auftrag ihres Vaters? So viele Möglichkeiten, so viele Sorgen!

Eines war gewiß, nur der Corporal konnte einige Auskunft über die Absichten des Officiers geben, und Richard schmeichelte sich, ihm dieselbe durch gute Worte listig abzugewinnen oder durch Drohungen zu erpressen.

Dieser Entschluß machte seine Stirn freier und beflügelte seine Schritte. Ueber die Felder hin war er zum Ufer der Blaise gekommen, wo sie im weiten Bogen hinter dem Hügel und dem Park des Schlosses hervor und näher an die Fahrstraße herantrat. Schon

wollte er umkehren und sich dem Dorfe wieder nähern, auf dessen Kirchthurmspitze ein verlorener Sonnenstrahl glänzte, als er am jenseitigen Ufer die kleine zierliche Gestalt Jouvence's wie eine Eidechse zwischen den niedrigen kahlen Gebüschen und den grauen Weidenstumpfen hinschlüpfen sah. Die größere, kräftigere Gestalt eines Mannes schritt neben ihr, dringend und scheltend schien er auf sie einzusprechen.

Was hat die Kleine nur wieder verbrochen? fragte sich Richard unwillkürlich — aber nein, das ist nicht Meister Jasmin, der hat einen gekrümmten Rücken und schreitet nicht so schnell aus; sollte einer der jungen Burschen das Mädchen mit seiner Zudringlichkeit verfolgen?

Und dicht an den Rand des Ufers vortretend, rief er laut hinüber:

„Jouvence, Jouvence!“

Sein Ruf wurde drüben gehört; der Mann, der die Kleine am Arme gefaßt und sie heftig geschüttelt hatte, ließ sie los, oder war sie es, die sich mit einem Ruck von ihm befreite? Im wilden Lauf, in Sprüngen wie ein Kätzchen, kam sie an den Fluß gerannt, wo zwei neben einander gelegte und durch Stricke verbundene Baumstämme eine dürftige Brücke darüber bildeten. Richard's ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme richteten sich auf das dahereilende Mädchen, er verlor ihren Begleiter aus den Augen, der hinter den Weiden

und Erlen des Ufers in dem leise wallenden Nebel wie ein Schatten verschwand.

„Ich komme, ich komme!“ rief indessen Jouvence schon von Weitem und flog tänzelnd und springend, den Kopf keck in die Höhe geworfen, mit freudestrahlendem Gesicht über die Baumstämme. „Da bin ich“, sagte sie, „Ihr habt mich gerufen.“

„Du bist athemlos, Kind! Welche Tollheit, in der scharfen Luft so zu laufen! Beruhige Dich!“

Jouvence schien sich zugleich seiner Sorglichkeit für sie zu freuen und darüber zu lachen; sie schüttelte ihre Locken in den Nacken zurück.

„Ich friere nicht, mir ist warm wie im Sommer! Ich möchte den alten garstigen Mantel abwerfen und in den Strom schleudern!“ Und ungeduldig zerrte sie daran. „Seht nur, wie häßlich er ist und wie geflickt! Ich schäme mich vor Euch! Die Damen, die mit Euch auf der Treppe des Schlosses standen, trugen so schöne Kleider. O, wenn ich die hätte! Aber ich muß immer in Lumpen gehen, und Jeder glaubt, die Bettlerin, das Aschenbrödel hänseln zu dürfen.“

„Hat der Mann, mit dem Du eben sprachst, Dir Böses gesagt und gethan?“

„Ihr habt uns bemerkt?“

Stutzend blieb sie stehen.

„Darum rief ich Dich ja, er sollte Dich nicht schlagen.“

„Wie gut Ihr seid, lieber Herr! Aber Ihr könntet doch nicht alle Schläge, welche die arme Jouvence nach bekommen wird, von ihr abwenden. Und es wäre am Ende nicht einmal ein Segen für sie! Hunger und Durst, Regen und Schläge, ohne die, sagt der Meister, wird Keiner zum Künstler.“

„Gefällt Dir denn diese Erziehung?“

„Es ist die beste“, lachte sie, „die mir zu Theil geworden. Die Leute in meinem Heimathsdorfe wußten nicht, was sie mit mir anfangen sollten; selbst zum Hüten der Ziegen war ich ihnen zu dumm und zu wild. Dabei ängstigten sie sich doch vor meinem Wissen und meiner geheimen Kraft. Das Hexenkind, zischelten sie, wenn ich an ihnen plötzlich vorüberhuschte. Es sind wunderliche, alberne Geschöpfe, die Menschen; alle möchten gerne wissen, was morgen und übermorgen und über das Jahr sein wird, und deutet man's ihnen, so schneiden sie Gesichter, erblassen und erschrecken. Erst ist man, wie sie sagen, in der Gnade der heiligen Jungfrau, nachher eine Satansbraut. Ich liebe die Wildniß und die Nacht, und der Mondschein ist mein Freund. Darüber schüttelten sie die Köpfe, und bald wollte Keiner mehr zu mir halten. Da glaubt Ihr's wohl, daß der Meister bei mir nicht viele Worte zu verschwenden brauchte, ich lief gleich mit ihm. Schlimmer als in dem Dorfe konnt's in der Hölle nicht sein! Und es kam besser, als ich gehofft. Die Welt ist so

groß, so bunt und lustig, man muß nur fein klug sein und den Leuten nie die Wahrheit, sondern immer das weissagen, was sie für Glück halten."

„Du", warnte er mit aufgehobenem Finger, „vergiß nicht, was der alte Herr befohlen."

Sie stand wieder still, biß sich auf die Lippen und rief ingrimmig: „Der Alte! Trotz seiner bösen Blicke fürchtet er sich auch vor mir und der Zukunft! Und er hat Recht, denn noch viel Ungemach wird er erleben. Gebt Acht, im Schatten wandelt ein großes Unglück hinter ihm her."

Wollte die Kleine ihre Schelmerei mit ihm treiben? Aber der Ernst, die Erregung, mit der sie sprach, die dunkle, in ihrem Gesichte, das wie in Erz verwandelt und um manches Jahr gealtert erschien, aufschießende Glut änderte Richard's Meinung über sie; scheu und verlegen betrachtete er sie von der Seite; das Unheimliche, das sich in ihr regte, wollte ihn keineswegs wie Täuschung und Gaukelei bedünken. Ein Dämonisches, das seiner Natur fremd und peinlich war, offenbarte sich hier, und wie um den Eindruck zu verstärken, flog dicht vor ihnen, scharf von dem Schneegefilde sich abhebend, ein Rabe mit gesträubtem Fittig empor.

„Wir stehen Alle in Gottes Hand", sagte er abwehrend. „Es ist Sünde und wider sein heiliges Ge-

bot, an dem Schleier zu ziehen, mit dem uns seine Weisheit das Zukünftige verborgen hat.“

„Schaut mich nicht so strafend an“, bat sie, „ich bin keine Sünderin! Es ist etwas in mir, was mich zu Zeiten so zu reden zwingt, ob ich will, ob nicht, dagegen kommt Ihr nicht an und keine Gewalt. Ich möchte sonst nichts thun, was Euch mißfällt, aber dies ist stärker als Hoffnung und Furcht!“

Sie zitterte an allen Gliedern wie im Fieber und hielt ihm ihre gefalteten Hände entgegengestreckt.

„Morgen“, begann Richard nach einer Pause, um sie zu beruhigen und selber des Schauers Herr zu werden, „morgen wirst Du Dich Deines Anzuges nicht zu schämen haben? An Nicolettens Hochzeit trägst Du gewiß ein Festkleid?“

„Ja, wir kommen Alle in unserm besten Putz — ach, gnädiger Herr, es ist immer nur Bettlerputz — bunte Flittern und ausgeblaßte Seide! Wir wollen uns Mühe geben, durch unsere Kunst unsern armseligen Aufzug zu verbessern. Ich weiß einen hübschen spanischen Tanz mit Schleier und Castagnetten — werdet Ihr kommen und mir zusehen?“

„Wenn es Dir Freude macht“, sagte er gutmüthig.

„Aber bringt das schöne Fräulein nicht mit“, rief sie heftig.

In ihrer Freude über seine Antwort verrieth sie ihr Geheimniß.

„Warum nicht?“

Vergeblich suchte sie nun ihre unbedachtsame Aeußerung zurückzunehmen oder wegzudeuteln: „Es entfuhr mir so! Warum prüfet Ihr Alles, was ich sage? Das ist kein Schauspiel für vornehme Damen, die Bauern sind täppisch und roh, und unsere Musik.... ja, wenn Ihr noch die Geige allein spieltet!“

„Nein, Jouvence, das wolltest Du nicht mit Deinem Ausruf sagen“, und er ergriff, da ihre Aufregung sich ihm mittheilte, so heftig ihre Hand, daß sie aufschrie: „Deine Worte hatten einen andern Grund — der Mann, mit dem Du vorhin sprachst...“

Es war wie eine Erleuchtung über ihn gekommen.

„Was hab' ich da gemacht?“ schrak Jouvence zusammen.

„Also doch! Jener Mann hat von dem Fräulein mit Dir geredet! Was wollte er? Wer ist es? Ich bin nicht mehr Dein Freund, sagst Du mir nicht die Wahrheit!“

„Herr“, entgegnete sie stockend, „das wird ein böser Handel! Und allein durch meine Unvorsicht, o über meine vorschnelle Zunge! Ich hatte dem bösen Manne seine Bitten abgeschlagen und mich nicht durch seine Drohungen einschüchtern lassen — es wäre nichts geschehen, und er hätte unverrichteter Sache wieder abziehen müssen...“

„So gib endlich Antwort!“ drängte er ungeduldig.

„Zürnt mir nicht“ — sie beugte sich auf seine Hand nieder — „ich bin schuldlos. Sie halten mich Alle für eine Zigeunerin und trauen mir die schlimmsten Dinge zu. Aber ich bin nicht böse, ich bin's nicht! Was kann ich für meine Armuth und mein wildes Gesicht? Jenen Mann kenne ich nicht, er wohnt bei dem Corporal und hat viel Geld, er gibt sich für einen Bauer aus, doch ist's keiner. Mir wollte er einen Brief aufdrängen, den ich heimlich dem Fräulein zustecken sollte, es stände nur Unschuldiges und Gutes darin, von ihren Verwandten aus der Stadt Luneville.“

„Hast Du den Brief?“

„Nein, ich wies ihn zurück, denn ich glaubte ihm nicht.“

„Hättest Du doch das Schreiben genommen!“

„Wozu wäre es gut gewesen? Euch hätte ich den Brief nicht geben dürfen, er war ja nicht für Euch.“

„Und verlangte er noch mehr von Dir?“

„Ich sollte das Fräulein bereden, auf die Hochzeit zu kommen.“

„Was dachtest Du von alledem?“

„Ich dachte“, sagte sie und beschäftigte sich mit ihrem Mantel, um ihn nicht anzuschauen, „ich denke, daß der Fremde ein Liebhaber des Fräuleins ist.“

„Liebhaber? Was verstehst Du davon?“ meinte Richard geringschätzig.

„O!" entgegnete sie glühendroth, und es zuckte seltsam in dem noch so jugendlichen Gesicht, „bin ich ein Kind, um Liebe nicht von Haß unterscheiden zu können? Ich habe so viel Verliebte gesehen, mehr als Ihr, glückliche und verzweifelnde! Von jenem Mann will das Fräulein nichts wissen, er liebt sie darum nur um so inbrünstiger. In der Stadt hat er keine Gelegenheit gefunden, mit ihr zu sprechen, er folgt ihr auf das Land, vielleicht hat er sogar die Absicht, sie bei dem Hochzeitsfest zu entführen. Ihr schaut so bestürzt drein, geschieht das in Eurem Lande nicht?"

„Nein."

„Dann gibt es keine rechte Liebe bei Euch!" rief Jouvence. „So selten wollen die Alten dasselbe, wie die Jungen, was bleibt ihnen da übrig, als dem schrecklichen Zwange zu entfliehen? Liebe und Tod gehen Hand in Hand, ich ließe mir auch meine Liebe nicht nehmen, ich nicht!"

„Du redest wie ein Kind vom Feuer, Du siehst nur den Glanz, nicht den Rauch und die Verwüstung."

Sie hob leise die Schultern und sagte zwischen Altklugheit und Bosheit: „Jeder spricht, wie er's versteht! Wohl Euch! Ihr seid reich, jung und vornehm, Euch mag noch Alles geglückt sein, und Ihr kennt die Schmerzen der Liebe nicht. Jener Mann dagegen ist nicht im Guten zu seinem Ziele gekommen,

er versucht es jetzt auf bösem Wege; o, Jouvence versteht die Welt!"

„Ist er allein oder hat er Freunde und Mitschuldige im Dorfe?"

„Laßt mich", bat sie, „ich habe Euch schon genug und zu viel gesagt, ich hätte schweigen sollen."

„Fürchtest Du Dich vor ihm?"

„Nein. Was kann er mir thun? Mich schlagen? Mein Rücken ist die Schläge gewohnt und diese — wie gern ertrüg' ich sie!"

„Wunderliches Mädchen!"

„Um Euretwillen! Ach, gnädiger Herr — aber das ist nichts für Euch, ein leerer Schall! Für mich hab' ich keine Furcht, nur für Euch! Ihr werdet mit jenem Mann in Streit gerathen um des Fräuleins willen, wahret Euch, er hat zusammengewachsene Augenbrauen, das bedeutet Jähzorn und Bosheit. Wenn er merkt, daß Ihr dem Fräulein lieber seid..."

„Welche Thorheit!"

„Ihr seid's!" unterbrach sie ihn ungestüm. „Ich seh' es an Eurem Erröthen und an Eurem Eifer, mich auszufragen. Und das ärgert mich!"

„Aergert Dich?"

„Lebt wohl!"

Gleichsam zwischen den Händen entschlüpfte sie ihm und lief sich duckend durch das Gebüsch dem Dorfe zu.

Auf den Feldern verdichteten sich Nebel und Dämmerung zu einem grauen Schleier; einmal tauchte noch Jouvence's brauner flatternder Mantel darin auf, dann war Alles von dem eintönigen Grau verschlungen. So sonnenlos und lautlos hatte die Schneelandschaft etwas Beängstigendes und Erdrückendes; aus der Höhe schien ein unermeßliches, schweres, feuchtes Tuch langsam herabzusinken und jedes Leben einzuhüllen und zu begraben.

Richard machte keinen Versuch, sie zu verfolgen, und wenn ihn in einer anderen Stimmung ihr seltsames Wesen zum längeren Nachdenken aufgefordert, so verdrängte jetzt die Sorge um Margarethens Schicksal jede andere Theilnahme aus seiner Seele. Durch die Mittheilungen Jouvence's hatte er einen festen Anhalt gewonnen, von dem aus er den Corporal mit seinen Fragen bestürmen konnte.

Das Häuschen des alten Soldaten war rings von einem Garten mit Fruchtbäumen und Gemüsebeeten umgeben, das Haus selbst nicht größer als ein Taubenschlag. Durch eine Hecke von ihm getrennt, lag das stattlichere Gehöft Barthelemy's, wo die letzten Vorbereitungen zum Empfange der jungen Frau getroffen wurden. Der alte Stelzfuß hätte beinahe sein türkisches, mit Quasten verziertes Pfeifchen aus dem Munde fallen lassen, als so unerwartet „der Bruder des Königs von Preußen" in seine Kammer trat;

mit französischer Leichtigkeit und soldatischem Freimuth wußte er sich indessen bald in die Ehre dieses Besuchs zu finden.

„Der gnädige Herr müssen vorlieb nehmen", sagte er, „es ist hier nicht besser als im Bivouac; zuletzt wenn der Himmel unsere wahre Heimat ist, wie der Pfarrer sagt, sind auf Erden alle Menschen nur im Bivouac."

„Mit mir braucht Ihr keine Umstände zu machen, Corporal, mir genügt ein Schemel."

„Viel Ehre, wenig Brod", meinte launig und nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl der Stelzfuß, „das ist Soldatenloos."

„Ihr könnt zufrieden sein, Corporal! Habt ein stilles Daheim, verheirathet Euren Neffen mit einer hübschen Pächterstochter und seid dabei ein berühmter Mann."

Mit Vergunst, gnädiger Herr! wollte der Alte ablehnend einwenden, aber er schmunzelte und strich sich den grauschwärzlichen Schnauzbart, als Richard, glücklich, die verwundbare Seite des Soldaten so schnell entdeckt zu haben, fortfuhr:

„Wer nach Cirey kommt, sucht im Schlosse den Herrn von Voltaire und im Dorfe den Corporal Le Grand auf."

„Schmeichelei, gnädiger Herr, Schmeichelei! Es macht sich; schon mancher vornehme Mann ist durch

diese niedere Thür geschritten. Solche Schlacht, wie die von Fontenoy, erlebt nicht Jeder, fünfundfünfzig Jahre bin ich alt geworden, ehe sie losdonnerte."

„Richtig; was werden die Leute in meiner Heimat für Augen machen, wenn ich ihnen von Euch erzähle!"

„Es ist nichts, um Mund und Nase aufzusperren; auch da, wo der gnädige Herr herkommen, gibt es tapfere Soldaten."

„Aber keinen Corporal Le Grand von Fontenoy, der einen so braven Neffen und einen noch bessern Vetter hat."

„Vetter?"

Der Corporal räusperte sich bedenklich und rückte unruhig auf seinem Schemel hin und her.

Darüber war es ganz dämmerig in der kleinen Stube geworden, und die Beiden, die in einiger Entfernung von dem einzigen Fenster in der Mitte des Raumes zu beiden Seiten des Tisches saßen, konnten gegenseitig nur noch undeutlich den Ausdruck ihrer Gesichtszüge gewahren. Die Bewegung und das verlegene Schweigen des Alten genügten jedoch Richard zu der Ueberzeugung, daß sein Pfeil getroffen. Verdrießlich nagte der Corporal an der breiten Unterlippe und fuhr mit der Hand mehrmals über sein hölzernes Bein, als ob es ihn darin jucke, und brachte endlich polternd heraus:

„Der Vetter! Nur so obenhin Vetter! Redet

mir nicht von dem, gnädiger Herr! Ist ein Sausewind, ein Raufbold, ein Geck! Ich will nicht hoffen, daß er sich gegen Sie Ungebührlichkeiten hat zu Schulden kommen lassen.“

Richard war doch noch kein erfahrener ausgelernter Diplomat. Wie der Alte so das innere Gleichgewicht verlor und von Lüge zu Lüge hin- und hertaumelte, schämte er sich selbst der weiteren Verstellung und erwiderte: „Noch kenne ich den Vetter nicht.“

„Sie kennen ihn nicht!“ schöpfte der Alte Athem und trommelte leise auf den Tisch, um sein Vergnügen auszudrücken. „Würde Ihnen weder zum Nutzen noch zum Vergnügen gereichen, diese Bekanntschaft!“

„Er nicht, aber sein Pferd. Der Schmied beschlug es gerade, als ich vorbeiging, und um es Euch zu gestehen, wenn ich in guter Weise an den Vetter ankommen könnte, ich möchte das Thier schon erstehen.“

„Das Pferd — den Goldfuchs! Und bei dem Schmied läßt er ihn beschlagen? Bei Meister Ambroise, dem ärgsten Klatschweib zwischen Luneville und Paris? Bei den Kanonen von Fontenoy, was hat er da für eine Thorheit begangen!“ sprudelte der Alte ärgerlich in Selbstvergessenheit.

Er gibt die Schlacht schon verloren, ehe sie noch begonnen hat, dachte Richard und sprach laut: „Aber, Corporal, was habt Ihr nur? Das scheint ein sonderbares Pferd zu sein, ein Pferd, das der Großmogul

oder der Prinz Carl Stuart geritten! Dahinter steckt eine merkwürdige Geschichte, wie hinter dem hölzernen Pferde, das Troja erobern half. Ihr seid ganz aus dem Häuschen gerathen."

Le Grand strich wieder über seinen Stelzfuß mit dem Lachen der Verzweiflung: „Ja, gnädiger Herr, eine merkwürdige Geschichte! Die Pferde haben oft mehr erlebt als die Menschen, nur spricht man nicht immer gern davon."

„Ich merke, aber dabei ist nichts Großes und Schreckliches! Ein erbeutetes Pferd, auf dem Schlachtfeld, unter Sterbenden und Verwundeten ..."

„Und ein armer Soldat", setzte der Corporal rasch hinzu, „der gnädige Herr riecht das Pulver: im Kriege sind fünf gerade."

„Einverstanden, Corporal! Die Vorgeschichte des Pferdes kümmere uns nicht; jetzt ist es im Besitz Eures Vetters, und Ihr könntet wohl die Vermittlung zwischen mir und ihm ... wie heißt er doch?"

Diese unerwünschte und unverhoffte Frage warf den Rest von Besonnenheit, den sich der Alte noch bei diesem Kreuzfeuer mühsam bewahrt hatte, über den Haufen.

„Wie er heißt, der Vetter? Ja... Dingsda — Peter und Paul..."

„Er hat keinen Namen? Und das Pferd keinen Herrn? Corporal!"

Da das Klopfen und Streichen auf seinem Holzbeine nichts fruchtete, fing Le Grand an, sich die Stirn nach einem klugen Gedanken zu reiben, so heftig zu reiben, daß jede andere, als seine harte, schlachtgebräunte Haut in rothen Streifen die Spuren davon gezeigt hätte, aber kein rettender Einfall wollte aus seinem Haupte springen, kein Ausweg zeigte sich ihm; wie im Netz der Spinne die Fliege ängstlich und ungestüm hin- und herzappelt, drehte und wendete er, der tapfere berühmte Corporal, der Stolz des ganzen Dorfes, sich kläglich in seinem Lügengewebe.

„Bei den Kanonen von Fontenoy", schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß dies alte Geräth bis in seine Fußspitzen krachte, „ich bin fuchswild, es ist eine verwetterte und verteufelte Sache um das Lügen."

Er brauchte in seinem Geständnisse nicht weiter vorzugehen, denn die Thür des Gemachs ward stürmisch aufgerissen, und der Vetter trat ein. Ein junger Mann, um ein oder zwei Jahre älter als Richard, von untersetzter, gedrungener Gestalt; mit herausfordernden Zügen, hochfahrenden Wesens, näherte er sich Richard, der beim Aufgehen der Thür sich von seinem Sitz erhoben hatte. Verächtlich warf er den schlichten Bauernhut zur Erde. Sein Auftreten, seine Haltung drückten den heftigsten Zorn aus, er hatte draußen vor dem Häuschen schon einen Theil des Gespräches beider Männer belauscht.

„Gebt Euch keine Mühe mehr, Corporal“, sagte er, vor Leidenschaft stotternd, „mit mir hinter dem Berge zu halten! Als ich zu Euch kam, war ich auch auf die Entdeckung gefaßt. Nur glaubte ich, daß mir ein Anderer ein solches Bekenntniß abfordern würde, als dieser Herr —“

Und er zeigte mit einer nichtsweniger als freundlichen Bewegung auf Richard.

Langsam hob Rosenberg seinen Kopf, den er bisher ein wenig zur Seite nach dem Alten geneigt hatte, empor und blickte so, ohne daß er es beabsichtigte, über seinen stürmischen Angreifer hinweg.

„Zu jeder Erklärung, mein Herr, gehört, daß man sich kennt, wenigstens dem Namen nach kennt; vergeben Sie, wenn ich den Anfang damit mache: ich heiße Richard Rosenberg und vermuthe beinahe, daß Sie nicht Jacques Bonhomme heißen.“

Der Fremde fühlte die ganze Mißlichkeit seiner Lage, in die er sich seinem Nebenbuhler gegenüber durch seine Verkleidung gebracht. Einem Andern würde er bei seiner aufbrausenden Natur mit einem Faustschlage in das Gesicht geantwortet haben; das Aussehen, die Weise und vielleicht, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, die Größe und Stärke Richard's ließen ihn stutzen und sich besänftigen. Einem Edelmann muß man als Edelmann begegnen, und so erwiderte er:

„Eine Aufklärung ist der andern werth, ich heiße René Marquis von Vaudemont."

Richard grüßte leicht: „Wo und wie es sich auch zugetragen, es wird mir immer eine Ehre sein, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Herr Marquis."

„Und ich hoffe, daß ich mit einem Edelmanne zu thun habe."

„Wenigstens mit Einem, der im Punkte der Ehre gerade so zart und so entschieden denkt wie ein Edelmann."

„Der auch bereit ist..." brach Vaudemont aus mit einem Griff der Hand nach seiner linken Seite, als ob er dort seinen Degen berühren und fassen wollte.

Eine tiefe Beschämung spiegelte sich in seinem trotzigen Gesichte, als er die gewohnte Waffe nicht fand.

„Verwünschter Kittel!" murmelte er.

„Sollte es nöthig sein, gewiß!" entgegnete ruhig Richard. „Aber ich meine, für heute genügt es, daß wir Beide uns Auge in Auge gesehen haben, wir werden uns schwerlich vergessen."

„Und immer zu finden wissen", verneigte sich der Marquis und trat an das Fenster, um seinem Gegner den Weg zur Thür freizulassen.

Das Gespräch der jungen Männer war halblaut und so hastig geführt worden, daß der Corporal, auch wenn er dazu fähig gewesen wäre, nicht jedes Wort und jede Wendung verstanden hätte; er saß aber wie

ein erstarrtes Steinbild am Tisch und wagte sich nicht zu regen. Was mußte der Prinz von Preußen, was Herr von Voltaire von ihm, dem ehrlichen Le Grand, denken! Und wiederum, was konnte er für diese heillose Verwirrung? Seine Schwäche, seine Gutmüthigkeit war zum Anfang der Sünde geworden. Als der Marquis vor einigen Tagen unerwartet wie eine Bombe, die plötzlich einschlägt, im groben Bauernrock bei ihm eingetreten war, hätte er seinem ehemaligen Officier das Obdach verweigern sollen, um das er bat? Einem Officier, der so tapfer, so lustig und vor Allem gegen ihn, den Corporal Le Grand, stets so leutselig gewesen war?

Nimmermehr, eher hätte er sich die rechte Hand abhauen lassen!

Was der Marquis in Cirey wollte, hätte er in diesen bänglichen Minuten nicht zu sagen gewußt, und wenn ihn Voltaire selbst ausgefragt, und es sich bei jeder Antwort um seinen Kopf gehandelt. Leichtgläubig, wie er war, hatte er dem Märchen, das ihm Jener aufgebunden, vollen Glauben geschenkt. Wohin hatte ihn jetzt sein Vertrauen, seine Ergebenheit geführt? Sein Ansehen war zerstört, der Ruf seiner Wahrhaftigkeit und Redlichkeit vernichtet.

Du bist ein Hehler, ein Lügner, ein Schuft, so hätte er sich fort und fort in's Gesicht schlagen mögen.

Da war es ihm wie himmlische Musik, oder besser,

wie die Siegestrompeten von Fontenoy, als „der Prinz von Preußen“ ihm die Hand schüttelnd sagte:

„Guten Abend, Alter! Ein andermal mehr! Heute habt Ihr in einem schlimmeren Feuer als im Gehölz von Barry gestanden und Euch wacker gehalten!“

„Ja wohl, schlimmeres Feuer!“ seufzte der Stelzfuß und wischte sich Stirn und Augen; seine Finger wurden feucht.

Siebentes Capitel.

Sorgfältig hatte Richard seine Befürchtungen, seine Forschungen vor Voltaire und der Marquise geheim gehalten, vor Margarethen verstand es sich von selbst. Warum sollte er ihr unschuldiges, sich des neuen Glückes und der neuen Freiheit erfreuendes Gemüth mit vielleicht eingebildeten Schreckbildern quälen? Und als nun das große Geheimniß sich enthüllt, und der angebliche Späher der Jesuiten sich als ein ungestümer, aber unglücklicher Liebhaber des schönen Mädchens entpuppt hatte, pries Richard, als er vom Hause des alten Soldaten durch das Dorf nach dem Schlosse hinaufging, doppelt froh sein Schweigen. Er hatte Voltaire und Margarethe jede Unruhe erspart.

Möglich, sagte er sich, daß ich mit diesem hitzköpfigen Vaudemont noch einen Zusammenstoß mit den Waffen in der Hand zu bestehen haben werde, aber das Glück, das mir bisher günstig gewesen, wird mich auch in diesem äußersten Falle nicht verlassen.

Ein Zweikampf lag weder in den Sitten, noch in der Neigung des jungen Bürgersohnes, allein er fühlte sich, herausgefordert, Manns genug, ihn anzunehmen. Reist man in einem fremden Lande, so muß man sich den Gewohnheiten desselben fügen; diese Lebensregel ließ sich auch auf seinen Fall übertragen. In der Gesellschaft und in den Kreisen, in die er gerathen war, mußte er sich dem herrschenden Vorurtheil, auf gewisse Fragen mit dem Degen Bescheid zu geben, als einer Nothwendigkeit unterwerfen. An ritterlichen Uebungen hatte es ihm nicht gefehlt; der Vater hatte in ihnen gleichsam die letzte Ausbildung des äußern Menschen, wie in der Kenntniß der lateinischen Sprache und der wichtigsten Formeln und Formen des Rechts die des innern Menschen gesehen; nur so wurde der Sohn eines reichen Hauses nach ihm ein vollkommener Patricier. Der Ansicht des Vaters war das Wohlgefallen des Sohnes noch zuvorgekommen; nicht umsonst waren die Kämpfe und der kriegerische Lärm der Belagerung Danzigs der erste mächtige Eindruck gewesen, den die Seele des Knaben empfangen. In Kurzem galt Richard für einen vortrefflichen Reiter und konnte es im Fechten und Schießen mit den geübtesten Meistern in der Stadt aufnehmen. Es war ein Können, welches sich für ihn auf mancher gefährlichen Jagd in den Wäldern Litthauens verwerthete und ihm in den Augen der polnischen Edelleute neben

seinem Reichthum noch einen besseren Anspruch auf ihre Achtung verschaffte.

So hatte er jetzt die Drohung Vaudemont's mit gelassenem Gleichmuth aufgenommen; er wird sich hier die Hörner abstoßen müssen, dieser kecke Herr Marquis, wie eine Mauer stehe ich zwischen ihm und Gretchen.

Richard's Siegesbewußtsein erfuhr einen Dämpfer, als er in seinem Thurmzimmer Longchamp traf.

„Sie sind zwei Minuten zu früh gekommen, gnädiger Herr", sagte der Kammerdiener trübselig, „eben wollte ich die Fußdecke vor Ihrem Bett ausbreiten."

„Einen holländischen Teppich? Wo haben Sie ihn her?"

„Von der Geberin alles Guten, von der Vorsehung des Schlosses Cirey, der Frau Mathurine Lafond, die zur Zeit in Fräulein Marguerite Güntzer einen ebenso liebenswürdigen als diensteifrigen Engel hat."

„Von Gretchen?" rief Richard überrascht und hätte am liebsten die fadenscheinige und vielgetretene Decke an die Lippen gedrückt.

Das ist deutsch, dachte Longchamp bei Richard's Ausruf, und er liebt sie also.

Es war ein Schluß nach der Analogie: wenn Voltaire und die Marquise Englisch mit einander sprachen, sagten sie sich nach der Meinung der Diener-

schaft besondere Zärtlichkeiten oder Grobheiten. Laut fuhr er fort: „Unter uns, gnädiger Herr, die Damen haben Ihrem Zimmer heimlich einen Besuch abgestattet und dabei gefunden, daß noch so Manches in der Ausstattung desselben fehle. Sie wissen ja, das Ueberflüssige ist das Nothwendige, wie Herr von Voltaire oder ein anderer Philosoph gesagt hat."

„Sie sind ein wahres Handbuch der Gelehrsamkeit und der Weisheit."

„Der Diener eines Geizigen ist ein Geizhals, der Diener eines Raufbolds ein Händelsucher; was kann der Diener Voltaire's anders sein als ein Philosoph? Von allen Gütern des Lebens ist die Philosophie das Einzige, das uns nicht gestohlen werden kann, außerdem kann man sie in allen Lebenslagen gebrauchen, und wir werden sie nächstens sehr nöthig haben."

„Warum? Um die Langeweile zu vertreiben?"

„Das nicht!"

Longchamp erhob die Augen zur Decke.

„Es geht am Himmel etwas vor; die Post aus Paris hat Briefe gebracht — Sie sind ein Freund des Hauses, Herr von Rosenberg — Briefe, die meinen armen Herrn in die heftigste Verwirrung gestürzt haben. Seine Feinde, die Hofschranzen, die Jesuiten, die Jansenisten und die schlechten Schriftsteller haben ihm wieder einmal ein Unwetter zusammengebraut, das ... Die Sterne weisen uns nach

Norden, es ist sehr möglich, daß wir uns in einer der nächsten Nächte aufmachen, um den Salomo von Preußen in seiner Hauptstadt aufzusuchen."

Longchamp's Reden wurden während des Abendessens bestätigt; es ging stiller und ernster dabei zu, als an den früheren Abenden. Richard mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um den Ausdruck des Mißmuths und der Enttäuschung in seinem Gesichte zu unterdrücken, als ihm beim Eintritt in die Galerie die Marquise mittheilte, Margarethe habe sich für diesen Abend entschuldigt, sie sei beschäftigt, den Putz der Frau Lafond für die große Feier des nächsten Tages in Ordnung zu bringen.

Voltaire gab seiner Verstimmung über die Abwesenheit des jungen Mädchens lauten Ausdruck.

„Was hat sie dem alten Weibe Schleifen und Puffen zusammenzunähen! Als ob nicht ohnedies schon genug Jahrmarktshexen sich morgen in der Kirche versammeln würden! Hier oben hätte ihr allerliebstes Lachen einem müden, abgehetzten, gequälten Manne..."

Das Uebrige erstarb in einem tiefen Gebrumm und in einem unwilligen Schütteln seiner Perrücke.

Eine geraume Zeit fielen nur halbe einsilbige Worte; die Marquise träumte in die Ferne, Richard gab auf die Fragen, was ihm auf seinem heutigen Spaziergange zugestoßen, nur ausweichende Antworten.

Zuletzt konnte Voltaire die Last auf seinem Herzen nicht mehr schweigend ertragen.

„Mein Lebensretter", fing er an, „wohl haben Sie mir das schwarze Kästchen unversehrt überbracht, aber etwas von dem Duft der kostbaren Essenz darin hat sich dennoch verflüchtigt und ist, nicht durch Ihre Schuld, von Luneville nach Paris gedrungen. Dort hat ein jesuitischer Apotheker den olympischen Duft aufgefangen; kein Wunder, daß sich der Weihrauch dabei in Höllengestank verwandelt hat. Wehe, wehe! Die Nase der Frau Marquise von Pompadour ist von mir beleidigt worden!"

Emilie hatte kaum auf seine Aeußerungen hingehört und fragte: „Welch' neue tolle Ausgeburt hat Ihre Furcht erschaffen?"

„Wenn die Frauen verliebt sind, vergessen sie alles Andere und glauben noch dabei, groß und heroisch zu sein!" murrte Voltaire. „Ausgeburt meiner Furcht! Sie haben gut reden, Sie steckten nicht zweimal in der Bastille, aber ich. Ein Freund hat mir aus Paris geschrieben, Stadt und Hof seien voll von Versen auf die Marquise von Pompadour, die ich gemacht hätte. Abscheuliche Lügen! Ich denke jetzt nur an Cäsar und Catilina, an Cato und Cicero, was schiert mich die Marquise! Und das Schändlichste — diese Verse sind platt und dumm! Ja", rief er, in seiner Eitel-

keit sich selbst vergessend, aus, „wenn es noch die echten wären!“

Und hätte ihm nicht die Freundin einen strafenden, verweisenden Blick zugeworfen, so würde er, dem Schicksal und seiner Furcht zum Trotz, seine Verse aufgesagt haben. Zugleich aber erregte ihm diese Mahnung die bittere Galle auf's Höchste. In den kläglichsten Ausdrücken bejammerte er sein Schicksal; bald sah er Diebe in das Schloß einbrechen und sich seiner Papiere und seines Vermögens bemächtigen; bald fuhr eine dunkle Kutsche vor das Haus, vermummte Häscher drangen ein, fesselten, knebelten ihn und schleppten ihn mit sich fort. Auf immer verschwand er in einem unterirdischen Kerker. Als wäre dies Alles leibhaftig vor ihm, schilderte er es voll Uebertreibung, doch in so dramatischer und malerischer Weise, sein bewegliches Gesicht und seine Stimme prägten die verschiedenen Stufen seines Schreckens und seines Geschicks so beredt aus, daß Richard sich oft einer tiefen Bewegung kaum erwehren konnte; wie der alte Gott Proteus wußte Voltaire die verschiedensten Wandlungen durchzumachen und in jeder Maske zu überraschen.

Lange dauerte es in dieser Nacht, ehe Richard einschlafen konnte; in die Wirklichkeit, die er erlebt, mischten sich die tollen Bilder, die Voltaire's Phantasie heraufbeschworen. Im unruhigen Halbschlummer er-

schien ihm wieder die Kutsche, Vermummte stiegen aus, aber sie kamen nicht Voltaire's wegen, Margarethe führten sie fort, an ihrer Spitze schritt Vaudemont einher und lachte ihm mit teuflischem Grinsen in's Gesicht; er selbst lag auf der Erde festgebunden, regungslos. Dann verwandelte sich die Kutsche in einen schwarzverhangenen Leichenwagen; ein Sarg mit einem gläsernen Deckel wurde aus dem Schlosse getragen; aber alle seine krampfhaften Anstrengungen, durch das Glas die Leiche zu erkennen, blieben vergeblich, bald war es Gretchen, bald die Marquise, bald er selbst.

In das schlimmste aller Traumabenteuer wurde er um die Zeit der Morgendämmerung verstrickt.

Im Traume Richard's war die Landschaft, in der diese Begebenheiten sich gedrängt, getreu der Wirklichkeit, die Gegend um Cirey im Winter gewesen, plötzlich prangte Alles in der grünen Pracht des Frühlings, er lustwandelte in einem schönen Walde, durch dessen dichtbelaubte Baumwipfel röthlich schimmernd Abendsonnenstrahlen glänzten. Sein Herz war schwer und bekümmert, er hatte einen unermeßlichen Verlust erlitten, Gretchen war verschwunden, gefangen, sein Vater und seine Mutter lagen im Grabe, und es war ihm, als hätte er ihren Tod mit verschuldet, und doch vermochte er nicht zu sagen, wie und wodurch. Es lastete auf ihm wie der Gedanke eines Mordes. Da

raschelte es neben ihm im Gebüsche und, die Zweige auseinanderbiegend, schlüpfte Jouvence hervor.

Ich will Dich zu einer stillen Quelle führen, sagte sie, in der Du all Deinen Gram von Dir spülen sollst — und zusammen stiegen sie nun einen Felspfad hinan.

Oben auf dem Gipfel, hart an dem Rande des Absturzes, lag schlafend ein Mann: es war Vaudemont.

Stoß ihn hinab, sagte Jouvence, er hat alles Unglück herbeigeführt, er ist Dein Feind und Gretchen's Verfolger; stoß ihn hinab, dann wird Dir wohl sein.

Eine Wuth, wie er sie nie gekannt, befiel ihn, und ohne sich zu besinnen, schleuderte er den Schlafenden in die Tiefe hinab. In demselben Augenblick aber bekamen die Bäume des Waldes Stimmen, und alle schrieen: Mörder, Mörder!

Darüber war er erwacht. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn, es brauchte eine geraume Frist, ehe seine Gedanken sich wieder zur Klarheit und Besonnenheit erhoben. Der letzte Traum, als der lebhafteste, stand mit einer ihn erschreckenden Deutlichkeit in seinem Gedächtniß fest. War es möglich, daß die Begegnung mit Vaudemont einen Eindruck in ihm hervorgerufen, der sich in solch entsetzlichem Bilde abspiegelte? Konnte die Abneigung, die Eifersucht, der Haß, die er wider ihn empfand, sich, wenn auch nur im Traum, bis zum Entschluß eines Meuchelmordes

steigern? Ist, was wir im Schlaf erleben, bedeutungslos, willkürlich — bunte Glassplitterchen, die sich nach einem uns unbekannten Gesetz zu einer wunderlichen Mosaik zusammenfügen? Oder ist der Traum eine Erhebung der Seele in eine leichtere, durchsichtigere Luft, die ihr gestattet, vorahnend Vergangenes und Künftiges in schwankenden Bildern vereinigt zu sehen?

Zum Glück befreite ihn Longchamp aus dieser Grübelei: die Damen wünschten seine Begleitung zur Kirche. Um Gervais und Nicolette zu ehren, hatte sich die Marquise entschlossen, mit Margarethen der Trauung beizuwohnen. Den Einzigen, den Richard bei dieser Feierlichkeit suchte und doch zu finden gefürchtet hatte, den Marquis von Vaudemont, fand er nicht. René mochte, in der Einsicht, daß, nach der Entdeckung seiner Verkleidung, ein ferneres Verweilen im Dorfe nur verdrießliche und peinliche Auftritte für ihn und den Corporal herbeiführen könnte, das Feld geräumt haben. Zwar fühlten sich die Brautleute und die Hochzeitsgäste durch die Anwesenheit der Schloßherrin hoch geehrt und thaten sehr gerührt darüber, im Herzen aber waren sie froh, als die Herrschaften wieder den Heimweg antraten.

War es die Stimmung, welche die kirchliche Feier in dem Gemüth der Marquise erweckt hatte, oder ein Anderes, das sich in ihr nach Mittheilung sehnte, sie

legte, als sie in's Schloß zurückgekehrt waren, ihren Arm mit einer gewissen Zärtlichkeit um den Leib Margarethens und sagte: „Ist es Ihnen recht, mein Kind, so plaudern wir heute einmal von Ihnen und Ihrer Zukunft.“

Und damit hatte sie das junge Mädchen nach ihren Gemächern entführt, zum Verdruß Richard's, der seinerseits diese Stunde, bei dem leisen Nachklang des Festgeläutes im Herzen, als die beste zum Geständniß seiner Liebe hatte benützen wollen.

Während all dieser Tage hatte Margarethe in ihrer sorglosen Weise hingelebt. Zum erstenmal seit manchem Jahr, seit dem Tode ihrer Mutter — denn ihren ersten Aufenthalt in Cirey hatte der Gedanke der Rückkehr nach Luneville verdüstert — genoß sie das Gefühl einer ungestörten Ruhe und fast vollkommenen Freiheit. Mürrisch, sparsam und abergläubisch war der Vater immer gewesen, aber so lange die Mutter lebte, hatte diese allein von seiner Art zu leiden gehabt; überdies hatte ihn sein Geschäft so vielfach in Anspruch genommen, daß seine Schwächen und Fehler nur gelegentlich im Hause zur Erscheinung kamen, wenigstens war es in Straßburg dem heranwachsenden Mädchen so erschienen. Sorgsam hatte die Mutter die einzige Tochter vor jeder unsanften Berührung des Vaters gehütet, und der Vater selbst empfand weder Neigung, noch Bedürfniß, sich lange

mit ihr zu beschäftigen. Er griff nicht in ihre Lebensordnung und Erziehung ein, kaum fragte er nach ihr, und Margarethe näherte sich ihm nur mit scheuer Furcht. Dafür hatte die Mutter ihre ganze Liebe auf dieses Kind, als auf ihren theuersten Schatz, vereinigt und zusammengedrängt, sie hatte sonst nicht viel Freude im Leben und würde bei dem abstoßenden Wesen ihres Gatten noch weniger gehabt haben, wenn ihre frische Natürlichkeit und ihr fester Wille ihr nicht über manche Beschwerde hinweg, durch manche Betrübniß hindurch geholfen hätten. Von ihr hatte Margarethe den Gleichmuth in allen Lagen des Lebens und die Kühnheit des Entschlusses im entscheidenden Augenblicke geerbt.

Zwischen den beiden Gatten hatte kein inniges, kaum ein freundschaftliches Verhältniß bestanden; sie lebten an einander hin, Jeder in seiner Welt, sie heiter im Verkehr mit Nachbarinnen und Freundinnen, er düster und menschenfeindlich. Mit Andreas Güntzer umzugehen, bei ihm auszuhalten, galt für eine schwere Kunst; seine Gattin verstand sie, und während er mit allen Anderen murrte, wich er jedem ernsteren Streite mit ihr vorsichtig aus. Wohl wunderten sich die Müßiggänger und Schwätzer über seine Gefügigkeit der kleinen Frau gegenüber, aber den wahren Grund fanden sie nicht. Eine gewisse Wirkung übte auf ihn, den Verschlossenen und langsam Ueberlegenden, ohne

Zweifel ihre muthige, rasch zugreifende Art aus. Die tiefer Blickenden wollten sich jedoch damit nicht zufrieden geben, sie wußten von einer heftigen Neigung Güntzer's für seine Gattin zu erzählen; erst nach Irrungen und Kämpfen wäre aus Beiden ein Paar geworden, und diese Liebe lebe, wenn auch verwelkt und verdorrt, in dem Herzen des Mannes fort.

Unter dem Schutze der Mutter, von so reicher Liebe behütet, war Margarethe in glücklicher Jugend groß geworden, ein Bild der Freude und des Lebens. Plötzlich änderte der Tod der Mutter ihr ganzes Dasein. Der Vater siedelte von Straßburg nach Luneville über, einer Einladung des Königs Stanislaus folgend. Als im Jahre 1725 die französische Regierung durch den Herzog von Bourbon für den jungen, eben zur Mündigkeit gelangten König Ludwig XV. um die Tochter des Königs Stanislaus anhielt, der damals mit seiner Familie in dürftigen Verhältnissen zu Weißenburg im Elsaß lebte, war es Andreas Güntzer, der reichste Mann in Straßburg, gewesen, welcher, nach einer geheimen Unterredung mit der kronenlosen polnischen Majestät, derselben die nöthigen Summen vorgeschossen hatte, um die Braut annähernd ihrem zukünftigen Range gemäß ausstatten und nach Fontainebleau führen zu können. Seitdem war Güntzer mit dem König in Verbindung geblieben; in dem abenteuerlichen Zuge nach Warschau, nach dem Tode

August's II., wo Stanislaus zum zweiten Male die Krone der polnischen Republik gewann und sie wieder nicht fest auf seinem Haupte zu halten vermochte, sollten Güntzer's Goldstücke eine erhebliche Rolle gespielt haben. Leitete er doch selbst, wenn ihm seine Bekannten seinen Geiz und seine Habsucht vorwarfen, dieselben von den schweren Verlusten her, die er bei jenem Abenteuer erlitten. Zwar glaubte ihm Niemand, aber der König fühlte sich ihm verpflichtet und hatte ihn, als er das Herzogthum Lothringen zur Entschädigung für die verlorene Krone erhalten, unter der Verheißung großer Vortheile aufgefordert, einen Theil seines Geschäfts nach Luneville zu verlegen. Andreas Güntzer wäre gern gegangen; die Steuerpacht, die man ihm anbot, lockte ihn, sie versprach einen sicheren, großen Gewinn; seine Frau weigerte sich indessen, Straßburg zu verlassen, und ihr Widerspruch hatte den Ausschlag gegeben. Erst nach ihrem Tode konnte er seinen Plan ausführen.

Margarethe zählte vierzehn Jahre, als der Umzug nach Luneville geschah. Damit begannen für sie die Tage des Schreckens. Von dem Zügel befreit, in dem seine Gattin seine häßlichen Leidenschaften gehalten, trat Güntzer jetzt als Herr im Hause auf. Rechthaberisch, launenvoll, hatte er beständig zu murren, zu schelten, zu tadeln; die Fröhlichkeit Margarethens nannte er eine Verspottung seines Trübsinns und eine

Empörung gegen seinen Willen; ihr Lachen peinigte ihn und zerriß ihm das Ohr; ihre muntere Geschwätzigkeit störte seine düstere Grübelei. Die strenge, knappe Ordnung, die er einführte, seine Sucht, selbst am Nothwendigen noch zu sparen und mit jedem Jahre die Ausgaben einzuschränken, lastete wie ein Alpdruck auf dem Gemüthe des jungen Mädchens. Die Mutter hatte es geliebt, ihre Wohlhabenheit auch äußerlich in buntem Putz und schönem Geräth zur Schau zu tragen; Margarethe war es nicht anders gewöhnt. Damals hatte sich der Ingrimm des Vaters gegen diese Verschwendung nur in polternden Worten geäußert, jetzt bewies er sich in Thaten. Grau, freudlos und eng, das war Margarethens Welt in Luneville. Die Fremde that das Ihrige. In ihrem Umgang beschränkt, nicht im Stande, sich Freunde und Freundinnen nach eigenem Belieben zu wählen und zu erwerben, blieb Margarethe auf sich allein angewiesen; nur Wenigen gestattete Güntzer den Zugang in sein Haus, und unter diesen Wenigen war kaum der Eine oder die Andere, zu dem seine Tochter sich hingezogen fühlte.

Die Magd, die sie aus Straßburg mitgebracht, war beinahe ihre einzige Gesellschaft; mit ihr konnte sie von der Mutter, von der Heimat und der fröhlichen Kindheit plaudern. Eine Anzahl Bücher, welche die Mutter besessen, Liebesgeschichten und Abenteuer, erheiterten ihre Einsamkeit; die Märchen der Alten

kamen dazu. Auf welche Abwege wäre in dieser Abgeschlossenheit und geistigen Beschränkung die Einbildung des lebhaft empfindenden Mädchens gerathen, wenn ihr nicht ein gutes Glück eine harte unablässige Arbeit aufgeladen, welche ihre Phantasie immer wieder aus dem wildesten Traum in die Wirklichkeit zurückgeführt hätte! Ihr lag die Sorge für den ganzen Haushalt ob; mit ihrem sechszehnten Jahre verabschiedete der Vater die Wirthschafterin, es wäre eine unverantliche Vergeudung, neben der Tochter und der Magd noch ein drittes Frauenzimmer zu füttern, das nichts thäte, als mit Klatschereien die edle Zeit und den guten Ruf ihrer Herrschaft zu tödten.

In dem weitläufigen Hause, das sie in Luneville bewohnten, und in das der Vater, scheinbar aus Stolz, in Wahrheit aus Furcht vor Dieben und Mördern, keinen Miether aufnahm, gab es jeden Tag eine neue Arbeit. Diese Beschäftigung gewährte Gretchen's unruhigem Sinn einen weiten Spielraum; die Kämpfe mit dem Vater, die sich immer heftiger steigerten, forderten ihre ganze Willenskraft und ließen nicht zu, daß sie sich in müßigen Träumereien verlor. Vor Allem nicht, seit der alte Güntzer zur katholischen Kirche übergetreten war, und der Jesuitenpater Gabriel häufiger das Haus besuchte. Das Verhältniß zwischen Vater und Kind nahm da eine Wendung zum Schlimmsten, zu einem unheilbaren Bruch. So hartnäckig der

Vater darauf bestand, daß die Tochter seinem Beispiele folgen solle, ebenso trotzig wehrte sie seine Forderung ab; Margarethe, die sich in der Stadt ohne jeden Beschützer und Freund fand, war während des Sommers zu der einzigen Verwandten ihrer Mutter in der Nähe, zu Frau Mathurine Lafond nach Cirey gekommen, sich bei ihr Raths in ihrer Bedrängniß zu erholen.

Der Vater hatte sie in der Hoffnung ziehen lassen, daß sie demüthiger und bereiter, seinen Willen zu erfüllen, heimkehren werde. Er sei kein grausamer Vater, hatte er gesagt, er lege ihr Schicksal in ihre Hand, von zwei Dingen eines: entweder müsse sie seinen Glauben annehmen und in ein Kloster gehen, oder seinen alten Freund, den Advocaten Prothée, der sie trotz ihrer Unwürdigkeit nun einmal in sein Herz geschlossen habe, heirathen, der möge dann zuschauen, wie er mit ihr und ihrem Seelenheil fertig werde.

Diesen letzten Vorschlag hatte Margarethe so scherzhaft gefunden, daß sie ihrem Vater trotz seiner finsteren Ernsthaftigkeit in's Gesicht lachte, und aus dem Schloß Cirey war sie in einer ganz anderen als in einer kleinlauten Stimmung heimgekehrt.

Zu unumschränkt beherrschte Frau Mathurine ihren Gatten, um nicht überall auf Erden für die Rechte des unterdrückten Frauengeschlechts einzustehen. Ein Vater, der seine Tochter gegen ihren Willen verhei-

rathen oder in ein Kloster schicken wollte, erschien ihr als der schrecklichste Barbar, alle Frauen mußten sich gegen ihn verschwören und das Lamm seinen Krallen entreißen. Nicht genug, daß sie Margarethe durch tausend Gründe in ihrem Ungehorsam bestärkte, sie verrieth ihr auch ein verhängnißvolles Geheimniß. Wie ein Besessener sprang Andreas Güntzer aus seinem Sorgenstuhl auf, als ihm die Tochter bald nach seiner Rückkehr erklärte, sie wolle gern sein Haus verlassen, wenn sie ihm zum Verdrusse darin wohne, er möge ihr dann das Vermögen ihrer Mutter herausgeben. Wuth und Verwirrung, Bosheit und Furcht wechselten bei dieser Aeußerung in der Seele des Geizigen; fortan hatte das unglückliche Mädchen nicht eine ruhige Stunde mehr. Jeder Verkehr nach Außen wurde ihr abgeschnitten; der Alte fürchtete nicht sowohl ihre Flucht als den Verlust ihres Vermögens; die Heirath oder das Kloster, zwischen beiden sollte sie ihre Entscheidung treffen, und bald; er drohte in seinem Zorn, sie sonst gewaltsam einsperren zu lassen.

In dieser Noth entschloß sich Margarethe zur Flucht; nicht umsonst hatte sie gehört, daß in den Märchen die schöne Prinzessin der bösen Stiefmutter entfloh.

Eine Rundreise, die ihr Vater bei dem Wechsel des Jahres zu den Untereinnehmern der von ihm gepachteten Steuer im Herzogthum machen mußte,

verschaffte ihr die Gelegenheit, ihren Plan in's Werk zu setzen.

Unangefochten war sie nach Cirey gekommen. Ueber ihre Erwartung hinaus hatte sich hier Alles glücklich ihren Wünschen gefügt; auch zu der Marquise, von der sie im Sommer so kalt und beinahe feindlich aufgenommen worden, war sie allmählig in ein besseres Verhältniß getreten.

„Endlich wieder in Ruhe und Frieden!" sagte die Marquise, in ihr warmes behagliches Gemach tretend und die schwere Pelzumhüllung in den Händen Louison's lassend. „Wie mich der Kirchgang angegriffen und ermüdet hat! Es ist ein eisiger Decembertag. Sie blühen wie eine Rose, liebes Kind! Freilich, Sie sind noch so jung, und dann, wenn ein Mädchen eine Hochzeit sieht, mag es Winter oder Sommer sein, sie denkt: bald werde ich auch dort am Altare stehen! Und lächelt noch einmal so freundlich."

„Das kommt doch sehr auf den Bräutigam an", entgegnete schalkhaft Margarethe.

„Und Sie würden wählerisch sein?"

„Darüber habe ich noch keine Meinung, Frau Marquise, weil ich noch keine Auswahl habe."

„Sie erzählten uns doch von einem Bewerber?"

„Von Herr Prothée? Das ist ein alter Onkel, aber kein Bräutigam; ein kleines spindeldürres Männchen mit weiten Zahnlücken im häßlichen Munde, dem

unsichtbar immer eine Zipfelmütze über der Allongeperrücke schwebt; in der Erinnerung an ihn lachte ich gewiß nicht!“

„Es ist die Wahl Ihres Vaters“, entgegnete ernster die Marquise. „Ich will nicht sagen, daß Sie hätten gehorchen sollen, eine Ehe ohne Liebe erscheint einem jungen Mädchen als das größte Unglück, — allein dem Willen des Vaters ist die Tochter Achtung schuldig.“

„Der Vater meint es gar nicht ernst mit dieser Heirath; er hat nur geglaubt, meine Abneigung gegen Herrn Prothée würde stärker sein, als mein Widerspruch gegen seine Kirche und gegen das Kloster.“

„Ist es denn in Wahrheit im Hause Ihres Vaters so düster und traurig, als es sich Ihre erregte Phantasie vorstellt? In der Leidenschaft nehmen alle Dinge stärkere Formen und grellere Farben an, vielleicht blicken Sie jetzt schon mit beruhigterem Gemüthe zurück. Jenes Haus ist immer Ihre Heimath; die Drohung mit dem Kloster braucht Sie nicht zu erschrecken; daß sie nicht ausgeführt wird, lassen Sie meine Sorge sein. Ohne den Vater stehen Sie allein in der Welt; wie schwer ist es für ein junges Mädchen, den rechten Weg zu finden, in Ihrem Stande zumal, wo die Familie, die Verwandtschaft, die althergebrachte Sitte und Ehrbarkeit, mit Recht so viel

gelten. Wenn Herr von Voltaire und ich unsere Bitten mit den Ihrigen vereinen, wird der Vater Sie gern wieder in die Arme schließen; bedenken Sie auch dies, daß Sie in Luneville nicht mehr verlassen und schutzlos sein werden. In der Güte meiner Freundin, der Marquise von Boufflers, würden Sie einen Schild gegen alle Anfechtungen haben; noch mehr, Herr von Voltaire würde an den König selbst schreiben und Sie seiner Gnade empfehlen. Die Mehrzahl der Frauen ist nur für die Stille und das Haus geboren, — ich beklage die Schwäche und Sklaverei meines Geschlechts, aber nur die Wenigsten unter uns können die Sonne der Freiheit ertragen. Die Welt ist so verlockend, auch Sie möchten aus der Enge hinaus, — trauen Sie mir, mein Kind, Sie haben nur Wachsflügel, die in der Sonne zerschmelzen."

Margarethe hatte während dieser Auseinandersetzung den Kopf auf die Hand gestützt, und tiefe Niedergeschlagenheit malte sich in ihrem Gesichte. Der vornehmen Dame in ihrer Unabhängigkeit und in ihrem Reichthum war es so leicht, Moral zu predigen und eine Tochter zum Gehorsam gegen den Vater zu ermahnen, hatte sie doch nicht die Kosten dieser Pflicht zu bestreiten! Aber jede Stunde mürrischen Blicken und strafenden Worten ausgesetzt zu sein, in jeder Aeußerung seines Gefühls beschränkt zu werden, einer Gewalt, die wir nur noch fürchten und nicht mehr verehren,

sich unterwerfen zu müssen, das eigene Herz gewaltsam zum Schweigen zu bringen; wie anders nahm sich da das Gebot der Pflicht aus!

Leicht lassen sich die Grundsätze der Tugend aussprechen, ihre Wahrheit drängt sich jedem unverdorbenen Gemüth auf, und hingerissen von ihrer Schönheit und Erhabenheit geloben wir freudig, ihnen zu folgen und für sie zu leiden. Die Schwierigkeit, dem guten Vorsatz treu zu bleiben, beginnt erst, wenn sich die Uebung der Tugend in der Wirklichkeit ganz anders zeigt, als im Reiche des Gedankens.

Hienieden trägt die Tugend kein idealisches Gewand; nur in den seltensten Fällen fordert sie bewunderungswürdige Handlungen oder heroische Opfer von uns. Von Tausend und aber Tausend unter uns ist nur Einer zum Helden oder zum Märtyrer bestimmt. Das Alltägliche, das immer Wiederkehrende ohne Murren zu thun; peinlichen Pflichten zu genügen, die für jeden Anderen als für uns bedeutungslos sind; kleine Leiden geduldig zu bestehen; kleine Thaten der Güte zu vollführen: darin allein vermag der Mensch seine Tugend zu beweisen.

So gab es auch in dem finsteren Hause zu Luneville kein Martyrium, in dessen Ueberwindung Margarethens Standhaftigkeit hätte glänzen können: sie wurde nicht gepeinigt, gefoltert oder gekreuzigt; macht-

los war ihre leidenschaftlichste Aufwallung gegen die Nesseln und Dornen, die sie täglich verletzten. Mit einem Vater zusammenzuleben, wenn die Herzen sich unversöhnlich von einander getrennt haben, die Tochter den Vater nicht mehr achten kann, und er sie mit jenem Gemisch von Furcht und Bosheit betrachtet, wie der Dieb den von ihm Beraubten: das war die Last, die Margarethe durch ihre Flucht von sich abgeschüttelt hatte, und die sie nun, nach dem Rathe der Marquise, unter scheinbar günstigeren Bedingungen wieder auf sich nehmen sollte.

Eine Weile saß das Mädchen mit nachdenklich gesenktem Köpfchen, die eindringliche Rede der Dame erwägend, da. Als sie sich aber Alles, was sie gelitten, zurückrief, die hagere Gestalt des Pater Gabriel im langen Priesterrock wieder vor das Auge ihrer Seele trat, die knarrende Stimme des Vaters sich wie aus der Ferne vernehmen ließ, als all' das Ungemach, die Knechtschaft, die geistige Oede sie wieder zu umfangen drohte, sagte sie entschlossen: „Nein, gnädige Frau, ich kann nicht! Wie gern möchte ich Ihren Ermahnungen folgen, ich weiß Ihnen nichts entgegenzusetzen; schelten Sie mich ein ungerathenes, undankbares Kind, ein trotziges Mädchen, aber es geht nicht! Eher will ich die niedrigsten Dienste in einem fremden Hause verrichten, als nach Luneville zurückkehren."

„Unglückliches Mädchen, Sie hassen Ihren Vater?"

„Ach, Frau Marquise, wie sehr verkennen Sie mich! Ich meinen Vater hassen? Nein, nein! Gott wolle mein Herz vor Zorn und Haß behüten! Meine Mutter war wohl zu gut und sanft gegen mich und hat mich verzogen, so daß ich mich in die Weise des Vaters nicht zu schicken vermag. Er selbst ist am liebsten allein, meine Fröhlichkeit ist ihm ein Gräuel, warum uns Beide aneinander schmieden?"

„Ich merk' es schon", begütigte die Marquise, „meine Lehren fallen bei Ihnen auf verlorenen Boden. Ihr kleines Herz strebt ungeduldig in die Ferne hinaus und stellt sich die Leiden und Entbehrungen, die Sie dort erwarten, — wenn Sie überhaupt Kümmernisse und Leiden erwarten! — geringer als diejenigen vor, die Sie hinter sich gelassen haben. Ich schweige; auch die Jugend hat ihre unveräußerlichen Rechte, und wir Alle haben nur eine Jugend zu genießen und zu verlieren. Was gedachten Sie denn nun zu thun?"

„Eine gute Freundin meiner Mutter aus Straßburg, eine Deutsche, besitzt in Paris ein Putzgeschäft, und da die Frau Königin ihr wohl geneigt ist, so hat ihr Geschäft einen großen Umsatz und Aufschwung genommen, und sie ist eine reiche Frau geworden. Zu ihr wollte ich; sie ist meine Pathe und hat mir schon

einmal nach Luneville geschrieben, ich möchte nach Paris in ihr Haus ziehen, ich würde dort mein Glück machen."

„Erscheint Ihnen der Müßiggang in der großen Stadt so beneidenswerth?"

Tief gekränkt warf Margarethe die Lippen auf.

„Nicht doch, Frau Marquise, ich will nicht müßiggehen. Bete und arbeite, sagte meine Mutter, und die Arbeit ist das beste Gebet. Ich kann nähen und sticken und hoffe bald unter der Leitung meiner Pathe noch mehr Uebung und Geschicklichkeit darin zu erlangen."

Der Gedanke, daß ein junges Mädchen, mit dem sie, eine Dame von Breteuil und du Châtelet, und Herr von Voltaire sich so angelegentlich beschäftigt, das mit ihnen an demselben Tische gesessen hatte, als Arbeiterin in ein Pariser Putzgeschäft treten könnte, verletzte die Marquise in ihrer persönlichen Würde und adeligen Eitelkeit.

„Nähen und sticken für fremde Leute, das ist gut für ein Mädchen aus dem Volk, aber nicht für Sie. Wenn ich das zugeben wollte, welchen gerechten Vorwürfen von Seiten Ihres Vaters würde ich mich aussetzen! Dies ist keine Stellung für Sie, nur die Armen arbeiten gegen Lohn!"

Margarethe hörte aus diesen Worten eine ihrem geheimsten Wunsche günstige Meinung heraus.

„Sie wollen mich also nicht wieder zurückschicken? Wie gut sind Sie, liebe, gnädige Frau! Ohne diese Arbeit weiß ich mir freilich nicht das Leben zu gewinnen. Die Hände in den Schooß zu legen, habe ich nicht gelernt, und ein anderes Gewerbe, eine andere Kunst verstehe ich nicht. Wir Frauenzimmer haben ein schlimmes Loos, ich sehe es an unserer Magd. Die hat sich ihr Leben lang geplagt und doch nichts für ihre alten Tage erworben. Den Männern wird es leichter gemacht, überall können sie zugreifen, sie wandern auf einer breiten Straße über Land und Meer, für uns läuft nur ein kleiner schmaler Fußweg nebenher, nur verstohlen dürfen wir uns auf den großen Weg des Lebens schleichen und dort im Gedränge unterducken. Wenn die Männer uns heirathen wollen, — ei, wie gefällig und aufmerksam sind sie da gegen uns! Aber wehe uns, versuchen wir uns allein in der bösen Welt."

Trotz ihres Ernstes mußte die Marquise lachen.

„Ja, ja, liebes Kind, die Herren der Schöpfung haben sich den besten Theil der irdischen Güter vorweg genommen. In einem einzigen Reiche haben sie uns großmüthig die Hälfte gelassen und mich wundert, daß es Ihnen Herr von Voltaire noch nicht genannt hat: das Theater. Werden Sie Schauspielerin!"

„Das wäre ein vergeblicher Vorschlag. Ich habe niemals einer Comödie zugeschaut; in Straßburg war

ich noch zu jung, um in das Comödienhaus zu gehen, und in Luneville litt es der Vater nicht. Mich überfällt ein Schauer bei dem bloßen Gedanken, jeden Abend eine andere Person vorstellen und mich immer verkleiden zu müssen; es kommt mir wie eine beständige Lüge gegen die Andern und gegen mich selbst vor!"

„Wie glücklich führt uns ein einfach richtiges Gefühl, sicherer als die klügsten Erwägungen des Verstandes!"

Für diese Bemerkung hatte Margarethe keinen Sinn, sie schlug in die Hände und vollendete ihren Satz: „Da es mit dem Theater nichts für mich ist, so bleibt mir nur der Putzladen."

Das aufrichtige jungfräuliche Wesen des Mädchens, ihr Gemüth, das sich in jedem ihrer Worte so wahr und liebenswürdig aussprach, hatten die letzten Bedenken der Marquise gegen den Entschluß, der in diesen Tagen allmählig in ihr gereift war, beseitigt.

„Nein, Marguerite", sagte sie eifrig, „dort ist nicht Ihr Platz, ich weiß einen anderen für Sie, und hoffe, Sie werden ihn annehmen und Glück und Zufriedenheit dabei finden."

Sie strich einige Male liebkosend mit ihrer Hand über die weichen blonden Haare Margarethens, die auf einem niedrigen Schemelchen vor ihr saß.

„Ich bin oft einsam; mein Gemahl wird durch die Pflichten seines Amtes im Dienste des Königs in seiner Garnison fern von mir gehalten, und ein neuer herber Verlust steht mir nahe bevor. Mein bester Freund wird mich vielleicht auf Monate hinaus verlassen, Herr von Voltaire kann sich nicht länger den dringenden Einladungen des Königs von Preußen entziehen. Man ist nicht ungestraft der Freund großer Fürsten; die Freundschaft, die uns die Mächtigen schenken, müssen wir mit unserer Freiheit bezahlen. In dieser Noth, — ach, ich bin nicht mehr jung und herzensfroh genug, um in der Einsamkeit volles Genüge zu fühlen! — hat mein guter Stern Sie zu mir gesandt."

Und indem sie nun Margarethens Gesicht in ihre Hände schloß und sie näher an sich heranzog, fragte sie: „Wenn Sie bei mir bleiben wollten, immer bei mir bleiben? Immer! Ich will sagen, so lange Ihr Herz gern neben dem meinen schlägt, so lange das gebieterische Schicksal uns nicht trennt!"

„Frau Marquise!"

Bis in die Schläfen klopften alle Adern des jungen Mädchens, vor Freude und Ueberraschung wußte sie keine Erwiderung.

„Sie kennen mein Leben", fuhr die Marquise fort, „geräuschlos fließt es hier oder in Luneville in stillen Studien hin. Betrachten Sie mich wie eine ältere

Schwester und fassen Sie Vertrauen zu mir. Keine Abenteuer, keine glänzende Zerstreuungen und Feste kann ich Ihnen in meinem Hause bieten, aber es wird eine sichere Stätte für Ihre Unschuld, eine Schule für Ihren Geist sein. Anständiger und ehrenvoller werden Sie aus Schloß Cirey in die Welt treten, als aus einem Laden von Paris."

„O, Frau Marquise", machte sich das lang zurückgehaltene Gefühl Margarethens Luft, „Sie verwirren, entzücken, Sie beschämen mich! Womit habe ich so viel Güte und Freundlichkeit verdient? Ich werde Ihnen nichts, gar nichts leisten können, ich bin ein armes, unerfahrenes Ding, das Sie am Ende mit seiner kindischen Geschwätzigkeit nur in Ihrer Wissenschaft stört."

„Sie sollen mir auch nichts leisten, liebes Kind; Andere bezahlen durch ihre Dienste, Sie thun es durch sich selbst. Der einsame Gelehrte braucht den Sonnenstrahl, der sein Gemach erhellt, das Gezwitscher der Vögel, das ihn erquickt, — ein solcher Sonnenstrahl, solch lustiger Vogel sollen Sie für mich sein."

Hätte Margarethe ihrem Genius folgen wollen, so würde sie jetzt aufgesprungen und singend durch das Zimmer gehüpft sein; es war ihr so leicht wie in ihrer Kindheit an heißen Sommerabenden, wenn sie die schweren Kleider von sich geschüttelt und im Hemdchen hin- und hergetanzt.

Doch besann sie sich noch, daß dieser Sturm ihrer Zärtlichkeit der Dame nicht gefallen möchte, und beugte sich nur auf die Hände Emiliens nieder, um sie zu küssen.

„Wir wollen gute Freundinnen werden", sagte die Marquise. „Wie schade, daß die neue Freundschaft, ich fürchte es, mit einer Trennung beginnen muß."

„Mit einer Trennung?"

„Doch, mein Kind. Ihr Vater darf Sie zunächst nicht im Schlosse von Cirey finden; in diesem Falle würde Sie Voltaire's Beredsamkeit nicht gegen die väterliche Gewalt schützen. Erst müssen wir den König über die Angelegenheit unterrichtet haben und seines Schutzes gewärtig sein, dann können Sie vor den Augen Aller unangefochten bei mir wohnen. Bis dahin müssen wir Sie in einem sicheren Versteck halten."

„Ach, Frau Marquise, mein Vater wird es mit meiner Verfolgung gar nicht so eilig nehmen; er ist wahrscheinlich in seiner Seele zufrieden, daß er auf so gute Weise eines Trotzkopfes los und ledig geworden."

„Darum sollen Sie auch nicht gleich hinter Schloß und Riegel gebracht werden, Sie liebenswürdiger Schelm! Wir warten ab; sucht man Sie nicht, so haben wir Zeit gewonnen, uns der königlichen Gnade zu versichern, ich erwarte stündlich den Marquis von

St. Lambert aus Luneville, der in hohem Ansehen bei dem Könige steht und uns den besten Rath in dieser Sache ertheilen wird."

Sie redeten noch mit einander, als sich im Vorgemach eine Stimme vernehmen ließ, bei deren Klang die Marquise zusammenfuhr, erröthete, das Mädchen von sich drängte:

„Da ist er!"

Ein junger Officier, noch ganz in seinen grauen Reisemantel eingehüllt, riß hastig die Thür auf.

O Weltgesetze, o Planetenbahnen! Ihr Lehren all der Tugend und Moral, erhabene Philosophie, ihr höchsten Güter — nicht einen Pfifferling seid ihr werth! Dahin in das Nichts sinket ihr, erblasset und verschwindet, sobald Adam und Eva, ewig neu geboren, sich wieder begegnen! So war's am Tage der Schöpfung, so wird's am Tage des Weltuntergangs sein. Adam und Eva, — was gibt es noch außer ihnen? Nichts als Nebel und Rauch! Schneller wirbelt der Sturm das kleinste Sandkorn nicht in die Höhe, als diese Frau mit dem Geiste Newton's bei dem Anblicke des Officiers all ihr Wissen, all ihre Klugheit von sich warf, um ganz nur ein liebendes Weib zu sein.

„Franz, mein Geliebter!" rief sie und sank in seine Arme.

Margarethe wollte staunen, erschrecken, erbleichen,

erglühen, aufschreien, aber sie that von alledem nichts, sondern in der Eingebung des Herzens das Weiseste: sie schlüpfte wie ein Schatten durch die noch offene Thür und drückte sie leise hinter sich zu.

Gott Amor hätte es nicht besser und schelmischer lächelnd machen können.

Achtes Capitel.

Mit einem Lächeln auf den Lippen hatte Margarethe das Zimmer der Marquise verlassen. Aber je weiter sie sich durch den Corridor entfernte, desto mehr verschwand dieses Lächeln und wich einer unverholenen Bestürzung. Wie war es möglich, daß diese Dame, die ihr noch eben mit solcher Strenge und Gewissenhaftigkeit die Pflichten einer Tochter, Sittsamkeit und Weiblichkeit gepredigt hatte, sich von ihrer Leidenschaft so blindlings hinreißen lassen konnte! Auch widerstrebte es der gesunden Empfindung des Mädchens, daß die Marquise einen Mann, der um so viele Jahre jünger war als sie, mit heftiger Zärtlichkeit umfing. Und ein Mal bei dieser Betrachtung angekommen, hatte Margarethe das Gefühl eines Erdbebens.

Gleich den Schlossen bei einem Hagelwetter stürmten unheimliche, bängliche Gedanken unaufhaltsam auf ihre bisher so unbefangene Seele ein... In den abenteuerlichsten Büchern, die sie gelesen, in den närrischsten Märchen, die sie gehört, ein Verhältniß wie dasjenige,

welches sich ihren Augen soeben unfreiwillig enthüllt, gab es nicht darin. In welcher Welt lebte sie denn? War die Marquise nicht seit Jahren verheirathet, hatte sie nicht eine erwachsene Tochter? Ja, wenn diese sich in den stattlichen Gardecapitän verliebt hätte! Daß die Marquise mit Voltaire zusammenwohnte, hatte Margarethen kein Bedenken erregt. Die ganze Weise Voltaire's war für sie die eines wunderlichen alten gelehrten Herrn, und lange Zeit hatte sie ihn im guten Glauben für einen Verwandten der Dame gehalten. Nun war durch die Unvorsichtigkeit der Marquise der Schleier vor ihr zerrissen. Ein grelles, blendendes Licht, das ihren Augen wie ihrem Herzen wehe that, erhellte plötzlich alle Dinge. Sie wußte sich diese Verhältnisse und Beziehungen nicht zu erklären, sie verstand sie nicht, aber sie ahnte es dunkel, daß ein tiefer Mißklang durch sie alle hindurchginge. Wie auf den Kopf gestellt erschienen das Schloß und die Menschen darin; an dem Maß der Vorstellungen und Anschauungen gemessen, die ihr Erziehung und Erfahrung bis jetzt gegeben, glich das Ganze einer verkehrten Welt.

Ihr Sinn war verwirrt, ein schwerer Druck belastete ihr Kopf und Herz, und unwillkürlich wendeten sich ihre Gedanken dem Einzigen zu, der aus ähnlichen Kreisen und Zuständen wie die ihrigen in diese Wunderseltsamkeiten verschlagen war. Nicht genug, daß Richard Rosenberg dieselbe Sprache redete, denselben

Glauben mit ihr bekannte, er stammte wie sie aus einer bürgerlichen Familie, in der — das hatte sie aus seinen Erzählungen entnommen — eine noch strengere Sitte, Regelmäßigkeit und Ordnung, als in Straßburg und Luneville bei dem leichtlebigen französischen Volke herrschte. Was würde er zu ihrer Entdeckung sagen! Wenn sie ihm auch das Geschehene nicht offenbarte und das Geheimniß der Marquise verschwiegen hielt, nur zu früh mußte es ihm auch ohne ihr Zuthun verrathen werden. Und gedachte sie dann wieder daran, daß sie der Marquise versprochen, bei ihr, in ihrem Hause zu bleiben, wie bang wurde es ihr, wie übergoß Schamröthe ihr Gesicht, ohne daß sie bestimmt zu sagen wußte, warum!

Von der unziemlichen Verbindung der Dame mit dem jungen Marquis fiel ein Schatten auch auf sie zurück. Oder war ihr nur an dem Beispiel einer Andern der Schatten deutlich geworden, den ihre eigene kecke That, ihre Flucht aus dem Vaterhause, um sie gebreitet? Daß doch ein Mädchen, wenn sie es unternimmt, auf eigenen Füßen zu stehen, ob sie sich rechts oder links wendet, Mißdeutungen ausgesetzt ist und immer in einer gewissen Dämmerung einherzuschreiten scheint! In den Freundlichkeiten, die ihr erwiesen, in den Stellungen, die ihr angeboten werden, an jedem Ort, wo sie ausruhen möchte, lauert eine Gefahr auf sie, wie eine Schlange im Grase versteckt.

So war Margarethens Stimmung immer tiefer herabgesunken, ihre Heiterkeit allmählig ganz erloschen, und betrübt wie ein Kind, dem eine grausame Hand sein schönstes Spielzeug zerbrochen, wollte sie still nach ihrem Zimmer schleichen.

Das ganze Haus befand sich in diesen Nachmittagsstunden in einer ungewöhnlichen Aufregung; die Diener und Mägde wünschten, ihren Dienst so schnell als möglich zu beendigen, um ihren Antheil an dem Hochzeitsfeste Nicolettens noch zu genießen. Nicht nur die offene Tafel des Vater Gervais, auch der Tanz, die Musik und die Prophezeihungen Jouvence's lockten sie dorthin. Trotz seiner vornehmen Haltung fühlte sich selbst Longchamp mächtig zu jenen Vergnügungen hingezogen, und als er jetzt Margarethen auf der Treppe begegnete, sagte er mit raschem Entschlusse:

„Ich sperre Ihnen den Weg, Fräulein, nicht als Wegelagerer, sondern als Bittender. Verschließen Sie sich nicht in Ihr Gemach, begeben Sie sich gleich hinauf in die Galerie. Sie sind so gutmüthig und freundlich, daß ich zu der ersten Bitte noch eine zweite füge: wenn Sie einmal oben sind, singen Sie oder klopfen Sie mit den Hacken ihrer allerliebsten Schuhe..."

„Was fällt Ihnen ein, Herr Longchamp?"

„Nur Gutes. Wenn Herr von Voltaire Sie hört, wird er seine Schreiberei liegen lassen und zu Ihnen fliegen. Dann wird eine Stunde früher gegessen, und

wir armen geplagten Leute können der Nicolette und dem Barthelemy, die es im Grunde nicht verdienen, die Ehre anthun, und ordentlich auf ihrer Hochzeit tanzen und trinken. Wenn die Herrschaften nicht im Schlosse wohnten, wenn Sie selbst, Fräulein, seit dem Sommer nicht so schön und stolz geworden wären, wenn Ihre Blicke sich nicht nach den höchsten Sternen richteten, würde ich Sie um den ersten Tanz in aller Demuth, deren ein Kammerdiener fähig ist, gebeten haben."

„Ja, das geben die hohen Sterne nun nicht mehr zu", lachte Margarethe, „aber in die Galerie will ich hinaufgehen."

Die Galerie des Schlosses Cirey führte einen stolzeren Namen, als sie verdiente. Im Geschmack der Zeit, welche die kleinen Räume den großen vorzog, hatten Voltaire und die Marquise, als sie sich hier dauernd niederließen, mit Vorliebe den kleinen Flügel des Schlosses zu ihrer Wohnung gewählt und den größeren, auf der andern Seite des Thurmes liegenden, obgleich er die schönsten Gemächer und einen Prunksaal enthielt, verfallen lassen. Seit Jahren waren diese Zimmer nur von den Dienern betreten worden, um sie in langen Zwischenräumen zu reinigen; alle Sorgen und alle Kosten waren auf die Einrichtung und Ausstattung des kleineren Flügels verwendet worden.

Hier war die sogenannte Galerie der größte Raum;

sie diente zum Speisesaal, obwol zwölf Personen kaum darin Platz gehabt hätten. Aber Voltaire und sein Jahrhundert liebten die kleinen Gesellschaften und die kleinen Feste; zwischen der Dreizahl der Grazien und der Neunzahl der Musen bewegte sich anmuthig und kokett in bauschigen Reifröcken, mit Schminkpflästerchen auf den Wangen, diese Geselligkeit.

Margarethe, der es gleichgültig war, wo sie ihre Träume weiterspann, war hinaufgegangen. Zum ersten Male fand sie Muße, sich genauer in der Galerie umzusehen; bis dahin hatten sie die Menschen, mit denen sie zusammensaß, lebhafter als die stummen leblosen Dinge umher beschäftigt. Still und einsam Alles; an dem von der Decke herabhängenden Kronenleuchter waren die Kerzen schon angezündet, die Tafel darunter schon gedeckt, ein Zeichen, daß Longchamp es mit seiner Bitte ernst gemeint.

Fünf Gedecke zählte Margarethe.

Eines ist für den Officier, sagte sie sich. Was für Augen wird Richard machen, und Herr von Voltaire — was sagt er dazu?

Zwischen den Fenstern standen auf hölzernen, steinartig gemalten Postamenten zwei kleine Marmorfiguren, eine Venus und ein Herkules. Ihnen gegenüber in die Wand waren zwei große tiefe Schränke eingelassen, von denen besonders der eine Margarethens Aufmerksamkeit vorlängst in Anspruch genommen hatte; er ent-

hielt mancherlei physikalische und astronomische Instrumente, mit denen Voltaire und die Marquise ihre Versuche und Beobachtungen machten. Für das junge Mädchen hatten diese Phiolen, Flaschen und Gläser, diese wunderlich geformten Spirituslampen, Fernröhre und Planetarien, die kleine Elektrisirmaschine etwas geheimnißvoll Anziehendes und Erschreckendes.

Den andern Schrank füllten in langen Reihen Bücher neben Büchern. Die Nische zwischen beiden, die dem ganzen Raum einen eigenen Reiz verlieh, in Wahrheit aber nur einen in der Mauer befindlichen Ofen verbarg, beschützte unter einer blaugemalten Himmelsdecke mit goldenen Sternen einen marmornen Amor, der den Pfeil vom Bogen schießt.

Als Margarethens Blicke von den fremdartigen Maschinen auf das Steinbild des kleinen Gottes fielen, der sich ihr heute in seiner Blindheit und Allgewalt gezeigt, las sie auf dem Sockel die Verse:

„Wer Du auch sei'st, erkenn' den Herren dein,
Er ist's, er war's, wo nicht, so wird er's sein —“

und erröthete. Dennoch blieb sie in sinnender Stellung vor der Statue stehen. Die Kerzen des Kronleuchters warfen gelbliche Lichtreflexe auf die Marmorgestalt, welche so wie von einer matten Glorie umglänzt erschien.

Böser kleiner Gott mit der unschuldigen Miene, dachte Margarethe, wie verwirrst Du die Herzen in

diesem Schloß! und dabei fing ihr eigenes in besonders heftiger Weise zu schlagen an.

War noch Jemand im Zimmer? Sie glaubte einen heißen Athem in ihrem Nacken zu fühlen — und wirklich, als sie den Kopf umwandte, stand Richard hinter ihr. Hatte ihn der Zufall hergeführt, hatte ihn Longchamp, immer in der eigennützigen Absicht, die Herrschaften zu Tische zu treiben, da sie für seine Ungeduld zu lange zögerten, hinaufgeschickt?

Ganz ohne Schuld mußte sich Richard nicht fühlen, denn er wurde bei dem Anblick Margarethens noch verlegener, als sie es war.

„Fräulein Margarethe, ich bin bestürzt, Ihre Einsamkeit gestört zu haben", sagte er in übertriebener Höflichkeit, mit einer Bewegung, die um Entschuldigung bat; „ich war der Meinung, Sie seien noch unten bei der Frau Marquise, und kam in die Galerie, mir ein Buch zu holen."

Doch sah er gar nicht nach dem Bücherschrank, sondern nur nach Margarethen, die noch in der Nische weilte, die Hand auf den Sockel des Amor gestützt. Keine glückliche Stellung, wenn sie dem Gespräch ausweichen wollte; wenige Schritte vor der Nische befand sich der gedeckte Tisch, und sie war eine halbe Gefangene. Auf der andern Seite der Tafel machte indessen Richard ein so schüchternes und rathloses Gesicht, daß

ihr Muth, der sie bei seinem unerwarteten Erscheinen zu verlassen gedroht, bald wiederkehrte.

„Sie stören mich durchaus nicht, Herr Richard“, entgegnete sie neckisch und trotzig, „nehmen Sie sich nur getrost Ihr Buch.“

Dabei erhob sie ihre Hand von dem Sockel und zeigte nach dem Schrank rechts von der Nische.

Der arme Richard verwünschte im Stillen sein unbedachtes Wort. Vor ihren Augen zum Lügner zu werden, schämte er sich, und zugleich ärgerte es ihn, daß sie ihn gleich so rücksichtslos bei dem Worte festgehalten; hätte sie ihm nicht andeuten können, daß es ihr lieber gewesen, wenn er mit ihr geplaudert, anstatt nach einem Buche zu greifen? Er wollte ihr zeigen, daß er recht gut ihr Gespräch entbehren könne. An der Tafel entlang ging er zu dem Bücherschrank. Wie von derselben Götterhand unsichtbar geleitet, verließ Margarethe in diesem Augenblick die Nische und stellte sich auf der andern Seite vor den Maschinenschrank.

Während Beide ganz mit Schauen und Suchen sich beschäftigt stellten und im Innern auch überzeugt waren, daß sie es seien, irrten dennoch, einem stärkeren Triebe gehorchend, ihre Blicke verstohlen zu einander; endlich konnte Richard einen leisen Ausruf des Mißmuths nicht unterdrücken, und Gretchen, die heute das feinste Ohr hatte, sagte, den Kopf hinüberbiegend:

„Ich wette, Herr Richard, Sie finden das Buch nicht, welches Sie suchen."

„Nein, es stehen so viele Bücher über und neben einander, und dabei ist es nicht hell genug, um die Titel zu lesen."

„Wenn es nur das ist! Wir zünden eine der Kerzen an, die auf dem Tische stehen, ich werde Ihnen leuchten, damit Sie Ihre Wißbegierde befriedigen können."

„Warum verspotten Sie mich, Fräulein? Was habe ich Ihnen gethan?"

„Ich spotte ja nicht, oder sind Sie gar nicht um eines Buches willen hiehergekommen?"

„Ach", brach Richard ungestüm aus, „warum verstellen wir uns gegenseitig? Sagen Sie mir lieber, was hat die Marquise mit Ihnen geredet?"

„Gute Lehren hat sie mir gegeben; welch' ein Musterbild von Frauenzimmer würde ich werden, wenn ich nur die Hälfte davon erfüllte! Leider kam ein Besuch dazwischen."

„Ein Besuch?"

„Ein Officier von der Garde des Königs aus Luneville. Dort ist sein Platz" — und sie deutete auf den fünften Sessel an der Tafel.

„Der Marquis von St. Lambert?"

Richard gedachte des Briefes, den er von der Marquise empfangen und selbst auf die Post nach Vassy

gebracht. Hatte die kluge Frau seine Einfalt benützt, ihrer Liebe Botendienste zu leisten? In Luneville hatte er dem Gerüchte, das von der Liebe Beider flüsterte, keinen Glauben schenken wollen, sollte er sich jetzt mit eigenen Augen von der Wahrheit desselben überzeugen?

„Wenn der Marquis auf den Namen Franz getauft ist, wird er es wohl gewesen sein.“

In Gretchen's Gesicht spielten Schalkhaftigkeit und eine kleine Bosheit lustig in einander.

„Wissen Sie, Fräulein Margarethe“, sagte er darum, „daß Sie viel listiger sind als Jouvence, die den Leuten die Zukunft weissagt? Sie suchen mir in all diesen Wendungen zu entgehen und mir den wahren Inhalt Ihres Gesprächs mit der Frau Marquise zu verschweigen. Bin ich denn Ihres Vertrauens so ganz unwerth? Freilich kennen wir uns erst seit einigen Tagen, aber die eigenthümlichen Umstände, unter denen wir uns kennen gelernt, haben uns einander näher gebracht, als wenn wir im Alltagsleben jahrelang in derselben Stadt Haus an Haus gewohnt und uns jeden Morgen begrüßt hätten; mir wenigstens geht es so. Braucht Neigung Jahre, um sich zu erklären? Ich habe in Danzig keinen Freund, keine Freundin, die mir theurer wären als Sie, mit denen mein innerstes Sinnen und Weben sich inniger verbunden und seelenverwandter fühlte als mit Ihnen — und kann ich Ihnen auch

nicht viel helfen, so stehen Zwei immer besser dem Sturm als Einer."

„Sie sind gut, Herr Richard", entgegnete Margarethe und that, gleichsam zum Beweise ihres Glaubens an seine Güte, einige Schritte von dem Maschinenschrank zu ihm hin, so daß sie wieder vor den Amor zu stehen kam, „aber wer einmal von der Noth, wie ich, gezwungen wurde, nach selbsteigener Wahl über sein Geschick zu entscheiden, der versteht sich schwer dazu, von Anderen Rath zu erbitten und anzunehmen. Schelten Sie mich nicht darüber, die Frau Marquise hat das schon besorgt; ich kann nicht für meine Natur, ich bin ein thörichtes eigensinniges Mädchen, das gern ohne den Schutz der gestrengen Herren der Schöpfung durch das Leben wandern möchte."

Trotz dieser Worte, die eher eine Abweisung als ein Entgegenkommen ausdrückten, sah sie so reizend und verführerisch aus, daß Richard bittend mit erhobenen Händen zu ihr sagte: „Sie sind muthiger als ich, Sie sollten Mitleid mit meiner Furcht haben und mich über Ihre nächste Zukunft beruhigen."

„Wie schlau Sie sind! Ein rechter pfiffiger Kaufmann; die stellen ihre schönen Redensarten wie Fallen auf, unversehens stecken wir darin und müssen ihnen nun die schlechtesten Waaren für gute abkaufen. Doch ich will großmüthig Ihre Neugierde nicht länger auf

die Folter spannen: die Marquise hat mir versprochen, mich in ihrem Hause zu behalten."

„So werden Sie Schloß Cirey nicht wieder, nicht so bald verlassen?"

„Wenigstens nicht vor Ihnen, wie ich hoffe."

„Das war boshaft! Warum mich daran mahnen, daß mir die Stunden des Glückes so kurz zugemessen sind!"

„Sind Sie mir böse? Ich habe eine schnelle Zunge, und schnelle Zungen richten großes Unglück an. Geben Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie mir nicht grollen."

Ihr grollen? Nur ein Barbar hätte ihr zürnen können! Aus ihren blonden Haaren war eine Blume auf den Boden gefallen, ein kleines, zierliches, weißes Röschen, und indem sich Beide eilig danach bückten, stießen sie mit den Köpfen zusammen, und unwillkürlich streiften seine Lippen ihre Stirn. Eine bedenkliche Pause trat in ihrem Gespräche ein, die Margarethe dadurch auszufüllen suchte, daß sie, ihr Gesicht von ihm abwendend, das Röschen wieder in ihrem Haar befestigte.

„Und haben Sie das Anerbieten der Marquise angenommen?" begann Richard und sah verlegen auf seine Manchetten.

„Wo könnte ich ein besseres Loos erwarten? Bei einer so gütigen Dame! In meiner Lage! Freilich, jedes Ding hat seinen Haken und das Glück auch."

Richard bemerkte die Veränderung in dem Ton ihrer Stimme. „Erfüllt dies Anerbieten doch nicht alle Ihre Wünsche?"

„Wir Menschen sind undankbare, unzufriedene Geschöpfe. Wenn mir gestern Jemand gesagt, daß mich die Marquise in ihre Nähe behalten wollte, hätte er mir das Paradies aufgeschlossen; heute ist eine dunkle Wolke da . . . Ich bin eine Thörin, überall wird uns Dies oder Jenes mißfallen, wo ist Vollkommenheit? Im Paradiese gab es einen verbotenen Baum und bei der Marquise . . ."

„Darf ich es wissen?"

„Nein, es betrifft die Dame und nicht mich. Ueberdies lachten Sie mich wohl gar über meine Blödigkeit und Unerfahrenheit aus. In keinem vornehmen Hause wird es anders sein."

„Muß es denn gerade ein vornehmes Haus sein, das Sie aufnimmt?" fragte Richard mit bedeutungsvollem Blick.

„Hab' ich denn noch eine Wahl?" antwortete Margarethe. „Ein Bettler muß essen, was man ihm vorsetzt; und wenn mein Herz recht unmuthig und stolz ist, sage ich mir: duck' unter, duck' unter! Den armen Vöglein geht es im Sturm und Regen nicht besser."

„Wo ist der unerbittliche Zwang zu alledem? Sie deuten es mir nicht übel, Fräulein Margarethe, daß auch ich in dieser Zeit über Ihr künftiges Loos nach-

gedacht habe. Herr von Voltaire hat Ihrer Geschichte eine tragische Färbung gegeben und uns Alle dadurch verstört; nicht halb so böse und grausam wird Ihr Vater sein, wie er ihn uns, im Hohlspiegel seiner dichterischen Phantasie, vorgestellt. Kein Menschenfresser aus dem Märchen, es ist nur ein alter, verdrießlicher, geiziger Herr ..."

„Ach", unterbrach ihn Gretchen, „Sie kennen ihn schlecht; er ist hartnäckiger, unbarmherziger und unbeugsamer, als Sie wähnen."

„Er will Sie verheirathen", entgegnete Richard und machte sich wieder mit seinen Manchetten zu schaffen, „sollte ihm der Bräutigam, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, nicht gleichgültig sein?"

Und da sie ihre Augen niedergeschlagen am Boden hielt, wuchs sein Muth und eifriger fuhr er fort:

„Ich will als Kaufmann reden. Ihre Mutter hatte, was Sie nicht wußten, und was man Ihnen unredlicherweise zu lange verschwiegen, ein unabhängiges Vermögen, das nach deren Tode Ihnen allein gehörte; es wird im Geschäft Ihres Vaters stecken, und sei es nun aus Habsucht oder aus einem anderen Grunde, er fürchtet, das Geld bei Ihrer Verheirathung oder bei Ihrer Mündigkeit herauszahlen zu müssen. Das will er vermeiden. Gehen Sie in ein Kloster, so stattet er Sie mit einer geringen Summe aus und

behält den reichen Rest des Vermögens; heirathen Sie Ihren alten Bewerber ..."

„Herrn Prothée?" rief sie. „Sie werden mit Ihrer Erklärung Recht haben, denn dieser würdige Mann hat oft versichert, daß er mich ohne Mitgift heirathen würde. Ohne Mitgift, sagte dann mein Vater, welche Liebe, welch' ein Mann!"

Diese Mischung von Scherz und Ernst stand dem Gesichte Margarethens so entzückend, war so ganz der vollkommenste Ausdruck ihrer anmuthig heiteren Natur, daß Richard hingerissen sagte: „Und wenn nun ein anderer Mann dasselbe spräche, was könnte Ihr Vater gegen seine Werbung einwenden? Ein Mann aus seinem Stande, kein Rechtsverdreher, so reich und unabhängig wie sein Günstling, dieser Herr Prothée, den ich hasse und verabscheue ..."

Ueber seine Kühnheit erschrocken, stockte er, sich selbst zur Besonnenheit ermahnend, als hätte er zu deutlich und aufdringlich gesprochen; aber Gretchen erwiderte in ihrer kecken Weise:

„Viele Männer, Herr Richard, giebt es nicht, die ein Mädchen ohne Mitgift heirathen; das geschah nur in den alten Zeiten. Jetzt ist bei einer Heirath die Schönheit ein Viertel und die Mitgift drei Viertel."

„Sie beurtheilen uns falsch! Hundert Männer würden hoch beglückt sein, wenn Sie ihnen Ihr Herz schenken wollten, ein Herz, das mehr werth ist als alle

Schätze dieser Welt. Welch' ein Glück, für Sie zu sorgen, zu arbeiten, Sie auf Rosenpfaden durch das Leben zu geleiten, für einen, ja für einen Ihrer Blicke . . ."

„Also in einem Wort", lachte sie, „ohne Mitgift. Sie haben nur vergessen, daß, ehe der Vater den Segen über die Liebenden sprechen kann, die Tochter: Ja! gesagt haben muß."

„Da haben Sie Recht", meinte Richard und senkte den Kopf. „Aber würden Sie die Liebe", ermuthigte er sich, „die uneigennützige Liebe eines Mannes ausschlagen, der Ihnen vom ersten Augenblick, wo er Sie gesehen, sein Denken und Empfinden gewidmet hat und unwandelbar widmen wird? Unwandelbar wie die Sterne! Bis an das Ende seiner Tage! In dessen Herz Sie wie eine glorreiche Himmelserscheinung herabgestiegen sind, sein Dasein verklärend; der Ihnen mit seiner Liebe Reichthum und Unabhängigkeit bieten könnte, eine Zukunft, die Ihrer würdiger wäre, als die Dienstbarkeit selbst bei einer Fürstin, denn ein edles Gemüth kann sich in Wahrheit nur glücklich fühlen, so weit und so lange es frei ist!"

Je weiter und lebhafter er sprach, desto deutlicher empfand Margarethe, daß die Brücke hinter ihr abgebrochen sei; diese Gewißheit schüchterte sie ein. Zwischen Ja und Nein gestellt — zwei gähnende Abgründe, in welchen würde sie springen? Zwar war ihr der junge

Mann nicht gleichgültig, seine Rede hatte eine überzeugende Gewalt; leicht würde sich der Vater in ihre Heirath mit einem reichen Kaufmannssohn gefunden haben, eine Verbindung, welche die ungeliebte Tochter noch obenein so weit von ihm entfernte und ihn von jeder Sorge um eine Verringerung seines Vermögens, so lange er lebte, befreite; und auch darin hatte Richard einen Zug ihres Wesens richtig erkannt, daß ihr die Dienstbarkeit, unter welch' glänzender Außenseite sie sich zeigte, sogar mit dem Namen der Freundschaft geschmückt, auf die Dauer unerträglich fallen würde. Aber auf der andern Seite, wer entschlösse sich leicht, das schöne Frankreich zu verlassen und hoch hinauf nach dem kalten Norden, in die fremde Stadt, unter fremde Menschen zu ziehen? Eine sturmverschlagene Blume auf fremder, rauher Erde! Zuletzt ist doch auch die Ehe eine Fessel, und eine um so drückendere, wenn sie uns vorher, ehe wir ihren Ring an den Finger stecken, von jedem andern Bande, der Heimath, der Freundschaft und Verwandtschaft, gelöst hat. Eine leidenschaftliche Liebe kennt solche Betrachtungen und Rücksichten nicht; von ihr erfüllt, vergißt das Herz die Süßigkeit der Freiheit, die Treue und Zärtlichkeit der Jugendfreundschaft, das Vaterhaus und die Erinnerungen der Kindheit — empfand sie diese Liebe? Ihr Herz klopfte, allein es schien ihr, daß es stürmischer hätte schlagen müssen, wenn die echte, unwiderstehliche Liebe darin

gewaltet. Und so zwischen Ja und Nein hangend und bangend, wie ein Vöglein, dessen sie noch eben gedacht, mit gebrochenen Flügeln auf dem Wipfel eines Baumes im Unwetter sich ängstlich hin- und herwiegt und nach einem schützenden Zweige ausschaut, hatte sie sich immer tiefer in die Nische geflüchtet, als könnte sie hinter dem marmornen Amor, durch eine Versenkung oder von einer schützenden Wolke umhüllt, sich den Blicken Richard's und einer Antwort entziehen.

Je mehr sie jedoch zurückwich, um so muthiger wurde Richard, um so boshafter lächelte der Liebesgott.

„Wenn dieser Mann", rief er, indem er in die Nische trat und absichtslos ihr so jeden Ausweg versperrte, „der Sie liebt, der Ihnen Beständigkeit, Treue und Glück, so weit es in Menschenkraft und Willen liegt, heilig gelobt, ich wäre?"

Weiter kam er in seiner Erklärung nicht, denn Gretchen schlug die Hände über ihr glühendes Gesicht zusammen und würde sich — da sich wohl der blinde Gott, aber nicht ein Menschenkind, das sich die Augen zuhält, überall zurechtzufinden weiß — den Kopf arg an den vorspringenden Goldverzierungen der Nische gestoßen haben, wenn ihn nicht Richard mit seinen Händen ergriffen, an seine Brust gedrückt und . . .

„Mein Segen sei mit Euch für und für!" erscholl hinter ihnen die Stimme Voltaire's, und zugleich breitete er die langen Schöße seines sammetnen Rockes

mit beiden Händen aus, als wolle er den Anblick des liebenden Paares wie mit einem vorgehaltenen Mantel der Marquise und dem Officier verbergen, die mit ihm von seinen Gemächern her in die Galerie getreten waren. „Es wäre gescheiter gewesen, wenn Gott Vater im Paradiese einst Adam und Eva so mit seinem blauen Wolkenmantel gegen die neidischen Engel behütet hätte, anstatt die Armen aus seinem Garten zu verjagen. Dann gäbe es keine Erbsünde und vielleicht gar kein Menschengeschlecht, was noch besser wäre. Decket Alles zu mit dem Mantel der Liebe, aber freilich", und er kehrte sein Gesicht mit spöttischem Grinsen der Marquise zu, „der Mantel muß neu und die Liebe jung sein; wenden lassen sich beide nicht!"

Seine drollige Anrede hob die Liebenden gefällig über die Peinlichkeit der ersten Ueberraschung hinweg.

In aller Form wurde der Officier als Franz Marquis von St. Lambert von der Marquise vorgestellt; er entsann sich, daß er Herrn Richard Rosenberg am Hofe der polnischen Majestät begegnet, der Name des Fräuleins Marguerite Güntzer war ihm nicht unbekannt, wenigstens nicht seit den letzten Tagen; ihre Flucht habe in der Stadt nicht geringes Aufsehen erregt.

Nach Allem, was sie heute schon erlebt, hätte Margarethe bei dieser Nachricht schamroth in die Erde sinken mögen: ihr Name in dem Munde aller Bewohner

Luneville's, der jungen Officiere und der alten Weiber! Kann denn ein Mädchen auf eigene Hand nichts unternehmen, was ihr nicht zur Pein, zum Verdruß und Schaden ausschlüge? Ist es die innere Nothwendigkeit oder die falsche Einrichtung dieser Welt, daß nur der Mann handeln darf, und das Weib dulden muß?

„Ja", sagte Voltaire, der ihre Gedanken von ihrem Gesichte las, „das ist der Ruhm, mein Kind! Der Ruhm ist das Scheermesser, das uns die Wolle abscheert. Unberühmt, spielen wir mit glänzend weißem Bließ, fromme Lämmer auf der Wiese glücklicher Verschollenheit; berühmt, auf die Bühne des Lebens getreten, sind wir in Kurzem nackte, arme, geschorene Schafe, und wo ja noch ein Rest weißer Wolle dem Messer entgangen ist, da kommt der erste beste Affe und Schwätzer, um sie uns zu rauben! Hole der Teufel den Ruhm, wenn es nur etwas Schöneres und Wünschenswertheres hienieden gäbe!"

Die Marquise war in der liebenswürdigsten Laune, von einer Fröhlichkeit und einem Muthwillen, die ihr Richard kaum zugetraut. Während sie ihm sonst ein wenig steif und trocken und, trotz ihres reichen Putzes und ihrer Vorliebe für Blumen, Schleifen und Bänder, wie eine gelehrte Frau im Styl Molière's erschienen war, ließ sie heute die Anmuth und Feinheit ihres Geistes im Regenbogenschimmer leuchten. Was ihm vorhin in den Aeußerungen Gretchen's über die Mar-

quise dunkel geblieben war, leuchtete ihm jetzt hell genug ein; wenn ein Wort, eine Handlung seine Liebe und Achtung für das junge Mädchen noch hätte vermehren können, so wäre es diese Entdeckung der Ursache ihres Bangens gewesen: in dem Hause einer verheiratheten Frau zu weilen, die in einem so ausgesprochenen und so unverhüllten Liebesverhältniß stand.

Reiner und überwältigender als durch alle Versicherungen und Schwüre beweist sich die Unschuld des Herzens durch das Unbewußte in uns; wir können seine Aeußerungen weder hervorrufen, noch hindern, und unabhängig von uns enthüllt es die Wurzel unseres Wesens.

Margarethens Köpfchen schwindelte. War ihr bei Richard's Liebeserklärung, als ihr Mund den seinen berührte, das entscheidende Ja gleichsam abgestohlen worden? Brachte ihr der Segen Voltaire's, wenn auch kein Heil von oben, so doch Sicherheit nach außen und Befriedigung des Gemüths?

Sie hätte es nicht zu sagen vermocht; Alles drehte sich wie im Tanz um sie, und sie flog mit in dem tollen Reigen, jubelnd, lachend, mit aufgelöstem Haar. Immer glaubte sie in eine bodenlose Tiefe stürzen zu müssen, und doch blieb sie oben. Kein Auge verwendete sie von der Marquise. Welch' eine Frau war das! Eine Vereinigung der seltsamsten Gegensätze in so bestechender Form! Was Margarethens kühnste Phan=

tasie je von dem Reichthum, der Unabhängigkeit, dem Wissen und der Macht einer Frau geträumt, wurde durch die Wirklichkeit übertroffen. Daß Reichthum, Jugend, Schönheit, Müßiggang und Liebe ein herrliches, vollendetes Ganze bilden, empfand Margarethe mit natürlichem Instinct, hier aber schien das Entgegengesetzte eingetreten zu sein. Eine hochgelehrte, arbeitsame Frau, unermüdlich in ihren Studien, mit verhängnißvollen Fältchen und Runzeln im Gesicht, die keine Kunst ganz verschwinden lassen kann, mit Sprüchen der Weisheit und Entsagung auf den Lippen und wilder Gluth im Herzen, am Arm eines jungen Mannes, dessen geziertes Wesen und schwärmerischer Augenaufschlag dem Bürgerkinde nun einmal gar nicht gefallen wollten!

Und dazu die Harmlosigkeit des Verkehrs zwischen Beiden! Wenn es zwischen ihr und Herrn Richard so gestanden hätte, würde sie sich lieber in den finstersten Winkel versteckt, als ihre Neigung so zur Schau getragen haben!

Jetzt durfte sich Margarethe noch frei und zwanglos bewegen, sie war nur im Scherz Rosenberg's Verlobte; und wer Voltaire erzählen hörte, daß sie im nächsten Jahre um diese Zeit auf der hartgefrorenen Weichsel, in kostbare Zobelpelze gehüllt, nur das Näschen aus der Umhüllung vorsichtig und winzig vorstreckend, in einem von Rennthieren gezogenen Schlitten

pfeilschnell dahinfahren würde, mußte die ganze Geschichte für ein Märchen halten, das in ausgelassene Tollheit umschlug, als er ihr im vollen Ernste rieth, ihren Vater und ihren früheren Bewerber dann nach Danzig einzuladen und sie auf dem bewußten Rennthierschlitten nach St. Petersburg zu schicken; dort würden Beide, zu ewigem Eise erstarrt, ankommen und von der Kaiserin Elisabeth als Thorwächter vor ihrem Palaste aufgestellt werden. Für so harte Herzen, schloß er, wie Andreas Güntzer und Anselme Prothée, kann es nur Eine Strafe geben: ewige Kälte und Erstarrung; Feuer wäre nicht im Stande, diesen Bösewichtern das Geringste anzuthun.

„Wenn nur diese Bösewichter Ihnen nichts anthun, mein Fräulein!“ sagte St. Lambert darauf, „noch sind Sie nicht gerettet am Strande der Ostsee. Als ich aus Lüneville abreiste, hieß es, daß sich Ihr Vater und Herr Prothée zu einer Reise nach Cirey anschickten. Dem König war die Angelegenheit in den schwärzesten Farben von dem Pater Gabriel dargestellt worden; er schien höchlich unzufrieden darüber, obwohl alle jungen Leute, auch ohne von Ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit zu wissen, für Sie Partei genommen hatten.“

„Und da wird geklagt, daß die Abenteuer in unseren Tagen seltener werden“, rief Voltaire, „daß die edlen Ritter und die irrenden Prinzessinnen ausgestorben seien! Hier ist in leibhaftiger Gestalt die

schönste, die unglücklichste Prinzessin, gegen die alle Heldinnen Ariosto's zu Waschweibern und Küchenmägden herabsinken — und was thut die ritterliche Jugend Lothringens? Aeltlichen Damen läuft sie — hm" und er zog einen langen Strich mit dem Messer über den Teller. „Warum, mein Herr von St. Lambert, sind Sie in Cirey? Sie studiren mit der Frau Marquise die Philosophie Newton's oder die Wesenheit des Weibes, und überlassen mir altem, gebrechlichen Manne die Vertheidigung der Unschuld! Wohl, ich und mein junger Freund, Herr Richard Rosenberg, wir allein werden dies unsterbliche Werk vollbringen; er wird sie heirathen, und ich . . ."

„Und Sie?" fragte die Marquise lachend.

„Ich, Madame, werde in Marguerite's Tochterarmen sterben und sie, zum Verdruß gewisser Leute, zu meiner Universalerbin einsetzen. Dem Himmel sei Dank, ich habe keine Frau und keine Kinder!"

„Welch' spaßhaftes Schauspiel, wenn die beiden Alten wirklich hieherkommen sollten", meinte St. Lambert. „Drei Männer, denn Sie müssen mir gestatten, Herr von Voltaire und Herr Richard Rosenberg, mich Ihnen in diesem Kampfe anzuschließen, das Wunderschloß Cirey und die schöne Verfolgte vertheidigend..."

„Mich haben Sie bei der Aufzählung der Vertheidiger dieses lieben Kindes vergessen, mich, und ich denke nicht die Letzte von Allen zu sein."

Und aufstehend schloß die Marquise Margarethe in ihre Arme.

„Nein, Frau Marquise", entgegnete hastig Richard, den der Wein, der Anblick der Geliebten und ein unbehagliches Gefühl über die Anmaßung St. Lambert's, den Beschützer Margarethens spielen zu wollen, hinrissen und aufstachelten, „ich werde Niemand das Recht gönnen, das Fräulein zu beschirmen, ich bin ihr natürlicher, ihr berechtigter Schutz."

„Unverbesserliches Volk der Männer!" entgegnete die Marquise. „Der zukünftige Gatte zeigt schon die Krallen und die Eifersucht."

„Holla!" kreischte Voltaire, „Ihr zerreißt mir das arme Lamm aus lauter Liebe und Freundschaft, ehe die Wölfe uns noch angegriffen haben. Her zu mir, Margarethe!"

„Aber, Herr von Voltaire", antwortete schmollend Margarethe, „das ist doch nicht der Ton, in dem die Herren mit den Damen reden sollten. Zunächst müßte ich doch befragt werden, wem ich folgen will..."

„Kinder haben keinen Willen!"

„Es ist hier wie in Luneville, immer soll ich gehorchen!" Und sie machte ein verdrießlich klagendes Gesicht.

„Kätzchen", drohte Voltaire, „Du willst nur, daß wir Dir den da geben!" und er deutete auf Richard. „Dreht sich denn von Ewigkeit zu Ewigkeit die ganze

Menschheit um die zwei Angelpunkte, Liebe und Hunger? Sind Wesen vorhanden, irgendwo in der Unendlichkeit, die weder essen, noch lieben? Helfen Sie mir doch suchen, Frau Marquise! Gibt es auf den Sternen, die Sie kennen, im Aether, der um den Mond leuchtend schwebt, im Ringe, der den Saturn umkreist, Geschöpfe ohne Bedürfniß und ohne Wunsch? Wie jämmerlich wäre das All, wenn der größte Philosoph darin in seinen Betrachtungen von einem vollen oder leeren Magen abhinge, und die erhabenste Frau stets in der Gefahr schwebte, an den Tressen und Schnüren eines Officierrockes aus den himmlischen Sphären in die gemeine Wirklichkeit herabgezogen zu werden! Traurig, höchst traurig, wenn die vollkommenste Philosophie, die Weisheit und die Gottheit nur außerhalb der Welt bestehen könnten!"

An seine Ausfälle war die Marquise schon gewöhnt und gerüstet, sie abzuschlagen:

„Und wenn es einen solchen Stern gäbe, was nützte er Ihnen? In dem ewig heitern Reich der reinen Philosophie würden die boshaften Kobolde und die satyrischen Dichter schwerlich einen Platz finden."

„Was", rief er mit funkelnden Augen, „kein Platz für die Dichter? Was wäret Ihr Alle ohne die Dichter? Staubgeborenes, staubverschlungenes Gewürm! Und Eure Welt? Ein elender, übelriechender Brei von Schmutz und Verwesung, von glühender Lava

und verfaultem Stroh, von Pest und Tod; eine Masse, die immer stirbt und sich immer neu gebiert und in dem einen wie in dem andern Falle gleich häßlich und ekelhaft ist! Alle Philosophen haben es nicht vermocht, ihr ein besseres Aussehen zu geben, und je weiter sie in dem Unrath nach dem Urgrund gegraben, desto giftigere Dämpfe sind aufgestiegen. Wir aber, wir Poeten, ob wir nun Homer, Virgil oder Voltaire heißen, was thun wir?"

„Ja, was thun Sie?" spöttelte die Marquise.

Mit einem wilden Sprunge erhob er sich: „Wir stecken den ganzen Misthaufen mit der Fackel unserer Verse in Brand! Die einzige Bestimmung, der letzte Zweck der Welt ist, in dieser feurigen Verklärung durch die Dichtkunst den Verständigen wie den Thoren ein wunderbares Schauspiel zu gewähren. Wenn die Flamme göttlich schön in die Höhe steigt, ahnt Niemand, welch' gräuliche Dinge in ihr verbrennen. Das Feuer ist rein, keusch und heilig; und erhebt sich je zuweilen ein bedenklich stinkender Qualm, rasch gießen wir aus goldenen Schalen den Weihrauch himmlischer Worte hinein. Schade, daß dieses Feuerwerk immer nur eine kurze Zeit dauert; nachher liegt der Weltbrei wieder so träge und widrig da, daß sein Anblick in gefühlvollen Herzen die Seekrankheit erregt, und noch Gefühlvollere dazu treibt, sich trotz ihres Alters zu verlieben oder aufzuhängen, beides soll im Grunde auf

dasselbe hinauskommen. Die Liebe, die Ihr so preist, ist nur ein dürftiges Ersatzmittel für die Poesie; auch sie verbrennt die Welt in ihrer Leidenschaft, allein — und hier liegt das Uebel — nur für Zwei, manchmal auch nur für Einen, der von dem Andern genasführt wird. Die Dichtkunst dagegen gibt ihr Feuerwerk für Alle zum Besten; ein Feuerwerk, das keine Schmerzen, keine Betrübniß und keine Leere im Geldbeutel der Zuschauer hinterläßt! Die Dichtkunst gleicht dem edelsten Getränke, welches die Götter Griechenlands nicht kannten, woraus ich schließe, daß ihr Dasein kläglicher und dürftiger war, als das der englischen Matrosen, die es becherweise trinken: den Punsch! Meine Kinder, dies Jahr neigt sich seinem Ende zu, und ich fürchte, daß wir im nächsten Jahre nicht wieder so zusammen sitzen werden. Der Wechsel beherrscht das Leben und vor Allem die Frauenzimmer. Ich bin krank, die Marquise ist leidend, St. Lambert kann als Officier in den nächsten Tagen todtgeschossen oder todtgestochen werden, ohne sich die Unsterblichkeit zu erwerben, und Danzig liegt weit von Cirey — meine Kinder! Noah schenkte seinen Söhnen den Weinstock, Voltaire ist großmüthiger als Noah; ich werde Euch einen englischen Punsch bereiten und Euch Verse vorlesen, die so viel werth sind als die Schlachten, die mein Freund Friedrich gewonnen."

Als er dies sagte, glaubte er ein Lächeln auf den

Lippen der Marquise zu bemerken, und rief ihr zornig zu: „Ihr könnt solche Verse nicht bezahlen und machen nun schon gar nicht."

Während er an den Glasschrank eilte, in dem die Maschinen aufbewahrt wurden, und ihn öffnete, machten ihm die Marquise und Gretchen auf einem Nebentische Platz. Mit der geheimnißvollen Geschäftigkeit und der düsteren Miene eines Hexenmeisters trug er eine Spirituslampe, deren blaue Flamme er unter Segenssprüchen ansteckte, einen blanken Kessel, Citronen, Zucker und eine Flasche herbei, die er unter wunderlichen Schwingungen entkorkte. Auf die Bitte der Marquise entfernte sich Margarethe, die dem Allen mit ungeheuchelter Verwunderung zugeschaut, als handle es sich in der That um ein Zauberwerk, mit dem Kessel nach der Küche — trotz wiederholtem Läuten wollte sich kein dienstbarer Geist sehen lassen — um ihn mit heißem Wasser zu füllen. Richard wäre ihr gern gefolgt, er mußte jedoch die Citronen zerschneiden und St. Lambert, damit, wie Voltaire sagte, Jeder einen Theil an der göttlichen Arbeit habe, den Zucker zerschlagen.

Als Margarethe mit dem gefüllten Kessel wiedergekommen war, sah sie in einer alterthümlichen Glasterrine die Mischung von Zucker, Citrone und Rum schon vollendet, und nachdem das Wasser auf der Spirituslampe eine Weile gekocht, goß Voltaire langsam und weihevoll es darauf.

„Nur fromme Hände“, sagte er, „dürfen ein solches Werk vollenden; im heiligen Schranke werden die Elemente verwahrt, aus deren chaotischem Ringen sich das schöne Ganze entwickelt; kein Sclave darf sie berühren. Nicht umsonst hat das freieste Volk der Erde den Punsch erfunden. Setzt Euch nieder, ich werde die Gläser füllen. Ein feierlicher Augenblick ist für das Schloß Cirey gekommen, vier Herzen haben sich gefunden, ich allein, der große Meister, bleibe ohne Liebe und ohne Freundschaft, einsam und verlassen in dem bläulichen Dunste, der aus dem geweihten Napfe dampft; dafür besitze ich das mächtige Zauberwort, das diese Welt entstehen läßt!“

Und ohne daß Einer von ihnen hätte sagen können, woher er es genommen, wie es in seine Hand gerathen, hielt er das schwarze Sammetkästchen mit den goldenen Arabesken und dem arabischen Spruche hoch empor.

„Voltaire!“ warnte vergebens die Marquise. „Geben Sie mir wenigstens meinen Ring daraus zurück!“

Er war schon im Rausch der Begeisterung und des Punsches.

„Gelobet zuvörderst ewiges Stillschweigen! Heiligere Worte werdet Ihr vernehmen, als sie jemals zu Eleusis von den Priesterinnen der Persephone gesprochen wurden: Worte der Weisheit, Worte der Götter! Helden- und Liebesabenteuer, Geister- und Diebesgeschichten . . .“

Ein gewaltiges Krachen, als ob die große Hofthür geöffnet und wieder zugeschlagen würde, dazwischen ein Splittern wie von Scheiben, die zerbrochen würden, Weibergeschrei und wüthendes Hundegebell erschütterten das Haus.

So stark und mächtig war der Gegensatz des wilden Getöses zu der bisherigen Stille, so eigenthümlich klang es in die letzte Rede Voltaire's hinein, als wollte die Geisterwelt oder die edle Zunft der Diebe und Räuber, die er herausgefordert, Rache dafür nehmen; erschrocken sprang die Gesellschaft auf. Margarethe schmiegte sich an die Marquise, die blaß und mit fliegendem Athem die Würde einer vornehmen Dame zu bewahren suchte; St. Lambert hatte seinen Degen gezogen, und Richard war an die Thür geeilt, um den Ersten, der es wagen würde, einzudringen, mit seiner Faust niederzuschlagen.

An Voltaire's Perrücke schienen sich die Haare einzeln zu sträuben; er warf das gefüllte Punschglas an die Erde: „Himmel und Hölle! Das sind die Häscher der Marquise von Pompadour! Diesmal haben sie den alten Fuchs überlistet!“

Hochauf schlug die Spiritusflamme und floß über; der blaue Lichtschein gab allen Gesichtern eine gespenstische Färbung.

Unten erschollen gedämpfte Männerstimmen wie

wie hadernd miteinander; darüber verdoppelte sich das Weibergekreisch und das Gebell des Hundes.

„Sitzt mein Kopf noch auf den Schultern?“ fragte Voltaire und griff nach seinem Halse.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke; er berührte mit dem Sammetkästchen seine Stirn.

„Noch ist nicht Alles verloren, noch nicht! Eine reine Jungfrau hat Frankreich gerettet, eine reine Jungfrau soll und wird auch mich retten; nimm Du dies Kästchen“ — er legte es in die Hände der zitternden Margarethe — „verbirg es wohl an Deinem keuschen Busen, oder noch besser in dem tugendhaften Schoß Deiner Kleidertasche, eine unsterbliche Lilie wird daraus emporblühen! Sie werden bei dieser blonden Schönheit nicht suchen, was sie bei Voltaire nicht gefunden haben!“

Die beiden jungen Männer hörten den Schluß seiner Rede nicht mehr; sie waren bei dem wachsenden Tumult aus der Galerie geeilt, die Ursache desselben zu erkunden.

Neuntes Capitel.

Zwei Stunden später schien die Ruhe im Schlosse wieder hergestellt zu sein, wenigstens war jeder laute Lärm verstummt; noch aber brannten in allen Zimmern nach der Gartenseite Lichter und Lampen, und wer zufällig dieses Weges gekommen und das noch um Mitternacht so hell erleuchtete Schloß gesehen, würde geglaubt haben, daß dort ein prächtiges Fest gefeiert würde, in Wahrheit jedoch waren die Bewohner mit dem ebenso räthselhaften als waghalsigen Einbruch und mit ihrer eigenen Furcht beschäftigt.

Erschöpft hatte sich die Marquise mit Margarethen, die fortan in ihrer Nähe schlafen sollte, in ihre Gemächer zurückgezogen. Das verhängnißvolle schwarze Kästchen, das stets, so oft es erschien, wie ein Zauberstab wirkend, Stürme, Unfälle und merkwürdige Ereignisse heraufbeschworen, war in Margarethens Händen geblieben. Voltaire hatte sich geweigert, es zurückzunehmen.

„So wie ich es anfasse, würde das Getöse von

Neuem losbrechen und die Erde sich öffnen, uns zu verschlingen. An Ihrer Brust wird alles Unheilige daraus entweichen, und rein und keusch wird es nach dem Rathschluß der Musen an einem heitern Tage wieder zu mir zurückkehren."

Jetzt hatte er sich mit Longchamp und Frau Mathurine in dem innersten Zimmer seiner Wohnung fest eingeschlossen, ängstlich hatte er vorher alle Gemächer zu beiden Seiten dieses Heiligthums untersucht und verriegelt, um sich vor jedem Lauscher zu sichern. In diese Beiden setzte er ein unbegrenztes Vertrauen, und seit sich Longchamp bei einigen Geldgeschäften als gewiegter und gewandter Mann bewiesen, trotz der Geckenhaftigkeit, die wie eine Larve seine besseren Eigenschaften verbarg und entstellte, meinte Voltaire in ihm einen Rathgeber und eine Stütze in allen Wechselfällen des Lebens gefunden zu haben.

Unten in der Küche und in der Halle wachte ein Theil der Dienerschaft, mit zwei ausgedienten Jagdflinten des Marquis du Châtelet bewaffnet, machten die beiden kräftigsten Burschen in Begleitung des Hundes die Runde im Garten.

Eben hatten sich Richard und St. Lambert in der Ueberzeugung, daß nichts mehr zu fürchten sei, wechselseitig „Gute Nacht!" gewünscht und Jeder sich nach dem für ihn bestimmten Zimmer begeben, Richard hinauf in seinen Thurm, der Marquis nach dem andern Flügel.

An Schlaf jedoch mochte für alle Anderen, nur nicht für Richard zu denken sein.

Wie fest auch Voltaire und die Marquise glaubten, daß der beabsichtigte Einbruch ihren Schriften und Schätzen gegolten, er wußte es besser: nicht auf einen Diebstahl, auf die Entführung Margarethens hatten es die Räuber abgesehen, René von Vaudemont hatte die günstige Gelegenheit des Hochzeitsfestes, das die gesammte Dienerschaft aus dem Schlosse entfernt, benutzen wollen, um seinen langgehegten frechen Plan zu vollführen und sich des jungen Mädchens zu bemächtigen; genau war er von Allem unterrichtet gewesen, wo Margarethens Gemach lag, von welcher Seite man sich ihm am leichtesten nähern konnte. Die Diener des Polizei-Lieutenants von Paris und die Gerechtigkeit des Königs würden wohl von der Fahrstraße und dem Dorfe her vor das Schloß gerückt sein und hätten nicht des Einbruchs bedurft, um sich Eingang zu verschaffen. Vaudemont aber und seine Genossen hatten gewußt, daß die Thore nach dieser Seite hin gut verwahrt, verschlossen und von einem Hunde bewacht seien, sie waren deshalb vom Flusse her über die kleine Mauer des Gartens gestiegen und hatten sich durch die Baumgänge, an der Hecke entlang, unbemerkt zu dem Thurme geschlichen, in dessen Erdgeschoß, in dem lauschigen Winkel nach dem kleinen Flügel des Schlosses zu, Margarethe wohnte. Wäre das junge Mädchen

nicht oben in der Galerie gewesen — ein Zufall, von dem die Einbrecher weder Ahnung, noch Kunde gehabt — so würde sie in ihrem Bette im ersten Schlummer überfallen und fortgeführt worden sein.

Als bei dem Geschrei der alten halbtauben Magd, die allein in der Küche zurückgeblieben und am Herd bei glimmendem Kohlenfeuer über ihrem Spinnrocken eingenickt war, bei dem Geheul des Hundes, der wie rasend an die zur Halle führende Thür hinansprang, St. Lambert und Richard aus der Galerie hinabgeeilt waren, hatte es der Zufall oder die größere Gewandtheit des Officiers so gefügt, daß der Marquis den Vorsprung gewann, und während Richard in die Küche gerieth und schnell einen Kienspan anzündete, um in der Dunkelheit die Gegner sehen zu können, war St. Lambert auf den Schauplatz des Einbruchs selbst gelangt.

Nach zwei Minuten erreichte ihn Richard wieder. Durch das offene Fenster fiel von dem sternenbedeckten Himmel ein schwacher Lichtschimmer in das Gemach.

„Begreife, wer es kann“, rief ihm St. Lambert entgegen, „wenn es Diebe waren, die uns störten, was haben sie hier zu finden gehofft?“

An dem aufgerissenen Fenster waren mehrere Scheiben eingedrückt, und da Margarethe vergessen, die Laden zu schließen, hatten die Frevler leichte Arbeit gehabt. Eine Blendlaterne, die sie bei ihrer Flucht zurückge-

lassen, stand noch am Boden; vermuthlich weil sie die Beute, die sie suchten, nicht fanden, hatten sie die Seitenkammern durchstürmt und unvorsichtig die Thür nach der Küche aufgerissen. Der Lärm hatte die Alte und den Hund aufgescheucht, der Wind, der sausend durch das offene Fenster fuhr, die Thüren zugeworfen... Und wie nun Richard und St. Lambert noch rathlos zusammenstanden, ungewiß, ob sie die Diebe durch den Garten verfolgen oder im Schlosse bleiben sollten, war Longchamp mit dem Koch und dem kleinen Jacques vom Feste her zurückgekehrt, in athemlosem Lauf, von Gewissensbissen wegen seiner Nachlässigkeit und seines langen Ausbleibens getrieben.

So weit war Alles klar und natürlich; für die Streiche und Unthaten von Räubern, Dieben und Strolchen ließ sich nach St. Lambert's Meinung kein vollkommen ausreichender Grund angeben. Vielleicht waren sie gerade in dies Zimmer eingebrochen, weil es ihnen am zugänglichsten lag; auch Voltaire konnte Recht haben, daß sie von hier aus sich in seine Gemächer hätten schleichen wollen, um ihn zu berauben; irgend ein Schurke, behauptete er überdies, hätte ihnen verrathen, daß er zu dieser Zeit in der Galerie beim Punschglase säße.

Richard indessen, der unablässig in seinem Zimmer auf- und niederging, wiederholte sich: Sie wollten Margarethe entführen!

Das unfehlbarste Mittel, den Verwicklungen ihres Geschickes und der Unruhe seines Herzens ein Ende zu machen, war, daß er sie heirathete und mit sich nach Danzig führte; dort hatte sie nichts von Jesuiten und unbarmherzigen Vätern, von Advocaten und ritterlichen Strauchdieben zu fürchten. Aber seine Gewissenhaftigkeit und die Grundsätze, in denen er erzogen, ließen einen solchen entscheidenden Schritt nicht ohne Weiteres zu. Ja, wenn es sich nur um ihn und Gretchen gehandelt hätte! Hier jedoch kam der Friede, die Eintracht, das Glück seiner ganzen Familie mit in Frage; selten wird einer Braut, die ohne Wissen und Willen der Aeltern in ein Haus eintritt, eine ehrenvolle Stelle, ein heiteres Loos darin zu Theil. War Richard auch entschlossen, sich durch den Einspruch keines Menschen in seiner Liebe zu Gretchen hindern zu lassen, so entband ihn doch diese Leidenschaft nicht von der Pflicht eines gehorsamen Sohnes. Dem Vater, der ihm stets ein unbeschränktes Vertrauen bewiesen; der Mutter, die ihn mit sorgender Zärtlichkeit umfangen, und deren Gedanken sich wohl oft in diesen Tagen des heiligen Festes mit banger Liebe ihm zugewendet, mußte er die Begebenheiten, in die ihn das Geschick verstrickt, die ganze Wendung seines Lebens mittheilen, ihnen die Geliebte schildern — wenn es möglich war, diesen vom Himmel herabgestiegenen Seraph zu schildern! — und ihren Segen erflehen. So

sicherte er der Gattin im Voraus den liebevollsten Empfang in dem Hause, das sie in Zukunft als Herrin verehren sollte. Schon morgen wollte er den Aeltern schreiben; selbst wenn er die mancherlei Unfälle in Betracht zog, welche Briefe von Luneville nach Danzig hin und her in einer solchen Entfernung zu laufen pflegten, konnte das Segenswort der Mutter und des Vaters noch zu der feierlich ernsten Stunde eintreffen, wo der Prediger seine und Gretchens Hände zusammenfügte.

Die Kerzen auf dem Tische vor ihm waren fast niedergebrannt, er zog die Uhr: die erste Stunde der Nacht war vorüber. Trotz seiner körperlichen Ermüdung aber fühlte er an dem Schlage seines Herzens, daß er im Bette nicht einschlafen würde und setzte sich, den Kopf auf den Arm gestützt, in seine Reisedecke sich hüllend, auf das breite Himmelbett.

In der Stille, die nur in langen Zwischenräumen von den gegenseitigen Rufen der Wächter im Parke unterbrochen wurde, machten sich die geheimnißvollen Kräfte der Seele und der Phantasie mit doppelter Gewalt geltend. Deutlicher in ihrem Zusammenhange stellten sich ihm die Vorfälle der jüngst verflossenen Stunden dar; ihm fiel ein, was er vorhin nicht beachtet, daß in St. Lambert's Gesicht, als er mit dem flammenden Kienspan in Gretchen's Zimmer getreten war, ein eigenthümlicher Ausdruck bestürzter Verwun-

derung gestanden, daß etwas wie ein Name leise auf seinen Lippen geschwebt hätte. Kein Zweifel, sagte sich jetzt Richard, er hatte Vaudemont erkannt, darum wollte er auch nicht, daß ich die Einbrecher verfolgte; diese Edelleute halten Alle unter einander gegen das Gesetz und den Bürgerstand zusammen und können ihre Wolfsnatur nicht verleugnen. Entsprang die an Tollheit streifende Frechheit Vaudemont's nicht aus ähnlichen Anschauungen, daß der Edelmann sich Alles ungestraft erlauben dürfe? Sprach er nicht mit diesem Einbruch, mit seiner Absicht, sich eines unbescholtenen Mädchens zu bemächtigen, jedem Gesetze Hohn? Oder trieb ihn der Wahnsinn der Leidenschaft zu solchen Thaten?

In ein Labyrinth von Vermuthungen und Grübeleien war Richard versunken, als er aufgeschreckt zusammenfuhr und schlaftrunken die Augen öffnete, ein eisiger Wind war über sein Gesicht gefahren; in der Thür, die sich jetzt ebenso geräuschlos schloß, als sie geöffnet worden war, stand im schwachen Dämmerlicht eine abenteuerliche hagere Gestalt, eine Nachtmütze auf dem Haupte, die mit ihrem herabfallenden weißen Zipfel fast das ganze Gesicht bedeckte, in einem bis auf die Knöchel reichenden faltigen Gewande von gelbem mit schwarzen Blumen durchwirkten Brocat, das in der Mitte durch schwarze Schnüre mit langen Quasten zusammengehalten wurde, in der linken Hand ein Licht,

das bei der Oeffnung der Thür vom Winde ausgelöscht worden, in der rechten, die sich lang und knöchern aus dem bauschigen Aermel des Kleides hervorstreckte, einen blanken Degen.

Schreckhaft war Richard nicht, und an Gespenster glaubte er nicht; sollte diese wunderliche Erscheinung in feindlicher Absicht zu ihm gekommen sein, so genügte ein Blick auf sie, um ihm die Gewißheit zu geben, daß er trotz ihres Degens bei einem Kampfe mühelos den Sieg erringen würde. Mit einem Sprunge war er auf beiden Füßen und richtete sich mit dem Rufe: „Wer ist da?“ in die Höhe.

„Sachte“, ließ sich die Gestalt vernehmen, „ich beschwöre Sie bei dem Frieden der Nacht, erwecken Sie die Schläfer in diesem Hause nicht, sonst ist alle meine Mühe verloren.“

„Herr von Voltaire! Um diese Stunde, in diesem Aufzug!“

„Nicht wahr? Ich sehe aus wie der Schatten des Ninus. Nennen Sie mich nicht mehr Voltaire, sagen Sie — der Unglückliche!“

„Hat sich ein neues Schrecknis ereignet?“ fragte Richard. „Ich versichere Sie, dieser Einbruch galt nicht Ihnen.“

„Ach, was weiß ein solcher nordischer Bär — verzeihen Sie mir, dies ist keine Grobheit, sondern eine Schmeichelei — was können Sie Unschuldiger von den

Listen, Tücken und Ränken der Französinnen wissen?" antwortete Voltaire. „Noch dazu, wenn sie Marquisen sind!"

„Aber Sie frieren und zittern vor Kälte an allen Gliedern..."

„Meine drei Zähne klappern im Frost der Unterwelt. Wehe, ich bin ein todter Mann!"

Widerstandslos ließ er sich von Richard, der ernstlich besorgt zu werden anfing, das Licht und den Degen abnehmen, zu dem Bette geleiten und sich die Knie und Beine in die Bärendecke einwickeln. Indeß er leise vor sich hin von den beiden Marquisen, der Bastille, von Räubern und Dieben phantasirte, fachte Richard im Kamin mit den dürftigen Resten des vorhandenen Holzes ein kleines Feuer an.

Als die Flamme aufschlug, ging es wie ein leuchtender Strahl der Freude und des Lebens über Voltaire's Gesicht; er warf den Zipfel seiner Nachtmütze nach hinten zurück und rieb sich vergnügt die Hände.

„Feuer", sagte er, „Feuer! Sowie ich es sehe, bin ich ein Anderer. Das ist mein Element, ich komme doch geradewegs aus der Hölle und bin ein richtiger Urenkel der Großmutter des Teufels!"

„Warum haben Sie aber Ihr Lager verlassen?" fragte Richard und setzte sich neben ihn.

„Mein Lager verlassen? Ich hatte es noch gar nicht bestiegen. In dieser traurigsten Nacht habe ich

meine Vorkehrungen für den äußersten Fall getroffen und mich vorbereitet, wie Sokrates mit Anstand den Giftbecher zu leeren. Unter tausend sichtbaren und unsichtbaren Gefahren bin ich dann zu Ihnen gegangen, der Seele, die mir von allen im Hause die treueste ist."

„Herr von Voltaire, über dies Lob würde sich die Frau Marquise beklagen dürfen!"

„Emilie!"

Er brach in ein heiseres Gelächter aus und würde die Decke von sich geschleudert haben, wenn sie Richard nicht mit Gewalt um ihn festgehalten hätte.

„Armer Jüngling! Auch du, Brutus, erlagest ihren Gaukelkünsten? Eine schreckliche Enttäuschung steht Ihnen bevor, wenn ich jetzt den Schleier von dieser Isis reißen werde. Isis", wiederholte er, „das ist eine gute Bezeichnung für diese alberne Naturphilosophin! Philosophie der Natur! Erhabener Newton, erbarme dich ihrer! Sie wird nächstens die Natur des Weibes an sich erfahren."

Um dem Gespräch, das ihm peinlich wurde, eine andere Wendung zu geben, sagte Richard: „Bei diesem nächtlichen Spuk, der uns Alle so sehr und im Grunde doch so lächerlich in Aufregung versetzte, bin ich der Beklagenswertheste; ich bin um Ihren Punsch und um Ihre Verse gekommen."

Statt es zu beruhigen, regte er aber damit das gereizte Gemüth Voltaire's noch heftiger auf.

„Was Verse! Ich habe seit einem halben Jahr keine Verse gemacht und werde nie wieder welche machen; ich schreibe nur noch Prosa, die paßt besser für meine Jahre. Und nun gar Verse vorlesen, Verse, in denen verehrungswürdige, erlauchte Persönlichkeiten, Persönlichkeiten, die dem Tisch und dem Bett unseres Königs nahestehen, verspottet werden; haben Sie solche Verse je von mir gehört? Wie verachte ich diese Reimschmiede, diese Dichter! Sie sind der Auswurf der Literatur und die Affen Apollo's!"

„Mit den Versen war es also nichts, aber Ihren Punsch hätten Sie mir doch zu kosten erlaubt?"

„Den Punsch!"

Mit einem Stoß schleuderte er die Decke von sich fort und sprang auf.

„Schändlich! Niederträchtig! Nicht wir, Longchamp hat ihn getrunken, Longchamp und Mathurine! Darum leuchteten ihre Augen von himmlischem Feuer, als ich vorher mit ihnen sprach; darum waren sie so klug und beredt wie Bileam's Eselin und der alte König Nestor. Mein Punsch, durch welch' unsaubere Kehlen bist du geflossen! Niemals mehr werde ich einen besseren brauen!"

Und traurig gebückt, als ob ihn ein schwerer Unglücksfall getroffen, setzte er sich seufzend wieder auf

das Bett und schlug die Decke um seine mageren Glieder.

„Das Feuer droht auszugehen", sagte er kleinlaut nach einer Weile, „das Holz ist so theuer! Ehe die Flammen erlöschen, wollen wir vernünftig mit einander reden."

„Wenn ich dazu beitragen kann, bin ich gern bereit."

„Ich muß endlich einmal mein ganzes Herz ausschütten und meiner Galle Luft machen! Zu viel stürmt auf mich ein, von allen Seiten drohen mir Feinde, offene und heimliche, jede Stütze bricht unter mir zusammen. Selbst zu Ihnen wagte ich mich nur in der Nacht, wie Nicodemus zu dem Rabbi von Nazareth, bei Tage würden uns überall in diesem Schlosse Lauscher umschleichen und umlauern; nicht nur die Wände haben Ohren, auch die Lüfte und die Sonnenstrahlen sind von meinen Feinden bestochen."

Richard, der diese Aeußerungen für die Wirkungen des eben erlebten, noch nicht im Geiste überwundenen Schreckens hielt, entgegnete, um ihn zu besänftigen: „Herr von Voltaire, ich muß mich einer Unterlassungssünde anklagen. Schon vor zwei Tagen hatte ich den Mann entdeckt, der den Einbruch verübt hat. Er ist nicht Ihrer Briefschaften, sondern des Fräuleins Marguerite wegen aus Luneville hierher gekommen und hat als Bauer verkleidet bei dem Corporal Le Grand gewohnt; er hat sich mir, als ich

ihn dort traf, als einen Marquis von Vaudemont vorgestellt."

Aber wie hätte eine solche Aufklärung das tief-eingewurzelte Mißtrauen Voltaire's erschüttern können, umsoweniger, da sie ihm nicht unerwartet kam!

„Aehnliches", antwortete er, „hat mir Longchamp vorhin erzählt. Möglich, daß dieser Vaudemont sein begehrliches Auge auch auf Marguerite geworfen hat, was begehrte ein Tagedieb, ein Schuldenmacher, ein Raufbold, ein Edelmann von mittelalterlichem Schlage, ein Nachkomme des alten Räuberhauptmanns Chlodwig, der da glaubt, daß er mit Sporen an den Füßen, wie die Tiger mit Krallen, und wir Anderen mit Sätteln auf dem Rücken geboren seien, was begehrte der nicht! Dennoch würden ihm meine Schriften und mein Vermögen angenehmer sein, als alle Mädchen dieser Welt. Sie verstehen doch auch zu rechnen, hören Sie! Die Frau Marquise von Pompadour, eine der schönsten, klügsten und tugendhaftesten Damen in diesem Reich, die ich vergöttere, hat es sich in den Kopf gesetzt, daß hier in Cirey irgendwo zwölf Verse stecken, von denen sie jeden mit tausend Livres bezahlen will. Zwölftausend Livres für zwölf Verse von Voltaire's Hand! Da würde ich gern zum Diebe an mir selbst werden und die Verse stehlen, wenn ich nur wüßte, wo sie wären."

So hartnäckig, wie Voltaire sich weigerte, in dem

Einbruch einen nur gegen Margarethe gerichteten verwegenen Streich zu sehen, bestand Richard auf seiner Meinung.

Die Eifersucht that das Ihrige.

„Kennen Sie diesen Marquis von Vaudemont?“ fragte er.

„Ich habe zu viel von ihm gehört, um nach seiner näheren Bekanntschaft lüstern zu sein. Die Familie hat große Güter in Lothringen und in der Champagne, aber sie sind noch nicht im Besitze des jungen Mannes; ein alter Oheim, der keine Anstalten macht, nach dem Wunsche seines Neffen zu sterben, ist ihr alleiniger Herr. Ohne Geld und mit unzähligen Wünschen, in schlechter Gesellschaft, von Wucherern ausgebeutet, ist René von Vaudemont von Stufe zu Stufe gesunken, hoffentlich endet er noch als Straßenräuber. Ob er indessen um des Mädchens oder um meiner Verse willen dem Schloß Cirey einen nächtlichen Besuch abgestattet hat, ich werde unter allen Umständen gut thun, Beide an einen sicheren Ort zu bringen.“

„Sie wollten Fräulein Marguerite fortschicken?“

„Um sie Ihnen zu erhalten. Wer ein Weib aufnimmt, nimmt sich die Unruhe in's Haus. Sie geht fort, dies ist beschlossene Sache, und habe ich einmal meinen Willen ausgesprochen, wird mich Niemand zum Rückzug zwingen.“

Dabei funkelten seine Augen und schienen unge-

duldig den Degen zu suchen, den Richard ihm abgenommen.

„Ich gebe schon nach, Herr von Voltaire, und bescheide mich, nur den Ort nennen Sie mir, wohin Sie das Fräulein schicken wollen."

„Wir Alle werden ihr morgen feierlich nach Vassy das Geleit geben; dort wird sie mit Frau Mathurine und Longchamp, mit einer Dueña und einem Grazioso, wie die spanischen Damen, die königliche Post besteigen und nach Westen fahren, immer der Sonne nach. Wenn es an der Zeit ist, werde ich Ihnen sagen, wo sie geblieben, und sollten Sie ihr dann nachreisen, ist es nicht meine Schuld. Ich kann vor allen Königen und Jesuiten der Welt meine Hände in Unschuld waschen und mit dem Spanier sagen: Das schwerste Ding auf Erden ist ein Weib zu hüten."

Vielerlei Einwendungen hätte Richard's Liebe gegen diesen Plan, der zuletzt doch auf eine längere Trennung zwischen ihm und Margarethen hinauslief, einzuwenden gehabt, aber er fühlte, daß jeder Widerstand gegen Voltaire's Willen unnütz sein und den argwöhnischen Mann noch mehr erbittern würde.

Schlimme Erfahrungen hatten in Voltaire's Seele Mißtrauen und Furcht erzeugt: zwei Dämonen, die niemals einschlafen wollten, die, von dem kleinsten Vorfall geweckt, sich mit wildem Geheul erhoben und seinen sonst so nüchternen und klaren Verstand wie

scheu gewordene Rosse unaufhaltsam mit sich fortrissen. Eine zweimalige längere Haft in der Bastille hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtniß gegraben; in seinem Alter, bei seiner Kränklichkeit noch einmal in dies Gefängniß zurückkehren zu müssen, erschien ihm als der Uebel größtes, entsetzlicher als der Tod. Sollte jemals die Marquise von Pompadour jene Verse im zweiten Gesange der Pucelle lesen — welche Bestrafung des verwegenen Dichters würde ihrer Rachsucht genügen! Und diesmal hätte sie ihre Rache so leicht hinter dem Gesetz verbergen können. Traf das Schwert des Gesetzes nicht mit Recht einen Mann, der dem Vater die eigene Tochter vorenthielt, der sie vielleicht aus dem väterlichen Hause hatte entführen lassen? Der sie in ihrem Trotz und Widerstand gegen göttliches und menschliches Gebot unterstützte? Der Wunsch, sich des Mädchens zu entledigen und, indem er sie ihren Verfolgern entrückte, zugleich für seine und ihre Sicherheit zu sorgen, war zu natürlich, als daß Richard nicht billig denkend sich ihm gefügt hätte, wie schwer auch sein Herz darunter leiden mochte.

„Ich widerspreche nicht“, sagte er. „Sie werden wie in Allem, so auch in diesem Punkt das Richtige getroffen haben, Herr von Voltaire. Nicht mein Glück und meine Zufriedenheit, die Hauptsache ist, daß Marguerite vor der Frechheit Vaudemont's und der Grausamkeit ihres Vaters gerettet wird!“

„Uneigennütziger junger Mann!“ schloß ihn Voltaire gerührt in seine Arme. „Damit Niemand sie heirathet als Herr Richard Rosenberg, der reichste Kaufmannssohn aus Danzig! Wie edel erscheint der Mensch, wenn er sich fremdem Glücke opfert!“

„Wird aber auch“, fragte Richard, dessen Unlust sich nicht so leicht unterdrücken ließ, „das Geheimniß ihres Aufenthalts bewahrt bleiben?“

„Außer den Zweien, die mit ihr gehen, kennt ihn Niemand, als diese verschwiegene Brust“, und er schlug an die seine.

„Und die Frau Marquise!“ setzte Richard lächelnd hinzu.

„Daß ich ein Narr wäre, daß ich mein Geheimniß einer solchen Verrätherin preisgäbe!“ brauste Voltaire auf. „Alle Weiber sind geborene Schwätzerinnen, und nun gar die verliebten! So lange sie jung sind, schwatzen sie uns von der Schönheit der Natur und ihren bunten Kleidern vor; wenn sie aber alt geworden sind, womit sollen sie ihre neuen jungen Liebhaber unterhalten, als mit boshaften Stachelreden über die früheren? Ein altes Weib ist unerschöpflich in der Schilderung ihrer Siege und der Sclaven, die ihren Wagen gezogen haben“, fuhr Voltaire fort; „über ihre Triumphe soll man ihre Jahre vergessen. Cäsar trug einen Lorbeer, um seinen Kahlkopf zu verstecken: so bekränzt sich eine alternde Schöne mit den Blumen

ihrer Eroberungen, um die Gimpel glauben zu machen, daß unter so vielen Blüthen sich ewige Jugend und Schönheit verhülle, aber, in's Ohr, Herr Richard, es sind dreiundvierzig Jahre, wohlgezählte dreiundvierzig Jahre!"

Für einen jungen Mann, und noch obendrein für Richard, der als Gast seinem Wirthe Rücksichten schuldete, war es schwer, den ungestümen Redestrom Voltaire's zu unterbrechen; zugleich aber that es ihm weh, solche Reden über eine Dame mit anhören zu müssen, die sich ihm, was auch ihre Schwächen sein mochten, stets voll Klugheit, Huld und Anmuth gezeigt hatte.

„Auch die Freundschaft", sagte er darum, „ist, wie ich merke, eifersüchtig, und welche Freundschaft hätte eine größere Berechtigung dazu, als die Voltaire's? Sie nehmen Anstoß an der schwesterlichen Neigung der Frau Marquise zu..."

„Schwesterlich!" höhnte Voltaire. „Warum nicht? Schwesterlich im mythologischen Sinne, im Olymp, wo Jupiter seine Schwester Juno zur Frau hatte! Blöder junger Deutscher, beeilen Sie sich, mit Ihrer geretteten Marguerite nach Ihrer nordischen Heimath zurückzukehren, sonst dürfte Ihnen hier von den Frauen noch übel mitgespielt werden! Die Marquise und St. Lambert in geschwisterlicher Zärtlichkeit! Aber ich kam ja hieher, Ihnen diese Isis zu entschleiern. Sie war nicht immer die tiefsinnige Philosophin, die göttliche

Emilie, auch sie war im Liebesland Arkadien gewesen; als wir uns jedoch kennen lernten, schien sie von den Leidenschaften gesättigt und zurückgekommen von den Irrungen und der Eitelkeit des Genusses. Jahrelang haben wir glücklich mit einander gelebt. Was wäre diese Frau ohne mich? Ich habe sie unsterblich gemacht, denn, unter uns, ihre Philosophie und ihre Studien sind Firlefanz und eitel Spreu, meine Verse dagegen werden bewundert werden, so lange die Welt steht. Wenn man nach Jahrhunderten in noch unentdeckten Ländern einer geistreichen Frau eine Schmeichelei wird sagen wollen, wird man wiederholen, daß sie mit der Schönheit Lesbia's die Anmuth Ninon's und die Seele Plato's verbände, wird man sie einen Adler in einem Käfig von Gaze nennen: Alles Dinge, die ich erfunden. O, die Nachwelt würde den Schwung meiner Phantasie noch mehr anstaunen, wenn sie die in ihrer Nacktheit etwas dürftige Wirklichkeit gesehen, die ich mit diesem Schleier verherrlicht! Meine Freundschaft hat sie behütet, gepflegt, mit liebender Sorge umgeben, aufopfernd, wandellos; mit meinem Gelde habe ich dieses Schloß und diesen Garten aus Ruinen und Wüsteneien geschaffen; einen Proceß, der zwei Menschenalter währte, habe ich für sie zu Ende geführt und gewonnen. Aus Freundschaft zu ihr sitze ich in dieser entlegenen Provinz, maulwurfsartig verborgen, und könnte doch in dem herrlichen Schlosse zu Sanssouci

eine erste Geige spielen und schönen Prinzessinnen huldigen; mir stände die Welt offen, ihr zuliebe habe ich Allem entsagt und bin zu einem Einsiedler geworden. Bedauern Sie, beweinen Sie mich! Schnöde weise ich die Einladungen und die Pension, Titel und Orden eines großen Königs zurück, um bei diesem treulosen Weibe traurige Tage dahinzuspinnen. Ja, treulos!"

Und er richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf.

„Dieser geschniegelte, gebiegelte St. Lambert, dessen Brust wie seine Verse ein Schnürleib trägt, hat mich aus ihrem wetterwendischen Herzen verdrängt. Jahrelang kannten sich Beide schon und mochten sich nicht ausstehen, was natürlich war, da er ein eitles Weib und sie ein eitler Mann ist. In diesem Herbste, in Luneville hat die Leidenschaft Beide wie ein plötzlicher Wahnsinn ergriffen; ach, die Höfe, die Höfe! Sie verderben die Besten! Längst verfolgte sie ihn mit ihren schmachtenden schielen Blicken, es regnete Stelldicheins und Liebesbriefe; eine Weile widerstand er, eine Schöne über vierzig Jahre, mehr Knochen als Fleisch, ist ein harter Bissen! Auch hoffte der Geck damals noch, die Liebe der Marquise von Boufflers zu erringen, als ihn aber diese kluge Dame mit kühler Verneigung verabschiedete, stürzte er sich blindlings aus Liebeskummer in die Arme der Potiphar. Arm in Arm wandelt er mit ihr durch die stillen Gänge des Gartens, er pflückt

die Rosen, die einst mir blühten; ruhig, mein Herz“ — und sein hageres Gesicht nahm in dem fahlen Schein der einzigen noch brennenden Kerze einen so gespensterhaft grausigen und vernichtenden Ausdruck an, daß der gutmüthige Richard davor zurückfuhr — „diese Rosen sind seitdem nicht frischer und duftender geworden, Du küssest nur gemalte Rosen, schändlicher St. Lambert! Und diese Liebe wird ein Denkmal ihrer Lächerlichkeit hinterlassen, noch dazu ein lallendes! Ja, mein junger Freund, ein Kind, das St. Lambert auf seinen väterlichen Knien schaukeln kann!“

Wie gut traf es sich, daß fast vollkommene Dunkelheit in dem Gemache herrschte! Der schüchterne Richard wußte nicht, wohin er seine Blicke wenden, wie er sein Erröthen verbergen sollte.

„Ein Kind!“ wiederholte er langsam, wie Einer, der den Anderen nicht verstanden hat oder nicht verstehen will.

„Ein Kind! Weiß die deutsche Sittsamkeit nicht, wie sie dies problematische Wesen in die Weltordnung einfügen soll? Ohne Sorge, mein Herr Moralphilosoph, setzen wir es getrost dahin, wo es hin gehört: unter die vermischten Werke der Frau Marquise du Châtelet!“

„Es ist nicht schön, eine unglückliche Frau zu verhöhnen“, sagte mit scharfer Betonung Richard, der

trotz seiner Verehrung für Voltaire seinen Unwillen über solchen Spott nicht zurückhalten konnte.

War es die Veränderung in dem Klange der Stimme des jungen Mannes, die Voltaire daran erinnerte, daß er zu weit gegangen, oder, was wahrscheinlicher war, schlug seine eigene Stimmung in ihr Gegentheil um, mit unterdrücktem Schluchzen rief er:

„Ja wohl, ja wohl, eine unglückliche Frau! Dreiundvierzig Jahre und ein Kind! Es wird ihr Tod sein! Bald werde ich allein auf Erden stehen und eine zärtliche Freundin verloren haben; eine Geliebte ist so leicht zu ersetzen, aber nie eine Freundin! Fluch sei der Liebe jetzt und immerdar! Fluch ihr, die heute wie die Sirene singt und morgen als Furie ihr Schlangenhaar schüttelt! Ich bin stets ein schlechter Liebhaber gewesen und habe mich selten mit sterblichen Weibern gemein gemacht, ich liebe die unsterblichen Göttinnen, die Kunst und die Ehre! Dafür wird kein Weib über mich zu weinen haben und keine Waise an meinem Grabe stehen! Ein Kind, es wird sie tödten! Weine, unglückliche Emilie, weine über diesen windigen St. Lambert!“

So klagte er händeringend noch eine Weile, und bei dem beständigen Schütteln seines Kopfes drohte ihm die Nachtmütze herabzufallen; ärgerlich zog er sie über das ganze Gesicht und saß so in hockender Stel-

lung verhüllt wie die Klageweiber da, die im alten Rom die Todten beweinten.

Sprachlos und starr hatte Richard, der ihm gegenüber am Tische saß, den Kopf auf beide Hände gestützt, ebenfalls das Aussehen eines Tieftraurigen und schmerzlich Bewegten; für ihn überwog das Tragische in dem Verhältniß der Marquise zu St. Lambert weit das Lächerliche.

Wie wird dies enden? dachte er.

Durfte er Gretchen noch länger an der Seite dieser Frau lassen? Wie viel die Marquise aber auch von dem Glorienschein eingebüßt hatte, in dessen Schimmer sie bisher vor seiner Seele gestanden, ein unbezwingliches Mitleid mit ihr und der Unzulänglichkeit dieser Welt bewegte sein Herz.

Als er wieder aufblickte, hatte sich Voltaire von dem Rand des Bettes erhoben: „Gute Nacht, mein junger Freund", sagte er mit einer Grabesstimme, „mein Schmerz hat sich erleichtert, Sie wissen nun Alles, beklagen Sie mich, bedauern Sie Emilie! Das ist das klägliche Loos der Menschlichkeit! Diese Frau wollte sich vor ihrem ganzen Geschlechte als Musterbild aufstellen und strebte kühnen Geistes aus den Kreisen heraus, welche die Natur und die Sitte den Frauen gezogen haben; sie wollte es den Männern nicht nur gleichthun, sondern uns übertreffen; sie war weise wie Locke, beredt wie Fenelon, und würde, wäre es nöthig

gewesen, sich durch ihren Fleiß ihr Leben verdient haben wie ein Holzhauer. Sie haßte die Knechtschaft des Weibes und die Herrschaft der Männer, sie hoffte der Welt zu beweisen, daß die Frauen dasselbe und noch mehr vollbringen können, als wir. Tausend Frauen wie sie, und es würde sich eine Art Zwischenreich und Zwittergeschlecht zwischen Adam und Eva gebildet haben — da mußte dieser St. Lambert erscheinen, und Eva biß wieder in den Apfel. Wieder, wie seit tausend Jahren, fand sie ihr Vergnügen darin, die Sklavin und das Spielzeug eines Mannes zu sein, und nicht die Auferstehung des verlorenen Paradieses, nur die Auferstehung des Fleisches wurde gefeiert. Mit einem gewaltigen Ruck rückte die Natur Alles wieder an die richtige Stelle und in's Gleiche; schade nur, daß die Philosophie und die Weltbefreiung, die Moral und das Weib der Zukunft dabei in die Brüche geriethen! Ach, diese Erde ist nicht für die Vollkommenheit eingerichtet, wir büßen Alle, daß wir Menschen sind!"

So sprechend, hatte er sich seine Zipfelmütze wieder zurechtgesetzt, hüllte sich dichter in seinen Schlafrock, nahm seinen Degen wieder in die rechte und das Licht in die zitternde linke Hand und schlich leise wimmernd auf den Zehen nach der Thür.

Langsam folgte ihm Richard.

Auf der Schwelle blickte sich Voltaire nach ihm um und rief mit gellendem Gelächter:

„Bin ich nicht ein treffliches Gespenst? Wehe, wehe, wenn sich die gute Marquise an mir versehen sollte!“

Zehntes Capitel.

Wie Voltaire es gesagt, war es geschehen.

Am letzten Tage des Jahres hatten die Marquise und die Herren Margarethe und Frau Mathurine nach dem „goldenen Apfel“ zu Vassy geleitet, wo sie Longchamp als vielerfahrener Reisemarschall mit einer Kutsche erwartete.

Rasch waren die beiden Frauen eingestiegen, da Voltaire kein Freund von langem Abschiednehmen war, der Postillon hatte sein Horn geblasen, und im schnellen Lauf der vier Pferde war der schwerfällige Wagen nordwestlich auf Vitry zu dahingerollt. Vergebens hatte sich Richard bemüht, sowohl bei der Marquise, wie bei der Frau Lafond, das eigentliche Reiseziel Margarethens zu erfahren, diesmal mußte Voltaire in der That sein Geheimniß in „verschwiegener Brust“ bewahrt haben.

Daß er sein Ein und Alles, seinen Longchamp, mit fortschickte, deutete freilich für Jeden, der ihn genauer kannte, darauf hin, daß entweder die Abwesen=

heit des Kammerdieners nicht von langer Dauer sein, oder der Herr selbst ihm bald nachfolgen würde. Dennoch war für die nächsten Stunden und Tage mit Margarethen der gute Geist des Frohsinns und der Eintracht aus Cirey entschwunden.

Mißmuthig kehrte die Gesellschaft von Bassy zurück; war es Absicht oder Zufall? man hatte den Platz, den das junge Mädchen bei der Hinfahrt eingenommen, leer gelassen. Gegen seine Gewohnheit hatte Voltaire seiner Zunge ein tiefes Schweigen auferlegt, die Marquise hatte rothgeweinte Augen, St. Lambert wußte keine bessere Beschäftigung, als seine Daumen unablässig umeinander zu drehen, und Richard träumte zum Wagenfenster hinaus.

Die Kälte der jüngstvergangenen Tage war einer milderen Witterung gewichen, hier und dort thaute unter den Sonnenstrahlen der Schnee. Margarethe hatte wenigstens eine angenehme Fahrt, und das Unglück war nur, daß er nicht an Longchamp's Stelle ihr gegenüber im Wagen saß. Aber diese Trennung würde nicht lange dauern. Während sie nach Westen fuhr, ging der Brief an seine Aeltern nach Osten, und ehe es noch Frühling geworden, durfte er hoffen, mit ihr an einem noch schöneren und sonnigeren Tage als dem heutigen, an Feldern, die zu grünen; an Wäldern, deren Bäume sich auf's Neue mit duftigem Laub zu schmücken anfangen; an Obstgärten in erster schwellen-

der Blüthenpracht vorüberzufahren, in der süßen Gewißheit, nie mehr, es sei denn durch den unerbittlichen Tod, von einander geschieden zu werden, weit und weiter der geliebten Heimath zu.

Die Philosophen betrachten das Leben des Menschen als eine Reise aus dem dunklen Nichts vor der Geburt durch eine dämmernd erhellte Gegend, da uns auf Erden die Tiefen der Natur und das wahre Wesen aller Dinge verschlossen sind, in ein unbekanntes Land nach dem Tode, — wie schön ist es da, einmal dies Symbolische und das geheimnißvolle Wesen des Lebeus mit Bewußtsein zu genießen: an einem entscheidenden Punkte des Daseins eine Reise zu beginnen, nicht nach einem ungewissen, sondern nach einem bestimmten Ziel; nicht allein, wie wir die Straße des Todes wandeln müssen, sondern mit einer holden Gefährtin! Immer reizender malte sich Richard dies Bild aus, so daß er darüber die Gegenwart und die augenblickliche Trennung von der Geliebten vergaß.

Vielleicht ist es auch für ihre Zukunft gut, dachte er, daß Gretchen auf diese Weise von der Marquise entfernt bleibt. Im Schlosse hätte es sich nicht verhindern lassen, daß im fortwährenden Verkehr, bei der Dankbarkeit, die Margarethe aus so vielen Gründen für die Dame empfinden mußte, bei dem Wunsche dieser, sich das junge Mädchen dauernd zu verbinden, eine feste Freundschaft zwischen Beiden entstanden

wäre, und da Richard selbst sich nicht ganz frei von Vorurtheilen gegenüber der Marquise wußte, welch' einen Vorwurf für Margarethe hätte seine ehrsame, steif in engen Lebensformen verknöcherte Verwandtschaft aus dem Umgang des Mädchens mit einer so sittenlosen Frau gezogen! Schelen Blicken genug würde die Französin schon ohnedies in Danzig begegnen, die Braut aus der Fremde, — es wäre muthwillig gewesen, den Lästerzungen für die Bosheit und Verleumdung noch obenein Grund und Stoff zu liefern.

Still ging die Sylvesternacht, still der erste Tag des Jahres im Schlosse vorüber.

Lebhafter war es im Dorf, wo noch die Nachklänge der Hochzeitsfeier Nicolettens, die endlosen Gespräche und Vermuthungen über den Einbruch, die an jedem Abend lustig erklingende Musik Meister Jasmin's und seiner Truppe die Gemüther bewegten, die Schänke füllten und Alle in Spannung und Aufregung erhielten. Das galt an dem langen eichenen Tische des Wirthshauses als ausgemachte Sache, daß der Soldat aus dem flandrischen Feldzuge, den der Corporal schändlicher Weise bei sich versteckt, für seinen Verwandten ausgegeben und in die anständige Gesellschaft ehrsamer Landleute geführt hatte, ein Marquis von Vaudemont und der Anführer der Räuber gewesen. Dafür sprach auch die Thatsache, daß der Stelz-

fuß seit dem verunglückten Unternehmen aus dem Dorfe verschwunden war.

„Sein Glück, daß er sich aus dem Staube gemacht“, sagte Ambroise, der Schmied; „es war eine Schande für das ganze Dorf, einen solchen Wegelagerer aufzunehmen!“

Vergebens suchte Barthelemy den Oheim damit zu vertheidigen, daß er seinem früheren Officier eine Unterkunft in seinem Hause nicht habe verweigern können; daß er weder um den Einbruch gewußt, noch weniger daran Theil genommen habe; alle älteren Männer könnten es bezeugen, daß der Corporal zur Stunde, wo der Ueberfall geschehen, an der Hochzeitstafel die Schlacht von Fontenoy zum hundertsten Male mit Kreide aufgezeichnet und beschrieben hätte. Diese Versicherungen, so gegründet sie waren, halfen nichts; im Gegentheile, Viele behaupteten, den Stelzfuß an der Spitze, seien die Räuber in den Schloßgarten eingebrochen; der Ruhm des großen Corporals war umgestürzt und lag wie ein vom Blitz zerschmetterter Baum am Wege, von dem nach Herzenslust und Belieben jeder Vorübergehende Zweige und Aeste bricht.

Wenn ein Stern fällt, so pflegt ein anderer zu steigen, so war bei dem Sinken Le Grand's Jouvence in der Meinung des Dorfes gestiegen.

Dies braune Mädchen mit den schwarzen Haaren besaß eine prophetische Gabe; Mancher, der ihr die

Hand hingehalten, entsann sich, daß sie zur Wachsamkeit ermahnt, und in dunklen Worten von einem mit dem Hochzeitsfest herannahenden Unheil gesprochen. Die Muthigeren hatten ihr keinen Glauben geschenkt, die Furchtsamen aber wollten schon damals an eine Feuersbrunst, einen Raubmord oder ein großes Sterben gedacht haben. Jetzt waren die Aeußerungen Jouvence's erklärt, im Geist hatte sich ihr das schreckliche Ereigniß gezeigt; Gervais wußte sogar, daß sie es gewesen, die an jenem Abend mit blitzenden Augen und drohenden Geberden Longchamp aus dem Tanzsaal fortgetrieben. Ungünstiger als die Männer urtheilten selbstverständlich die Frauen und Mädchen über Jouvence; ihre Schönheit und der Zauber, mit dem sie Alt und Jung bannte, fanden in deren Augen keine Gnade; ihre Prophezeihungen seien keine himmlischen Eingebungen, sondern Hexereien; zweimal hätte sie mit dem verkleideten Marquis gesprochen; statt sie die kluge Jouvence zu nennen und sie mit bunten Bändern und Goldstücken zu beschenken, sollte man sie lieber in's Gefängniß nach Chaumont führen, dort auf der Folter würde sie die haarsträubendsten Geständnisse thun und ihre Giftmischerei und Zauberei, Dieberei und Hehlerei bekennen.

An diesem Nachmittag war Richard, die müßigen Stunden zu tödten, mit St. Lambert über das Feld nach der Waldung des Marquis du Châtelet geritten.

Ueber eine kühle Höflichkeit war das Verhältniß der beiden jungen Männer zu einander nicht hinausgekommen. St. Lambert fühlte sich in seiner Liebe zur Marquise von Richard beobachtet; es drückte ihn, daß er durch dessen Vermittlung einen Brief der Geliebten erhalten; er war neidisch, daß die Marquise den Bürgerssohn mit so großem Vertrauen, mit so ausgesuchter Rücksicht, wie einen Freund behandelte. Richard dagegen empfand zum ersten Mal im Leben dem Gardecapitän gegenüber den plebejischen Trotz und die im letzten Grunde unbewußte und unüberwindliche Abneigung des Bürgerlichen gegen den Adeligen. Trotz seiner freien philosophischen Grundsätze wußte sich St. Lambert nicht wenig um seine Herkunft und seinen Officiersdegen und ließ den Andern oft, ohne Absicht, doch in verletzender Weise, die Kluft merken, die in seinem Sinne einen hochgebornen Marquis von einem Kaufmann trennte.

Konnte auch von einem Einverständniß St. Lambert's mit Vaudemont keine Rede sein, so wollte es ihm Richard doch nicht vergeben, daß er die einzige Möglichkeit verhindert, sich des Einbrechers bei offener That zu versichern.

Aus dem weiten Spazierritt, den sie beabsichtigt, wurde bei dieser Stimmung nichts.

Es kränkte den Stolz St. Lambert's, daß er ein schlechteres Thier ritt als Richard, dessen prächtiger

und stattlicher Schimmel, so sehr ihn sein Reiter auch zügelte, immer um einige Schritte dem Pferde des Marquis vorausblieb. Unter dem Vorwand der Ermüdung kehrte er zurück; Richard sprach kein Wort, ihn aufzuhalten. Wie allen Verliebten, war auch ihm die Einsamkeit die liebste Genossin. Der Aufenthalt im Schlosse wurde ihm mit jeder Stunde peinlicher und rückte ihm immer deutlicher die Gewißheit, ein Ueberflüssiger darin zu sein, vor. Schon zu viele Stunden hatte er im Müßiggange verloren. Und was nun thun?

Voltaire saß beständig am Schreibtisch; in den kleinen Krieg, der zwischen ihm und der Marquise auf- und niederwogte, mochte Richard sich eben so wenig mischen, als den gleichgültigen Dritten bei den Zusammenkünften St. Lambert's und Emiliens spielen. Hatte er durch einen unvorsichtigen Blick verrathen, daß er ihren Zustand kenne, oder ahnte sie die Offenbarungen, die ihm Voltaire gemacht? Er fürchtete ihrerseits ähnliche Enthüllungen, daß sie seine Vermittlung zur Wiederherstellung des Friedens zwischen ihr und dem langjährigen Freunde in Anspruch nehmen würde. Alles wohl überlegt, war es das Beste für ihn, entweder auf gut Glück Margarethen nachzureisen oder nach Luneville zurückzukehren, sich dem alten Güntzer vorzustellen und den Brief seines Vaters zu erwarten.

In diesen Gedanken ließ er das Pferd, wie es

wollte, seinen eigenen Gang gehen, und über die Felder hin war er bis an den Saum des kleinen Gehölzes geritten, das sich zwischen der Fahrstraße und dem Flusse ausdehnte, allmählig dichter wurde, sich waldartig mit hochstämmigen Eichen und Buchen ausbreitete und in einiger Entfernung eine Anhöhe hinanstieg; zerstörtes Mauerwerk, das jetzt durch die kahlen Aeste und Zweige scharf hervortrat, krönte die Spitze des Hügels. Ein Wartthurm aus dem Mittelalter, der noch in den Kämpfen der Katholiken und Hugenotten als Feste gedient hatte; weit vorgeschoben, vertheidigte er Schloß und Dorf Cirey von dieser Seite her gegen etwaige feindliche Angriffe und gestattete den Wächtern, das Herannahen der Gegner zu beobachten und rechtzeitig nach dem Schlosse zu melden.

Achtlos, traumverlorenen Sinnes wollte Richard in das Unterholz einbiegen, als hinter einem Haufen von Feldsteinen Jouvence hervortauchte und mit der Hand winkend ihn von seinem Vorhaben abzuwehren suchte.

Seit sie ihn halb wider ihren Willen auf die Spur Vaudemont's geführt, hatte er sie nur noch ein einziges Mal im Vorübergehen vor dem Portal der kleinen Dorfkirche bei der Trauung Nicolettens flüchtig gesehen; er war an Margarethens Seite gegangen, und trotzig und grollend hatte Jouvence das Gesicht von ihm abgewandt. Jetzt, wo sie so plötzlich wieder vor

ihm stand, in ihrem braunen Mäntelchen, mit den wildlockigen, schwarzen Haaren, die Hände voll graugrünen und bräunlichen Mooses, fielen ihm all' ihre Wunderlichkeiten ein; es war doch, als lebe sie in einem eigenen Dunstkreis, dem man sich nicht ungestraft, nicht ohne von ihm berührt zu werden, nahen dürfe. Vor ihrer erhobenen Hand, vor ihrem flatternden Mantel war sein Pferd gescheut. Er sprang herab, faßte es am Zügel und schritt eine Weile neben ihr her; er bemerkte kaum, daß sie nicht in das Gehölz eintraten, sondern den Weg, den er eben gekommen war, zurückgingen.

„Was führt Dich in diese Oede?“ fragte er.

„Ich habe Moos gesucht, um einen Trank daraus zu bereiten, der für eine kranke Brust gut ist.“

„Habt Ihr einen Kranken in Eurer Truppe?“

Jouvence antwortete ausweichend und zweideutig:

„Wer ist vor Krankheiten sicher? Wir müssen die Heilmittel bei uns haben; arme Leute wie wir können Arzt und Apotheker nicht aufsuchen und bezahlen.“

„Ich wette, daß Du Deine Tränke auch noch Anderen zu trinken gibst, als nur Deinen Genossen.“

„Das Moos hat die heilige Jungfrau für alle Kranken gesegnet; es wirkt in Jedes Hand, der seine Kraft kennt.“

„Und wer hat sie Dich denn kennen gelehrt?“

„Nächst den Heiligen meine Mutter. Seht“, und

sie hielt ihm einen Büschel gelbbraunen Mooses vor die Augen, „das ist ein seltenes Gewächs, das Moos des heiligen Gratianus, und ich glaubte, daß es nur in meiner Heimath vorkäme, denn im ganzen Frankreich hatte ich es vergebens gesucht, bis ich es jetzt dort oben auf dem Hügel, an dem Fuß der alten Mauerreste, gefunden."

„Von jenem Punkte muß es eine weite Aussicht in das Land geben. Ja, aber, tolle Dirne — und er hemmte den Schritt und blickte sich um — „wohin sind wir gerathen? Ich wollte nach jener Ruine, und Du führst mich nach dem Dorfe zurück."

„Ich?" entgegnete sie. „Ihr seid selbst umgekehrt; Euer Pferd scheute, es wußte, daß es dort auf der Höhe nicht gut für Euch ist. Der Wind, der oben weht, ist Todesluft für Euch."

„Ich bitte Dich, laß die Thorheiten und das Zauberwesen. Mir gefällt es nicht, daß ein Anderer, wenn auch in freundlichster Absicht, auf Schritt und Tritt meinen Wächter spielt und mich mit wichtig thuender Miene vor wirklichen oder eingebildeten Gefahren warnt."

„Meine erste Warnung ist doch eingetroffen und Euch zum Glück ausgeschlagen!"

„Gewiß, und ich danke Dir dafür, Jouvence!"

„Und wenn ich damals die Zukunft wußte, warum sollte ich sie heute weniger wissen? Denkt Ihr, jener

Mann werde Euch die Vereitlung seiner Absichten, so lange er lebt, verzeihen?"

„Er wird es nicht, aber ich bin gerüstet, seine Angriffe abzuschlagen. Verbirgt er sich etwa in jenem verfallenen Thurm? Der beste Aufenthalt für einen Straßenräuber."

Sie schien zufrieden damit, daß sie jeder Schritt weiter von dem Gehölze und der Ruine entfernte, und antwortete darum nicht auf seine Frage.

„Morgen, vielleicht schon in einer Stunde, brechen wir auf", sagte Jouvence; „die Baßgeige ist zu dieser Frist bei dem alten bösen Mann im Schlosse, der Voltaire heißt und solche funkelnden blauen Augen hat. Sobald wir von ihm den Empfehlungsbrief an den König erhalten haben, ziehen wir von Cirey ab."

„Meister Jasmin wird mit seiner Bitte auf einen schweren Widerstand bei dem Herrn von Voltaire stoßen", antwortete Richard; „man sagt Euch viel Uebles nach, und der Herr ist sehr böse auf Euch!"

„Was hätten wir denn gethan?"

„Du wirst mich doch nicht überreden wollen, daß Ihr nur um Nicolettens Hochzeit willen acht Tage lang in dem kleinen Neste geblieben wäret?"

„O!" rief sie, und während ihre Wangen von Zornröthe flammten, traten ihr zugleich die Thränen in die Augen. „Ihr haltet uns auch für Diebe und

Zigeuner. Müssen wir denn schlecht sein, weil wir arm sind?"

„Du bist nicht schlecht, Jouvence", begütigte er sie, „Du nicht! Aber Du brauchst nicht Alles zu wissen, was die Anderen thun, zum Beispiel, wenn der Eine oder Andere sich von dannen schleicht, um den Marquis von Vaudemont zu unterstützen, — sie werden ihre Streiche vor Dir geheimhalten."

„Das können sie nicht", meinte sie und richtete den Kopf stolz in die Höhe; „ich bin klüger als sie und kann mehr Geld verdienen, als sie Alle zusammen, ich weiß ihre geheimsten Pläne, noch ehe sie davon gesprochen!"

„Sei nicht hochmüthig!"

„Hochmüthig? Ich möchte am liebsten Eure Dienerin sein, und Ihr solltet auf Erden nie eine bessere und demüthigere finden. Lasset mich Euch begleiten, Ihr bedürft eines treuen und wachsamen Auges."

Richard runzelte die Stirn: „Du bist eine Thörin! Ich brauche keine Dienerin und werde auch ohne Deinen Schutz ungefährdet von Cirey nach Luneville reiten."

„Thut, wie Ihr wollt", erwiderte sie trotzig; „zweimal bittet Jouvence nicht. Auch ist es besser so, Ihr gehört zu dem schönen Fräulein und ich zu den

Bettlern, — ich werde mir einen Esel kaufen, dann bin ich eine rechte Bettlerkönigin."

Das Absonderliche in dem Mädchen hatte eben so viel Abstoßendes wie Anziehendes, und vielleicht war es gerade der beständige Wechsel dieser Stimmungen, den sie in Richard's Seele erregte, welcher ihr Reiz und Besonderheit in seinen Augen verlieh. So bewirkten jetzt ihre letzten Worte, daß er sich im Stillen der Härte gegen sie anklagte und sich bemühte, durch größere Freundlichkeit sie dieselbe vergessen zu machen; er streichelte ihre Locken und sagte: „Du sollst nicht länger betteln, ich werde mit Meister Jasmin sprechen, daß er Dich gut hält, und wenn ich Dich in Luneville wiedersehe, wollen wir in Ruhe über Deine Zukunft reden."

„Meine Zukunft?"

Sie schaute ihn mit ihren dunklen Augen an, als verstände sie ihn nicht recht, und da er seine Hand noch immer auf ihren Haaren hielt, durchrieselte es wie ein süßer Schauer all' ihre Glieder.

„Du kannst doch nicht beständig mit diesen Leuten im Lande umherstreichen, in Schänken Deine Künste treiben, auf offenem Felde übernachten? Ich werde für Dich sorgen, Herr von Voltaire und wohl auch der König werden mir darin helfen und Dich in Paris zu einer Sängerin für die Oper ausbilden lassen."

„Als ob ich nicht schon singen könnte!" entgegnete

sie verwundert. „Aber mag es doch sein, ich werde Euch wiedersehen, Ihr gestattet es mir, Ihr werdet die arme Jouvence nicht zurückweisen, wenn sie an Eure Thür klopft?“

„Nein, nein. Frage nur in Luneville in dem Hause, das gegenüber dem Schloß ein schwarzes steinernes Herz über dem Thorweg hat, nach Richard Rosenberg, und Du wirst mich finden.“

„Ich danke Euch.“

Ehe er es verhindern konnte, hatte sie ihm die Hand geküßt.

„Vergeßt mich bis dahin nicht!“

Hier trennten sich die Wege; eine breitere Straße führte nach dem Dorfe, während ein Seitenpfad, gerade und bequem genug für einen einzelnen Reiter, im kürzeren Laufe nach dem Schlosse lief. Richard legte dem braunen Mädchen, das leise zitternd vor ihm stand, die Hände auf den Kopf und sagte in seiner ernsten, bedächtigen Weise: „Gott behüte Dich für und für! Er weiß am besten, was Dir gut ist, und wird Dich den Pfad zu Deinem Heile führen.“

Damit schwang er sich wieder auf das Pferd und ritt langsamen Schrittes dem Schlosse zu. Regungslos blieb Jouvence stehen und sah ihm nach; in dem goldig flimmernden Schein der Nachmittagssonne glänzte er auf seinem weißen Pferde wie der heilige St. Georg,

der den Drachen niederwirft, auf den Bildern in den Kirchen.

Als Richard in den Schloßhof einritt, fand er zu seinem Erstaunen eine altmodische Kalesche vor dem Thor; Pferde und Kutscher zeigten deutlich, daß sie erst vor Kurzem nach einer beschwerlichen Fahrt angekommen seien. Eine Ahnung sagte ihm, wer die unerwarteten Gäste wären, und es bedurfte gar nicht des Herrn Martin Lafond, der ihm in der Halle mit den Worten entgegeneilte: „Sie sind da: der Vater des Fräulein Marguerite und ein kleiner Herr, der unseren großen Herrn von Voltaire gefangennehmen will.“

Martin Lafond machte dabei ein so klägliches Gesicht, als ob er selbst mit eingesteckt werden sollte; die Last des ganzen Hauses, die seit der Abreise seiner Frau, vierundzwanzig volle Stunden, schon auf ihm lag, hatte seiner „ewigen“ Heiterkeit und Weinlaune ein vorschnelles Ende bereitet, er glich einem Weinfasse, dem der Boden ausgeschlagen war; er hätte so viel zu thun, daß er nicht einen Augenblick mehr zum Trinken besäße, und so geleitete er Richard die Treppe hinauf; es sei ein Glück, daß der junge gnädige Herr noch zur rechten Zeit eingetroffen, um dem Herrn von Voltaire in dem Kampfe beizustehen. Er wollte Richard gleich in die Galerie, auf den Schauplatz des Gefechtes, führen, dieser aber zog es

vor, sich zuerst zu der Marquise zu begeben, um von ihr genauere Nachrichten über das Zusammentreffen Voltaire's und Güntzer's zu erfahren.

Die Marquise empfing ihn ohne jede Spur von Aerger oder Besorgniß.

„Ich habe die beiden Herren aus Luneville“, sagte sie, „eine Viertelstunde bei mir gesehen; sie waren so höflich, mir als der Herrin des Schlosses einen Besuch zu machen — eine Artigkeit, die mehr in dem Kopf des Advocaten, als in dem harten Schädel des alten Güntzer entsprungen sein wird. Ich hielt sie länger auf, als es nöthig war und ihre Ungeduld wünschen mochte, um Voltaire Zeit zu geben, seine Vorbereitungen zu ihrem Empfange zu treffen; er hat für solche Gelegenheiten ein außerordentliches Talent, eine Würde und einen Ernst, welche diese beiden guten Leute wahrscheinlich aus ihrer ganzen Fassung gebracht haben werden.“

„Sind sie denn überhaupt gefährlich?“

„Keineswegs, aber ein Advocat ist ein unberechenbarer Feind, man kann nie wissen, was er im Schilde führt; darum war es der klügste Schachzug, so leid er mir selbst gethan, Marguerite aus dem Hause zu entfernen. Zum Ueberfluß ist auch der Marquis von St. Lambert eben von seinem Spazierritt zurückgekommen, und seine Anwesenheit wird das Ihrige dazu beitragen, die Herren kleinlaut zu stimmen; er

ist Gardecapitän des Königs und wohlbekannt in Luneville, er kann die Abreise Marguerite's mit seinem Ehrenwort bekräftigen. Gehen Sie getrost hinauf, das Schauspiel zu genießen, Sie werden Voltaire erwünscht kommen."

Zu natürlich war in Richard's Seele das Verlangen, den Vater Margarethens zu begrüßen, als daß er sich diese Aufforderung noch einmal hätte sagen lassen. So würden vermuthlich nach wenigen Worten alle Irrungen beseitigt, alle Verwicklungen beendigt sein, und noch dazu in einer Weise, die seiner Gesinnung am besten entsprach. Des Jaworts der Tochter, wie er glaubte, sicher, durfte er vor den Vater treten, um seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu erbitten; so wollte es die alte heilige Sitte, und mit diesem Schritt wurde auch Gretchen wieder in jenen Kreis der Ordnung und des bürgerlichen Lebens zurückgeführt, den sie im kecken Freiheitsdrange verlassen; dann konnte nicht mehr der leiseste Schatten einer Schuld auf sie fallen, Alles, selbst ihre Flucht zu Frau Lafond hatte sich innerhalb der Familie begeben, die für das Höchste und Unverletzlichste auf Erden zu halten, Richard erzogen war.

Schnellen Schrittes stieg er darum die Treppe hinauf und öffnete, ohne recht zu bedenken, wie er seinen Eintritt entschuldigen, was er zunächst sagen wollte, die Thür.

An dem Tisch in der Mitte der Galerie saßen in fast feierlicher Stellung Voltaire und Andreas Güntzer.

Obgleich noch ein heller Tagesschimmer durch das Fenster fiel, brannten die Kerzen doch schon in den silbernen Armleuchtern. Gegen den prächtigen Kammerherrnanzug und die stattliche wohlfrisirte Perrücke Voltaire's stach der lange braune Tuchrock mit den vergoldeten, aber schon halb erblindeten Knöpfen, dem beriebenen Stickereibesatz um Aermel und Taschen, die groben Schuhe mit den Messingschnallen des alten Güntzer bedenklich genug ab. Die Haltung der beiden Männer verstärkte noch den Gegensatz, der in ihrer Kleidung sich ausprägte.

Voltaire spielte, halb in angeborner, halb in schauspielerischer Würde, den Edelmann von Gottes Gnaden; er hatte seine bewegliche, quecksilberne Natur für eine Weile zur Ruhe gezwungen. Nachlässig zurückgelehnt saß er in seinem Lehnstuhl, die Beine übereinandergeschlagen und so weit vorgestreckt, daß die Demantschnallen der Schuhe vortheilhaft im Kerzenlicht schimmerten; ab und zu bewegte er huldvoll, wie Ludwig XIV. in der Spiegelgalerie zu Versailles beim Empfange der Gesandtschaft aus Siam, sein Haupt. Die Locken seiner Allongeperrücke schienen sich alsdann in einem anmuthigen Rhythmus zu bewegen, und seine kostbare Spitzenkrause, sein seidenes gesticktes Halstuch senkten sich zierlich auf und nieder. Dagegen saß Andreas

Güntzer schwerfällig und steif wie hingepflanzt auf seinem Sessel; welchen Zwang er sich auch anthat, wie sehr auch die schärfsten Spitzen und Kanten seines Wesens durch den Verkehr mit den Hofleuten in Luneville allmählig abgeschliffen waren, immer brach das Rauhe und Bäuerische seines Wesens, unter der vorgenommenen Maske des armen Mannes das Bewußtsein eines bedeutenden Besitzes und der Hochmuth darauf, hervor.

Wie aus grobem harten Holz waren seine Gesichtszüge geschnitzt; eine breite Stirn, starke Backenknochen, tiefliegende, graue Augen unter buschigen Brauen, das viel durchfurchte Antlitz von kräftiger bräunlicher Farbe, die wie der ganze Bau seiner Glieder bewies, daß sein Geiz seiner Gesundheit und seinem körperlichen Wohlbehagen noch nicht geschadet habe; eher bezeugte seine vernachlässigte Kleidung, sein ungepudertes graues Haar, das hinten ohne Kunst mit einem schwarzen Wollenbande in einen Zopf zusammengebunden war, diese schlimme Eigenschaft seines Charakters.

In diesem Schlosse, an diesem Tische befand er sich nicht an seinem rechten Platze; der Empfang, die vornehme Gelassenheit der Marquise und Voltaire's hatten ihn eingeschüchtert; grollend bemerkte er, daß man ihn nicht fürchtete, daß man nichts vor ihm verbarg; statt zu fordern und zu drohen, wie er es sich gedacht haben mochte, mußte er sich zu Höflichkeiten

und Bitten erniedrigen, welche gegen den Strich seines Temperaments gingen, und seinem Freunde und Advocaten Anselme Prothée das erste Wort lassen. Als viel erfahrener Mann hatte sich der kleine Advocat mit dem spitzen Vogelgesicht schneller in die veränderte Lage gefunden; in schwankender Haltung, denn er bewegte sich in abgemessener Weise auf den Fußspitzen auf und nieder, mit theatralisch ausgebreiteten Armen stand er vor dem Tisch. So unrecht hatte die boshafte Margarethe nicht gehabt, wenn sie ihn mit einem Kobold verglichen. Seine kleinen, wild umherfunkelnden und suchenden Augen, seine hastigen Bewegungen, die Nase, die sich geierartig vorstreckte, die Perrücke, die er im Eifer seiner Rede fortwährend von der rechten zur linken Seite seines Kopfes schob, die etwas verwachsene rechte Schulter — ein Fehler, den er geschickt zu verbergen suchte —, der schrille Ton seiner Stimme, die im höchsten Eifer an den Schrei eines Raubvogels erinnerte: Alles rief einen Eindruck des Grotesken und Lächerlichen hervor.

Offenbar war Prothée bei Richard's Eintritt noch im Anfang seiner lange vorbereiteten herrlichen Rede, die er mit Geistesgegenwart und Zungengeläufigkeit begonnen, um Voltaire zur Herausgabe Margarethens zu bewegen.

„Wie wir", hatte er angefangen, „in dem letzten Buche der Iliade lesen, welche im Beginn aller Cultur

das erhabene Ziel der epischen Dichtkunst zeigen sollte, ohne dahin zu gelangen, das zu unseren Zeiten aber ruhmgekrönt die Henriade erreicht hat — wie wir also dort lesen, kam der greise König Priamus in das Zelt des göttlichen Helden Achilles, warf sich ihm zu Füßen und flehte ihn um die Herausgabe der Leiche seines Sohnes, des verehrungswürdigen Prinzen Hector an, der im Zweikampf von Achilles getödtet worden war. Welch' ein rührendes, ergreifendes Bild! So kommt hier wieder ein unglücklicher, freudloser, verlassener Vater, unglücklicher als Priamus, denn Priamus hatte hundert Söhne ..."

„Uneingerechnet die Töchter", sagte Voltaire und erhob sich vom Sessel. „Verzeihen Sie, mein Herr Advocat, daß ich Ihre wunderbare Rede auf einen Augenblick unterbreche. Ich bin kein Redner wie Sie; ich bin ein schlichter Mann, der das Herz auf der Zunge trägt; es fällt mir nicht ein, mit Ihnen um den Kranz des Demosthenes wetteifern zu wollen, umsoweniger, da Sie in diesem Wettkampf der Beredsamkeit von Herrn Andreas Güntzer bezahlt werden und ich nicht, aber" — und er streckte beide Arme Richard entgegen — „wo Sie nur Schatten heraufbeschwören, führe ich lebendige Menschen von Fleisch und Blut in's Feld. Ich bin nicht der göttliche Held Achilles, ich wäre zufrieden, wenn ich nur der göttliche Sauhirt Eumäus wäre, hier aber steht mein Achilles.

Auf, Herr Güntzer, auf! Breiten Sie Ihre Arme aus, sprechen Sie heimlich in Ihrem Herzen ein Dankgebet, der Gott der Katholiken ist ja auch der Gott der Protestanten! Treten Sie näher, Herr von St. Lambert, auch Sie, Herr Anselme Prothée! Priamus verheirathete seine Tochter Polyxena mit Achilles, erlauben Sie mir alle, in diesem würdigen jungen Manne, dem Sohne des hochmögenden Syndicus von Danzig und dem Pflegesohn Sr. polnischen Majestät, in diesem Jüngling, der trotz seiner Jugend schon sechs Häuser auf dem Festlande und sechs Schiffe auf dem Meere hat, in Herrn Richard Rosenberg Ihnen den Verlobten des Fräulein Marguerite Güntzer vorzustellen."

Leicht mit dem Kopfe gegen Andreas und Richard nickend, schloß er:

„Schwiegervater — Schwiegersohn! Fallen Sie sich in die Arme!"

Die Wirkung dieser Worte auf die Zuhörer war eine niederschmetternde, nicht auf Jeden zwar im schlimmen Sinne, denn St. Lambert, der, an den Bücherschrank gelehnt, bisher theilnahmlos der Verhandlung zugehört hatte, mehr durch seine Figur und durch seine kleidsame Uniform, als durch seine Rede wirkend, mußte sich bei diesem Ausfall Voltaire's die Seiten vor Lachen halten, und Richard, so wenig diese Weise der Vorstellung mit seinen Ansichten von Schicklichkeit übereinstimmte, konnte nicht umhin, halb lachend und

halb verlegen dem alten Güntzer die Hand entgegenzustrecken.

Weit aber wurde die Laune der jungen Männer von dem Entsetzen der beiden Alten überboten.

Anselme Prothée sprang nach rückwärts, als wenn sich dicht vor ihm der Erdboden gespalten hätte, und bei dieser Bewegung des Schreckens, die durch einen heiseren Schrei, gleichsam den Rest seiner wider Willen verschluckten Rede, noch erhöht wurde, sank die Perrücke von seinem kahlen Kopf trostlos auf die rechte Schulter herab. Andreas Güntzer, dieser zweite Priamus nach der schönen Vergleichung seines Freundes, hatte weder die Worte, noch die Thränen so in seiner Gewalt, wie der alte König Troja's, ingrimmig schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief in seinem harten elsässischen Französisch: „Ich will mein Kind, ich will meine Tochter!"

Inmitten dieses lächerlichen Schauspiels bewahrte nur Voltaire die ruhige Würde eines Weisen und eines Fürsten.

„Mein theurer Herr", sagte er im Flüsterton, den Kopf zu Prothée neigend, mit freundlichem Mitleid, „Ihre Perrücke!"

Darauf näherte er sich Güntzer und fuhr laut mit erhobener Stimme fort: „Einen Schwiegersohn kann ich Ihnen stellen, aber Ihre Tochter . . ."

Der Alte richtete seine Augen drohend auf ihn und rief: „Ich verstehe von all' Ihrem gelehrten Kram

nichts, mein Herr, gar nichts! Geben Sie mir meine Tochter heraus!"

„Fräulein Marguerite Güntzer", antwortete Voltaire mit königlicher Hoheit, „ist gestern mit ihrer Verwandten, der Frau Mathurine Lafond, zu unserem tiefen Leidwesen aus Schloß Cirey abgereist."

„Abgereist?"

Güntzer schlug sich vor die Stirn, und hätte nicht Richard zwischen ihm und Voltaire gestanden, so wäre er auf Jenen losgefahren, um sich mit der Faust das Recht zu verschaffen, das er durch die Stimme seines Advocaten nicht erlangen konnte.

„Abgereist!" wiederholte er. „Das ist eine schändliche Lüge! Wem wollen Sie eine solche Abgeschmacktheit weißmachen?"

„Ja", kam Prothée seinem Freunde zu Hülfe, „das Fräulein ist im Schlosse versteckt! Versteckt, sage ich! Wir werden eine Klage auf Jungfrauenraub, auf Entführung, auf Gewaltthat jeder Art erheben; wir erklären vor allen Gerichtshöfen der Welt, daß diese Abreise eine unerhörte, frevelhafte, allen Gefühlen des Vaters, allen Forderungen des Rechtes hohnsprechende ..."

„Was?" sagte Voltaire und zog seinen Galanteriedegen halb aus der Scheide. „Vergessen Sie nicht, daß ich ein Edelmann bin, wir werden uns nachher schlagen!"

„Schlagen!" zischte Prothée und flog, wie ein Ball

von dem Stock des Spielers getroffen, auf St. Lambert zurück.

„Herr", fuhr ihn der Officier an, „was erlauben Sie sich? Warum treten Sie mir auf die Füße? Sie werden mir blutige Rechenschaft geben!"

„Ja, Rechenschaft!" betheuerte Voltaire. „Diesem würdigen Manne" — und er zeigte auf Güntzer — „verzeiht man gern seinen Schmerz und seinen Zorn; er beklagt die verlorne Tochter, und sein Kummer kennt kein Maß; er bereut, daß er ein so liebenswürdiges Geschöpf so bitter gekränkt, daß er wie ein Thor nicht sehr ehrenwerthen Leuten, die noch dazu räuberische Absichten auf seinen Geldbeutel haben, Gehör gegeben: ihm sei darum Alles von mir und diesen ritterlichen Herren verziehen! Wie aber durften Sie es wagen, ein Mann des Gesetzes, in das Haus einer vornehmen Dame, eines friedlichen Bürgers einzubrechen und einen Edelmann, einen Kammerherrn des Königs von Frankreich, der Lüge zu beschuldigen? Wenn ich nicht Voltaire der Großmüthige wäre, würde ich Sie ohne viel Federlesens von meinen Dienern zum Fenster hinauswerfen lassen. Fräulein Marguerite Güntzer hat einige Tage in diesem Schlosse bei ihrer Verwandten gewohnt, sie ist nichts weniger als versteckt gehalten worden. Wenn die Steine der Kirche von Cirey reden könnten, würden sie sagen: Wohl uns, wir haben diesen Engel von Schönheit gesehen!"

„Wollen Sie mich mit Ihren Redensarten noch wahnsinnig machen?“ tobte Güntzer.

„Unglücklicher Vater! Wie begreife ich Ihren lauten Jammer, Ihre Reue! Aber Sie werden die Verlorene wiederfinden, ich verspreche es Ihnen! Für jetzt kann das ganze Dorf und die halbe Stadt Vassy Ihnen zum Trost und mir zur Genugthuung mit einem körperlichen Eide bezeugen, daß gestern Nachmittags um drei Uhr Ihre Tochter mit Extrapost davongefahren ist.“

„Wohin, wohin?“

„Warum hätte sie mir das Ziel ihrer Reise nennen sollen, da sie es in ihrer Sittsamkeit sogar ihrem Bräutigam verschwiegen? Nicht in die Hände eines gewaltsamen Entführers, nein, mein Herr, in das Haus der edelsten und tugendhaftesten Dame in Frankreich war Ihr Kind gerathen; statt uns zu schmähen, sollten Sie uns bewundern! Dieser Jüngling, Ihr zukünftiger Schwiegersohn, könnte jetzt schon mit seiner jungen Frau auf der Reise nach Danzig sein, wer hätte ihn hindern wollen? Und Sie hätten das Nachsehen.“

„Das Nachsehen?“ polterte Güntzer.

Voltaire maß ihn von Kopf zu Fuß.

„Nicht? Herr, sollten Sie Ihren guten Ruf Lügen strafen und ein solcher Verschwender sein, eine Reise nach Danzig zu machen? Bei Ihren ehr=

würdigen grauen Haaren! Und selbst wenn Sie diesen tollhäuslerischen Streich gewagt, würden Sie zu kurz gekommen sein! In Preußen und Polen fährt man nämlich statt mit Pferden mit Rennthieren; wo hätten Sie Rennthiere hergenommen? Richard Rosenberg besitzt dagegen ganze Rennthierheerden!“

„Herr Andreas Güntzer“, konnte jetzt endlich Richard sein Wort anbringen, „an der Heiterkeit des Herrn von Voltaire erkennen Sie schon, daß Ihrer Tochter nichts Böses widerfahren, daß Alles, was geschehen, nur den einen Zweck hat, sie wieder mit Ihnen zu versöhnen. Was mich betrifft, bin ich Ihnen auch noch nicht persönlich bekannt, der Name meines Hauses kann Ihnen nicht unbekannt sein. Ihr Buchhalter...“

Die Worte: Haus, Buchhalter — übten auf den alten Handelsherrn eine fast magische Wirkung aus; er spitzte die Ohren, hob den Kopf aus den Schultern heraus und blinzelte mit forschenden Blicken unter den buschigen Augenbrauen hervor Richard an:

„Rosenberg und Compagnie in Danzig?“ brummte er fragend.

„Rosenberg und Compagnie“, entgegnete grüßend Richard, „und zunächst an Sie gewiesen durch Lenet aus Bordeaux.“

„Stimmt!“ sagte der Alte. „Der Herr hat sich neulich, am einundzwanzigsten December, zweihundert Louis an meiner Casse auszahlen lassen.“

„Zweihundert Louisd'or gegen übliche Provision, da der Wechsel erst in acht Tagen fällig war, und ich zu einem nothwendigen Geschäft das Geld früher gebrauchte.“

„Zweihundert Louis!“ rief Voltaire. „Damit kann man bis nach dem Nordpol reisen. Ich kann, ich will es nicht glauben, daß Sie, mein würdiger Herr, dieselbe Summe leichtsinnig aus dem Fenster geworfen hätten, ein Liebespaar zu verfolgen!“

Andreas brachte statt jeder bestimmten Antwort ein langgedehntes: „Hm, hm!“ hervor.

Der Funke war in seine Seele geschlagen; für den Kaufmann, für den Habsüchtigen hatte der Gedanke einer Heirath seiner Tochter mit Rosenberg und Compagnie seine verlockenden Seiten; noch schärfer und länger blinzelte er den jungen Mann an: „Der Herr hat mein Mädchen in Luneville gesehen? Ist ihr hierher nachgereist? Darum der vor der Zeit eingelöste Wechsel?“

„Nein, Herr Güntzer, ich habe das Fräulein hier im Schlosse zum ersten Mal gesehen. Dieser erste Blick hat über meine Zukunft entschieden.“

„Dummes Zeug“, polterte Güntzer dazwischen, „der Herr hat ohne den Vater gerechnet.“

„Bitte“, mischte sich Voltaire ein, „wir haben stark auf den Vater gerechnet.“

„Wie“, fuhr der Alte vom Stuhl, als hätte ihn eine Natter gestochen, „auf mein Geld gerechnet?“

Schon wollte Richard entrüstet rufen: Geld? Alter Wucherer, wie kann von Geld die Rede sein, wo es sich um Margarethe handelt! Aber Voltaire fühlte, daß Güntzer stutzig werden würde, wenn in aller Form von vornherein ein Verzicht auf die Mitgift und das Vermögen Margarethens ausgesprochen würde, und sagte entschieden: „Halten Sie Rosenberg und Compagnie für Hans Dampf? Dieser junge Mann weiß genau, was sich schickt, und daß man eine Tochter von Andreas Güntzer nicht ohne Mitgift heirathen kann, das hieße den Vater und die Ehre des Standes beleidigen."

„Mich beleidigt nur, wer mein Geld fordert", murrte der Alte. „Ich bin ein armer Mann . . ."

„Wie ich!" seufzte Voltaire und drückte ihm verständnißinnig die harte Hand.

„Ich bin der am schmählichsten Beleidigte! Will man mir die feierlich zugesagte Braut rauben?" drängte sich der kleine Advocat, der allmählig wieder Muth geschöpft hatte, auf den Zehen tänzelnd vor.

„Wer bin ich und wer ist dieser Jüngling — besser ein Gelbschnabel, ein verschlagener Abenteurer!" fuhr Prothée fort. „Niemand kennt ihn; einen Creditbrief kann Jeder vorzeigen!"

„Das versteht Ihr nicht!" schnaubte ihn Güntzer an. „Rosenberg und Compagnie, das ist echtes Gold!"

„Wollt Ihr etwa Euer Wort zurücknehmen?"

kreischte Prothée. „Oho, meine Herren, oho! Ich bin der berühmte Advocat Anselme Prothée, der schon ganz andere Leute zu Fall gebracht hat. Sonnengroß und sonnenklar steht das Recht auf meiner Seite! Ich werde diesem Mann, genannt Rosenberg, der mir ein verlaufener Schauspieler zu sein scheint, einen Proceß an den Hals werfen wegen Jungfrauenraub, wegen Führung eines falschen Namens, wegen der Verbreitung schändlicher Schriften, wegen Schmähung unserer heiligen Kirche — was werde ich nicht!"

„Alles", entgegnete ihm Voltaire, „nachdem Sie mir Rechenschaft mit dem Degen in der Faust gegeben haben."

„Ich führe keinen Degen, ich führe nur die Feder", stammelte Prothée und sank von seinen Zehen herab.

„Wohl, so werden Sie mit mir eine Kugel wechseln!" brauste ihm im Rücken St. Lambert's Stimme. „Ich werde Ihnen erst eine Stunde Unterricht im Schießen geben — und dann!"

Prothée zog sich zitternd und keuchend in sich selbst zusammen und setzte sich zerknirscht auf die Stufe, die zu der Nische führte, zu den Füßen des marmornen Liebesgottes.

„Und sie sollen doch noch Alle dieser Stunde gedenken!" murmelte er giftig.

„Herr Andreas Güntzer", bat Richard, „erlauben Sie mir ein Wort, das jede Schwierigkeit lösen wird.

Herr von Voltaire hat mich Ihnen vorgestellt, ich habe Ihnen frei meine Neigung für Ihre Tochter gestanden, aber es ist Ihr Recht, ja Ihre Pflicht, in einer solchen Angelegenheit bessere Bürgschaften als diese zu fordern. Ich werde, sobald Sie es wünschen, mit Ihnen nach Luneville reisen, um Ihnen dort jede wünschenswerthe Auskunft über mich zu geben; die Gnade Sr. polnischen Majestät erbitten, zu meinen Gunsten bei Ihnen ein Fürwort einzulegen; wenn Sie mir eine kurze Frist gestatten, Ihnen einen Brief meines Vaters überreichen, der um die Hand Ihrer Tochter für seinen Sohn anhält ..."

„Gesprochen wie der Prediger Salomonis!" rief Voltaire.

„Das ändert die Sache", sagte aufstehend Güntzer. „Ein Brief von Rosenberg und Compagnie an Andreas Güntzer, vielleicht ein Auftrag über eine Lieferung von Champagnerwein?"

„Selbstverständlich", bekräftigte Richard, seine Hand in die des Alten legend.

„Abgemacht! Thut mir leid, Prothée, aber Handelsverbindungen gehen Allem vor."

„Das ist die Zukunft der Welt! Der Handel, Hut ab vor diesem zukünftigen König!" sagte Voltaire, und dicht an den Alten herantretend, zischelte er ihm in's Ohr: „Ich habe zehntausend Livres frei, wollen wir ein Geschäft machen?"

„Zehntausend Livres!“ schmunzelte Güntzer. „Schade, daß der flandrische Krieg beendet ist; es war eine sichere Geldanlage, in die Gesellschaft für Versorgung des Heeres mit Lebensmitteln zu treten, man gewann zwölf Procent.“

„Dann sind wir Brüder“, und gerührt schloß ihn Voltaire in seine Arme. „Auch ich war dabei.“

Noch einmal schnellte der Advocat in die Höhe: „Aber wo ist Fräulein Marguerite?“

„Wenn der Pfarrer sie ruft, wird sie erscheinen“, entschied Voltaire feierlich. „Morgen reisen die drei Herren nach Luneville, für heute Abend und diese Nacht sind Sie die Gäste der Frau Marquise du Châtelet; die Kammer, die das Fräulein bewohnte, steht leer; der Vater kann in dem Bette seiner Tochter und der ehemalige Verlobte auf dem Canapé schlafen; so hart wie es ist, wird es dennoch weicher sein, als das Lager, auf dem der ehrenwerthe Prinz Hector von dem grausamen Achilles gebettet wurde. Kommen Sie, Herr Güntzer“ — und er schob seinen Arm in den des Wechslers — „ich habe noch Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

Triumphirend führte er ihn davon:

„Geist und Geld, wer könnte ihnen widerstehen?“

Ende des ersten Bandes.

Frenzel, Karl,

La Pucelle Roman in drei Büchern von Karl Frenzel

Bd.: 1

Hannover (1871)